This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~EP 976 A S~~
TNR 7829

~~EP 976 A S~~
TNR 7829

Schiller

in seinem Verhältniß zur Wissenschaft

dargestellt

von

Carl Twesten.

Berlin.

Verlag von J. Guttentag.

—

1863.

Goethe und Schiller sind die letzten der deutschen Dichter gewesen, welche nicht blos auf die Literatur, sondern unmittelbar auf die ganze geistige und moralische Kultur ihrer Nation einen großen, welthistorischen Einfluß geübt haben. Sie bezeichnen die Stelle, wo die Poesie, welche das Wiedererwachen des deutschen Geistes im achtzehnten Jahrhundert geleitet und den Einheitspunkt der zerstreuten geistigen Bestrebungen gebildet hatte, ihre höchste Blüthe erreichte, und fast gleichzeitig ihren Vorrang der neben ihr erstarkten und vertieften Wissenschaft abtrat, welche von da an das vorwaltende Interesse und die hervorragendsten Kräfte konzentrirte, um nach allen Richtungen hin neue Bahnen zu brechen. Beide vereinigten in ihrer Bildung und in ihrem Wirken die höchsten Ideen und Bestrebungen, welche ihre Zeit bewegten. Ueberall begegnen wir ihrem Namen, ihrer Thätigkeit, ihrem Einfluß. Die Höhe ihrer Stellung und die Größe ihrer Bedeutung wird schon äußerlich durch die Bibliotheken von Schriften bezeichnet, welche ihr Leben oder ihre Werke zum Gegenstande haben. Auch Schiller's wissenschaftliche Leistungen sind zu bedeutend, als daß sie fehlen könnten, wo von seiner Person oder seiner Zeit eingehend gehandelt wird. In mehreren seiner Lebensbeschreibungen sind sie umfassend gewürdigt worden; seine ästhetischen und historischen Schriften können in keiner Literaturgeschichte übergangen werden. Dennoch ist kaum eine Darstellung vorhanden, welche ein erschöpfendes Gesammtbild seiner wissenschaftlichen Thätigkeit gewährte, aufzeigend — wie es von jeder historischen Darstellung verlangt werden muß — die Bildungszustände und Verhältnisse, aus denen er hervorgegangen, die Anschauungen, die er erworben, die Fortschritte, die er vermittelt, die Anregungen, die er empfangen und die er gegeben hat.

Es war daher ohne Zweifel in hohem Grade verdienstlich, wenn bei Gelegenheit der großen nationalen Feier des 11. November 1859 die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien eine Würdigung Schiller's in seinem Verhältniß zur Wissenschaft zum Gegenstande einer Preisaufgabe gemacht hat. Dieselbe hat dabei vorzugsweise den Aesthetiker und den Historiker in das Auge gefaßt. Mir lag hauptsächlich daran, das Verhältniß Schiller's zu Kant in allen seinen wissenschaftlichen Bestrebungen zur Anschauung zu bringen und nachzuweisen, wie die beiden großen Dichter mit dem tiefsten Denker ihres Jahrhunderts vollständig übereinstimmten in einer Philosophie, welche mehr und mehr die Wissenschaft und das Leben zu beherrschen anfängt, obwohl sie eine Zeit lang durch imaginäre Systeme zurückgedrängt ward, und noch jetzt vielfach verkannt und mißverstanden wird. Kant selbst hat nach Stägemann's Ueberlieferung, betroffen über die falschen Auslegungen und die erneuerten metaphysischen Spekulationen, im Jahre 1797 geäußert: „ich bin mit meinen Schriften um ein Jahrhundert zu früh gekommen; nach hundert Jahren wird man mich erst recht verstehen und dann meine Bücher auf's neue studiren und gelten lassen". Er hat nicht umsonst an die Zukunft appellirt. Je seltener es war und lange Zeiten hindurch geblieben ist, um so mehr verdient das richtige Auffassen und consequente Festhalten seiner Lehre in den theoretischen Werken des Dichters hervorgehoben zu werden.

Schiller's englischer Biograph Carlyle urtheilt in bewundernder Anerkennung seiner moralischen und intellektuellen Größe: was er in der Kunst und in der Philosophie geleistet, stelle ihn zu der auserwählten Zahl, deren Werke nicht ganz einer Zeit oder einem Volke angehören, die nicht blos ihre Generation unterweisen, sondern Lehrer der größeren Familie der Menschheit werden. Und ein deutscher Philosoph, der ihm wenig ähnlich ist, Hegel findet, daß in der neueren Literatur außer Klopstock keine in ernster, männlicher Gesinnung so unabhängige, edle Gestalt aufgetreten sei, wie Friedrich Schiller. Wir mögen ihn zu den Lehrern der Menschen stellen, von denen es im Propheten Daniel heißt: die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.

I. Anlage und Bildung.

Schiller beklagt es in späteren Jahren wiederholt, daß er sehr wenig gelernt habe. Seine Schulbildung war in der That eine dürftige. Er hat sie nicht auf einer der würtembergischen Klosterschulen oder Seminare erhalten, die wie Blaubeuren, Bebenhausen und Maulbronn schon zu jener Zeit nicht anders, als heutigen Tages wegen ihrer Leistungen in wohlverdientem Ansehn standen und eine Menge tüchtiger Philologen hervorgebracht haben, sondern auf der Stadtschule zu Ludwigsburg, ohne Zweifel einer ärmlichen Anstalt, in welche die Reformen, die sich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an die pädagogischen und humanistischen Bestrebungen Gesner's und Ernesti's knüpften, noch keinen Eingang gefunden hatten, in welcher sich nach Art der alten lateinischen Schulen der Unterricht außer der Theologie wesentlich auf lateinische Worte und Phrasen beschränkte. Das erhaltene Zeugniß, mit welchem Schiller die Schule verließ, bezeichnet diese ausdrücklich als eine Trivialschule und zeigt, daß darin lateinisch nur eine Chrestomathie, griechisch nur das neue Testament gelesen wurde. Im Griechischen hat er es nicht weiter gebracht; er konnte keinen Schriftsteller im Original lesen, wollte als Professor in Jena von vorne anfangen die Sprache zu erlernen, was Humboldt ihm mit Recht abrieth. In der Militair-Akademie, welche ihn 1773 aufnahm, wurden allerdings alte und neue Sprachen, Geschichte und Geographie, Mathematik und Philosophie gelehrt, aber daneben ward dem vierzehnjährigen Knaben bereits ein Brodstudium obtrudirt, zuerst die Jurisprudenz, ein Jahr später bei der Uebersiedelung der Akademie nach Stuttgart die Medizin. Große Ansprüche auf Gelehrsamkeit wurden in dieser Anstalt, welche erst nach Schiller's Zeit unter dem Namen der hohen Karlsschule in eine förmliche Universität umgewandelt wurde, weder in den allgemeinen Wissenschaften, noch in den Spezialfächern erhoben, und Schiller scheint kaum den geringen Anforderungen genügt zu haben. Er thut sich in den Wissenschaften nicht sehr hervor — wendet seine Gaben nicht gut an — liest beständig Gedichte — so lauten die Urtheile seiner Mitschüler, während sie

seinen Verstand, seine Einbildungskraft, seine Neigung zur Poesie hervorheben. In der belletristischen Literatur war er wohl bewandert. Er las Werke von Klopstock, Lessing, Goethe, Gerstenberg, Leisewitz, Ossian, Shakespeare (seit 1776), Mendelssohn, Garve und Rousseau. Von lateinischen Autoren scheint er sich nur mit dem Virgil befreundet zu haben; den Livius lernte er erst als Professor kennen. Eine Lieblingslektüre war ihm, wie einst Rousseau im Knabenalter, die Lebensbeschreibungen des Plutarch, natürlich in Uebersetzungen. Dabei pflegte er die Festreden für den Herzog zu halten, schrieb Gedichte, entwarf Dramen, arbeitete endlich die Räuber aus. Darüber mußten wohl die medizinischen Studien zu kurz kommen. Trotzdem hatte er nach der hergebrachten Ordnung mit kaum zwanzig Jahren seinen Kursus beendet und hätte Ende 1779 die Akademie verlassen, wenn nicht seine Abgangs-Dissertation, die er eine Philosophie der Physiologie nannte, sehr übel ausgefallen wäre, und man ihn deshalb ein Jahr länger zurückgehalten hätte.

Mehrere seiner allzu panegyrischen Biographen scheinen dies, sowie die schlechte Anstellung, die er demnächst als Militärarzt bei einigen Hundert Halbinvaliden ohne Offiziersrang erhielt, als eine unverdiente Zurücksetzung und Verkennung anzusehen. Dem kann indessen nicht beigetreten werden. Der Herzog Karl Eugen, der sich eifrig mit seiner Akademie beschäftigte, hielt viel auf Schiller wegen seiner dichterischen und stylistischen Begabung, erwartete Großes von ihm, fand selbst in der verunglückten Abhandlung, welche der Examinator als unverständlich, ermüdend und verworren neben Unbescheidenheit und Verwegenheit in falschen Annahmen verwarf, daß der Eleve Schiller darin viel Schönes gesagt und viel Feuer gezeigt habe. Der schlechte Erfolg muß der Geringfügigkeit seines Eifers und seiner Kenntnisse in der Medizin zugeschrieben werden. Auch die spätere, gedruckte Abhandlung vom Jahre 1780 „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" enthält so wenig Medizinisches und Physiologisches, daß nur eine große Genügsamkeit dieselbe als eine ärztliche Probearbeit zulassen konnte. Uebrigens mußte Schiller daneben noch ein wirklich medizinisches Thema de differentia febrium inflammatoriarum

et putridarum[1]) ausführen. Für eine wirklich physiologische Behandlung der Frage fehlte damals noch die erste Grundlage, eine irgend genaue Anatomie des Nervensystems, aber die Arbeit läßt in der That kaum erkennen, daß sie von einem Mediziner geschrieben worden. Einige Bemerkungen über die Wichtigkeit des Krankenbettes für psychologische Beobachtungen stehen als bloße Redensarten da. Haller's Zeugniß wird dafür allegirt, daß die Wirksamkeit des Geistes während der Tagesgeschäfte den abendlichen Puls beschleunige, Muzell's medizinische und chirurgische Wahrnehmungen für die langsamen, matten Lebensverrichtungen der Stupiden. Auf Stahl's Theorie, daß die Seele sich ihren Körper erbaue, wird bei der Bemerkung angespielt, daß der Charakter auf die Bildung der Physiognomie einwirke. Endlich wird kurz erwähnt, man setze die Reizbarkeit der Muskelfaser in einen nisus, sich auf Veranlassung äußerer Reize zu verkürzen, man betrachte, um die unbekannte Mechanik durch eine bekannte zu erklären, den Nerv als einen Kanal, ein feines Fluidum (die sogenannten Nervengeister) als Prinzip der Empfindlichkeit und Beweglichkeit. Dazu brauchte man freilich nicht Physiologie studirt zu haben. Seit Cartesius spukte die Annahme, daß das Gehirn, wie eine Drüse, das angebliche Nervenfluidum aus dem Blut absondere und damit die vorausgesetzten Tuben der Nerven erfülle, auch in den Schriften der Psychologen und Philosophen. Weiter findet sich in der Dissertation durchaus nichts, was dem medizinischen Studium oder dessen Hülfswissenschaften entnommen wäre. Statt dessen werden Garve's Anmerkungen zu Ferguson's Moralphilosophie, eine Abhandlung von Schlözer und viele Beispiele aus Dichtern zitirt, namentlich Shakespeare's Cäsar und Richard III., und zum Jubel der eingeweihten Kommilitonen unter falscher Firma Schiller's eigenes, damals noch nicht gedrucktes Trauerspiel, die Räuber.

Für jene Zeit, in welcher eine leidliche Prosa noch Wenigen zu Gebote stand, ist die Abhandlung bemerkenswerth gut geschrieben, und für die philosophische Bildung, die Anschauungen und Bestrebungen des zwanzigjährigen Jünglings, sowie für die Einflüsse, die bis dahin auf ihn gewirkt, ist sie von der einen Seite

1) Ueber den Unterschied entzündlicher und fauliger Fieber.

ebenso wichtig und interessant, wie von der anderen seine ersten Dramen. Um zu sehen, woher er kam, ist es hier daher am Orte, einen flüchtigen Blick auf den damaligen Zustand der Philosophie in Deutschland zu werfen.

Hatten die tiefen, aber schweren Werke von Spinoza und Leibnitz nur auf einen kleinen Kreis kontemplativer und philosophischer Geister unmittelbar eine mächtige Wirkung geübt, so ergriff dagegen Christian Wolff mit seinem allumfassenden System den ganzen Umfang der gelehrten Bildung. Er vindizirte der Philosophie, ihren encyklopädischen Charakter gegen die reine Metaphysik zur Geltung bringend, das ganze Gebiet des Wissens, die Gegenstände aller Disziplinen. Seine feste Terminologie, seine demonstrative Methode, sein übersichtliches, geordnetes und verständliches System waren geeignet, eine eigentliche Schule zu bilden. Die Gelehrten suchten die letzten Grundlagen für ihre speziellen Wissenschaften in seinem Dogmatismus, und seine Anschauungen gingen in das Bewußtsein der Gebildeten über. Bei dieser Verallgemeinerung traten allerdings die metaphysischen Ausgangspunkte des Systems sehr in den Hintergrund. Schon bei Wolff selbst verliert sich der Idealismus, der sich im Wesentlichen zu Leibnitz's Monadenlehre bekennt, fast gänzlich in den Ausführungen des Einzelnen. Nachdem einmal festgestellt worden, daß nur Thätigkeit oder Kraft das Wesen der einfachen Substanzen ausmache, daß alles Körperliche nur ein Produkt der Vorstellung, die Aggregate der unräumlichen Substanzen nur vorgestellte Aggregationen seien, ist weiter nicht viel davon die Rede, und die materiellen Körper werden wie real existirend behandelt. Die Popularphilosophen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wie Garve, Sulzer, Feder, Meiners und Mendelssohn, obwohl von Wolff's Lehren ausgehend, ließen mehr oder weniger die metaphysischen Dogmen dahingestellt, polemisirten sogar zum Theil dagegen, und begnügten sich die Gegenstände menschlicher Interessen einer gebildeten Reflexion zu unterwerfen. Dabei ergaben sich zwei neue Wendungen der Philosophie. Einmal trat eine ästhetische Behandlung an die Stelle der streng demonstrativen Methode, und andererseits konzentrirte sich das philosophische Interesse hauptsächlich auf die Fragen der Psychologie und Moral. Beides ging Hand in Hand. Die Ausbildung der

deutſchen Sprache und Literatur, die Werke der Dichter und die Fehden der Kritiker, die reichhaltigere und freiere Behandlung des Alterthums, der Kunſt und der Geſchichte hatten ganz neue und weite Kreiſe in die intellektuelle Bewegung gezogen. Ein mächtiger Bildungstrieb hatte die Nation ergriffen. Die Philoſophen ſprachen nicht mehr zu den Fachgenoſſen und Gelehrten allein, ſondern zu einem großen Publikum, welches den rein wiſſenſchaftlichen Formen nicht zugänglich war; ſie mußten ſich zu der Sprache des bildungsbedürftigen Gemüths bequemen. Und wenn von jeher die Spekulationen über Gott, die Welt und den Menſchen den Inhalt aller Philoſophie gebildet haben, ſo treten die Fragen nach der Natur und Beſtimmung des Menſchen unfehlbar in den Vordergrund, ſobald die philoſophiſche Kultur die Schranken der eigentlichen Gelehrſamkeit überſteigt. Sie intereſſiren einen Jeden, und das praktiſche Bedürfniß verlangt, daß ſie für eines Jeden Verſtand oder Gefühl beantwortet werden. Dagegen können die meiſten Menſchen der rein theoretiſchen Spekulation entrathen. Die Ontologie läßt ſich nicht populär, nicht äſthetiſch behandeln. Die gleichen Urſachen hatten lange zuvor die gleichen Wirkungen in England und Frankreich hervorgerufen, hinter denen Deutſchland ſeit der furchtbaren Verwüſtung des dreißigjährigen Krieges und ſeit der allzu einſeitigen Konzentration der Geiſteskräfte auf die religiöſen Streitfragen in materieller und geiſtiger Kultur weit zurückgeblieben war. Dort hatte überdem die eigentliche Metaphyſik extenſiv und intenſiv viel weniger Bedeutung gewonnen. Die engliſchen und namentlich die ſchottiſchen Philoſophen reduzirten die Philoſophie faſt ganz auf die Pſychologie und Moral, und die Franzoſen folgten ihnen darin, ſoweit nicht überhaupt die ſyſtematiſchen Arbeiten gegen die negative Bekämpfung der Ueberlieferungen zurücktraten. Jetzt verſtärkte und beſchleunigte der Einfluß der ausländiſchen Literatur in hohem Grade die ähnliche Geiſtesbewegung in Deutſchland. Eine beſonders große und tiefe Wirkung übte Shaftesbury's Lehre von dem natürlichen, ſchönen und glücklichen Menſchen als höchſter Stufe ſittlicher Entwickelung, ſeine Begeiſterung für die Natur, die Kunſt und das Alterthum, ſeine anmuthige Darſtellung des Wahren, Guten und Schönen auf die äſthetiſch geſtimmte Zeit. Zu denen, die in dieſer Richtung philoſophirten, gehörte der

Lehrer Schiller's, der damalige Professor Abel in Stuttgart. Er hat eine Anzahl psychologischer und moralischer Schriften verfaßt und pflegte in seinen Abhandlungen wie in seinen Vorträgen häufig Werke der Dichtung als Erläuterung zu gebrauchen. Durch ihn hatte Schiller den Shakespeare kennen gelernt, durch ihn war er in die populäre Philosophie eingeweiht. Seiner Methode entspricht das Psychologisch-Moralische in der Schillerschen Dissertation.

Sehr charakteristisch für den frühreifen Dichter und Philosophen ist das lebhafte Interesse, mit welchem die Einheit der menschlichen Natur geltend gemacht wird gegen die Abstraktionen sowohl des Spiritualismus, welcher den Körper nur als eine Schranke und ein Hemmniß des Geistes betrachtet, wie des Sensualismus, der Tugend und Wissenschaft zum Mittel sinnlichen Wohlbefindens herabsetzen will, das realistische Bestreben, die stetige Wechselwirkung zwischen geistigen und körperlichen Phänomenen, Organen und Funktionen, zwischen materiellen, intellektuellen und moralischen Zuständen nachzuweisen, der scharfsinnige Versuch, die Seelenbewegungen in Fleisch und Blut zu verfolgen und die Thatsachen dieses Zusammenhanges in den Darstellungen der Dichter wieder zu finden. Aber wer den damaligen Stand der Dinge kennt, kann unmöglich etwas besonders Eigenthümliches oder Bedeutendes in der Arbeit sehen. Derartige Spekulationen erfüllten die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen jener Zeit. Physiologen wie Bonnet und Haller, empirische Psychologen wie Tetens, ästhetisirende Philosophen wie Sulzer und Garve suchten übereinstimmend die Bewegungen des Geistes in den Fibern des Körpers, die Einflüsse der Sinne und Nerven auf die Thätigkeit der Seele darzuthun. Dichtkunst und gesunder Menschenverstand konnten die Einheit nicht entbehren, welche die Analysen der Wissenschaft zerrissen hatten. Metaphysische Spekulation und empirische Naturforschung waren gleich einseitig und abstrakt mit dem Menschen umgegangen; jene betrachtete ihn als rein geistiges, bloß denkendes Wesen, leugnete die Einwirkung der Sinnenwelt auf die Freiheit des Geistes; diese drückte ihn zum Sinnenwesen herab, stellte ihn in eine Reihe mit den Thieren. Linné, — der sich doch rühmte, durch Gottes Gnade mehr gesehen zu haben, als je ein Mensch vor ihm — Linné

ſchrieb gegen die Mitte des Jahrhunderts: nullum characterem hactenus eruere potui, unde homo a simia internoscatur. [1]) Bei dem unvermittelten Gegenſatz, der aus der Carteſiſchen Philoſophie in die allgemeine Bildung übergegangen war, vermochte keine wiſſenſchaftliche Konſtruktion die Kluft zwiſchen Geiſt und Materie auszufüllen. Da eilte die Einbildungskraft der Dichter und Populärphiloſophen der ſtrengen Wiſſenſchaft voraus und ſchuf in dem empfindenden Menſchen die Syntheſe, welcher das Leben bedurfte. Dies war der philoſophiſche Standpunkt Schiller's, als er die Schule Abel's verließ.

Das zweite Element, welches ſeine Jugendbildung beherrſchte und auf die ganze Thätigkeit ſeines Lebens entſcheidend einwirkte, iſt die Lehre Rouſſeau's. In ſeiner pſychologiſchen Anſchauung ſtimmt Rouſſeau, ohne gerade eine ſyſtematiſche Entwicklung zu verſuchen, mit der weſentlichen Grundlage der Populärphiloſophie überein. Wie ſchon Pascal gegen die abſtracte Verſtandesrichtung der Metaphyſik erklärt hat: tout notre raisonnement se réduit à céder au sentiment, ſo betont es Rouſſeau auf das Schärfſte: le sentiment est plus que la raison. Er ſieht die centrale Einheit des Menſchen im Gefühl; dieſes beherrſcht ihn intenſiver, als das Denken, und ſo ſoll es auch ſein, der Verſtand ſoll ihm dienen; die Kultur des Herzens iſt weſentlicher, als die des Geiſtes. Darin glich er den Anderen. Aber bei dieſen Sätzen kulminirten in ihm die negativen Tendenzen der Zeit gegen alles Beſtehende und Hergebrachte in einem Idealismus des Herzens, welcher die zerſtreuten Richtungen der Oppoſition in einen Brennpunkt vereinigte, und auf das gährende Jahrhundert gewaltiger wirkte, als Geiſt und Witz und Gelehrſamkeit aller ſeiner Mitarbeiter im Werke der Zerſtörung. Seine fundamentale Paradoxie: „tout est bien en sortant des mains du créateur, tout dégénère entre les mains de l'homme“ verdankte ihren Erfolg nicht zum größeren Theile dem Glanz ſeiner Sophismen und der Gluth ſeiner Beredtſamkeit, ſondern den Zuſtänden, gegen welche ſie gerichtet war. Es war in der That, wie man nach Boſſuet von jedem welthiſtoriſchen Irrthum ſagen kann,

---

[1]) Ich habe noch kein Merkmal ergründen können, welches den Menſchen vom Affen unterſchiede.

une vérité dont on a abusé; es war die äußerste Uebertreibung in dem nothwendigen Widerspruch gegen die Unnatur und Unwahrheit, mit welcher konventionelle Formeln in schneidendem Kontrast wider Gefühl und Bildung alle Verhältnisse des Lebens beherrschten. Wir müssen uns den unheilbaren Zwiespalt zwischen den neuen Bedürfnissen und den alten Gewohnheiten, die unerhörten Uebertreibungen zurückrufen, bis zu welchen in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft, in Sitte und Erziehung bis zur Kleidertracht und Gartenkunst hinab engherzige, kleinliche und willkührliche Satzungen zugespitzt waren, um den begeisterten Wiederhall zu verstehen, den der Ruf zur Wahrheit, Einfalt und Natur in den Herzen der Völker und vor Allem der Jugend wachrief. In der heutigen Tages fest gegründeten Ueberzeugung von einer gesetzmäßig fortschreitenden Entwicklung der Menschheit fand die Rousseau'sche Irrlehre noch keine Widerlegung. Wie die Mythologie und Theologie aller Völker nicht bloß ihre Offenbarungen, sondern auch ihre Vorbilder reiner und frommer Menschheit in die fernen Urzeiten verlegt, so war auch die ungeschichtliche Philosophie des vorigen Jahrhunderts geneigt, den Fortschritt auf materielle Dinge und die Details der Wissenschaften einzuschränken, dagegen in den höchsten Angelegenheiten der Erkenntniß und Sittlichkeit entweder völligen Stillstand, oder gar dauerndes Sinken von der Erleuchtung eines herrlichen Urvolks anzunehmen. Von den drückenden, haltlosen Zuständen der unbefriedigenden Wirklichkeit wendete man sich mit Vorliebe zur Natur, zu den Anfängen der Kultur, zum Kindesalter der Völker, zur Paradieses-Unschuld von Hirten und Patriarchen. Diese Ideale waren durchaus unbestimmt und nebelhaft, wie die Ossian'schen Gestalten, welche damals Europa mit Schauern des Entzückens erfüllten. Wenn nach Klopstock's Muster die Deutsche Vorzeit besungen ward, so glich das ganze Vaterland einem üppigen Rasen mit prächtigen Baumgruppen, unter denen ein urkräftiges Heldengeschlecht in Kampf und Spiel ein olympisches Leben führte. Wem dieser Rückgriff zu weit schien, wer ein konkreteres Ideal bedurfte, der wollte im Haß gegen die geistliche und weltliche Organisation des Mittelalters aus dem klassischen Alterthum eine neue Poesie und eine neue Gesellschaft hervorgehen lassen. Wie Lessing und Winckelmann die antike Kunst

wieder belebten, so wies Rousseau auf die Kraft und Fülle des politischen Lebens in Rom und Griechenland hin.

Der laute Ausbruch dieser Bewegung erfolgte in Deutschland mit der sogenannten Sturm- und Drang-Zeit. Es war der Ruf der empörten Jugend gegen greisenhafte Ueberlebung, gegen unnatürliche Konvenienz, gegen enge und pedantische Schulsatzungen im Leben und Dichten. In Rousseau'schem Haß gegen die gebildete Gesellschaft, in Rousseau'scher Sehnsucht nach Natur und Freiheit wollte man alle Schranken in Schule, Haus und Staat abwerfen, leugnete das sittliche Gesetz im Leben, wie die Regel in der Kunst. Das bloße Streben und Empfinden nahm man für Genialität und Originalität, Rohheit und Verzerrung für Naturwahrheit, Kraft und Leidenschaft. Die meisten Träger dieser Epoche haben nicht eben Erhebliches geleistet, aber auch die beiden Heroen der deutschen Literatur wurzelten in ihr, nur daß sie das Ziel der Kultur und Humanität nicht lange aus den Augen verloren. Die Helden ihrer Jugend, Werther, Moor, Posa, Faust, sind negative, revolutionäre Gestalten, die sich ohne positiven Inhalt gegen die herrschenden Mächte der Welt, gegen Sitte, Gesetz, Religion und Wissenschaft auflehnen, die vergeblich ringen, leiden, verzweifelnd untergehen. Auch der Götz schließt damit, daß die Nichtswürdigen regieren und der Edle in ihre Netze fällt — Freiheit ist droben — die Welt ist ein Gefängniß. Erst aus der vollständigen Zersetzung erhob sich der deutsche Geist wieder zu dem positiven Glauben, den Schiller's jüngerer Freund Wilhelm v. Humboldt aussprach: „wenn die Bande der Welt sich lösen, so sind wir es, die sie wieder zu knüpfen vermögen".

Man hat im Hinblick auf Emilia Galotti, Kabale und Liebe, die Räuber und zahllose geringere Werke geurtheilt, es sei eine Zeit gewesen, in der die Verbrecher unter Fürsten, Ministern und Großen, die wahren Menschen und Helden unter Räubern gesucht worden. Naturgemäß wird sich eine leidenschaftliche Opposition gegen konventionelle Ordnung und Sitte immer vorzugsweise wider die Höhen der Gesellschaft wenden und diese für die Mißstände des Lebens verantwortlich machen. Indessen war der Freiheitsdrang jener Zeit, welche in dem deutschen Leben und Denken eine gewaltige Umwälzung begonnen hat, in seiner unbe-

ſtimmten Zielloſigkeit mehr individuell und rein menſchlich, als eigentlich politiſch. Das ward er erſt bei Schiller. Zwar haben auch die Grafen Stolberg und andere empfindſame Jünglinge gelegentlich von Tyrannenblut deklamirt, aber ſie hatten keine politiſche Ader. Schiller und ſeine Jugendgenoſſen waren um ein Jahrzehnt jünger, als der Goethe'ſche Kreis; vor ſeinem Auftreten zog der amerikaniſche Unabhängigkeitskrieg die Aufmerkſamkeit auf ein großes politiſches Ereigniß und zeigte politiſche Ideen in thätiger Wirkſamkeit, die früher nur als theoretiſche Spekulationen erſchienen waren. In Stuttgart ſchwärmte man für Waſhington und Franklin. Schiller nahm Rouſſeau's Theorien mit Eifer in ſich auf, und empfing von ihm ſeine Richtung auf Politik und Geſchichte. In den Werken ſeiner früheren Zeit läßt ſich Rouſſeau's Einfluß überall, ſogar in Einzelheiten nachweiſen. In den Räubern, obwohl im Ganzen unpolitiſch, wird ſchon mit Enthuſiasmus von den alten Republiken geſprochen, das Geſetz, welches noch keinen großen Mann gebildet habe, mit der Freiheit konfrontirt, welche Koloſſe ausbrüte. Rouſſeau's Naturandacht klingt in der Sehnſucht ſeines Helden wieder. Auf das Thema des Fiesco kam er durch eine Erwähnung bei Rouſſeau. Die Lady Milford iſt eine Reminiſcenz aus der Nouvelle Héloise; der dort auftretende Lord Bomſton iſt das Original für die ſtehende Charakterfigur des edeln Briten, die ſich ſeitdem in deutſchen und franzöſiſchen Dichtungen wiederholt, ſtolz, freigebig und freimüthig, etwas excentriſch und abenteuerlich, nicht immer zart, aber hochſinnig und über den Schein erhaben. Schiller hat ihn in die Dame überſetzt. Hier werden auch Staat und Fürſt, wie es im Contrat social geſchieht, bedeutungsvoll einander entgegengeſtellt. Der Don Carlos endlich iſt weſentlich von Rouſſeau'ſchen Ideen über Staat und Kirche erfüllt.

Es ſoll hier auch nicht einmal in beiläufiger Weiſe etwas Kritiſches über ſeine Tragödien geſagt werden; nur inſoferne ſich die Anlagen und Beſtrebungen, welche ſeine wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Leiſtungen charakteriſiren, ſchon in den Jugenddichtungen kund geben, und dieſe alſo den Stand und Gang ſeiner Bildung bezeichnen, muß ihrer mit wenigen Worten Erwähnung geſchehen.

Im 20. bis 24. Lebensjahre schrieb er die drei ersten Dramen. Eine außerordentliche Begabung zeigt sich bei solcher Jugend in der Fülle von Gedanken, Bildern und Empfindungen, in der Leichtigkeit und Schärfe der Auffassung, in der ungewöhnlichen Gewalt über die Sprache, endlich in der starken Einbildungskraft, die — sondernd oder kombinirend — ebenso wesentlich für große Erfolge der Wissenschaft, wie für dichterische Konzeptionen ist, die sich nach Humboldt's Bemerkung[1]) in jeglicher Größe menschlicher Charaktere ausspricht. Wetteifern die Räuber in wilden Kraftausbrüchen, in Rohheiten und Cynismen mit den exzentrischen Ausschreitungen der Originalgenies, so übertrifft Schiller seine titanischen Vorgänger doch weit in der getragenen, nachhaltigen Wucht und daher in der ergreifenden Wirkung seiner Leidenschaften, in wahrhaft großartigen Szenen, und in zahlreichen Stellen von glänzender Beredtsamkeit. Freilich war er der Komposition des Ganzen und einer durchgeführten Charakteristik noch wenig gewachsen. Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten in den Personen, wie in den Motivirungen lassen sich leicht nachweisen. Er urtheilte selbst, daß er Menschen geschildert, ehe er Menschen gesehen. Aber in den Einzelheiten zeigt sich ein realistisches Talent ersten Ranges, eine sehr feine und scharfe Beobachtung, eine wahrheitsvolle, individuelle Darlegung psychischer Zustände und eine pathologische Verfolgung derselben in kleine Züge, welche den Bestrebungen seiner medizinischen Abhandlung durchaus korrespondirt.

Waren die Räuber eine stürmische Auflehnung gegen die Schranken des wirklichen Lebens, Kabale und Liebe eine erschütternde Anklage gegen die Zerrüttung der gesellschaftlichen Verhältnisse, so wendete sich der Dichter im Fiesco bereits grundsätzlich zur Politik und Geschichte. Jene beiden Stücke erregten ein ungeheueres Aufsehn, fanden eine Fluth von Nachahmungen, was sich bei dem ersteren aus der Stimmung der Zeit, bei dem letzteren aus dem Zwiespalt in der damaligen Gesellschaft und der Versunkenheit der sittlichen Zustände erklärt, durch deren kräftige Erfassung dieses Drama einen hervorragenden Rang in der Gattung des bürgerlichen Trauerspiels einnimmt

---

[1]) Ansichten der Natur. I. S. 256.

und sich weit über die Jämmerlichkeit der nachfolgenden Rührstücke erhebt. Im Fiesco dagegen betrat Schiller einen selbstständigen ihm individuell angehörigen Weg. Die Zeit kam ihm hier nicht entgegen; sie hatte noch keinen Sinn für ein solches Thema; die Aufführung in Mannheim ließ kalt; er selbst bemerkte in einem Briefe an seinen späteren Schwager Reinwald: republikanische Freiheit sei hier ein Schall ohne Bedeutung, in den Adern der Pfälzer fließe kein römisches Blut. Aber er ließ sich nicht irre machen, er verfolgte mit entschiedenem Bewußtsein die Richtung auf das Historische, worin er später seine größten Erfolge errang. Schon hier beweist die geschickte Behandlung des politischen Stoffs ein großes historisches Talent, und schon erhob er sich über Rousseau's abstrakte Doktrinen zu der wahrhaft geschichtlichen Einsicht, daß die staatlichen Formen in nothwendiger Wechselwirkung zu dem Ganzen der geistigen und sittlichen Zustände des Volkes oder seiner herrschenden Klassen stehen, daß in einer korrumpirten Gesellschaft, mit Menschen, wie er Genua's beste Männer schildert, ein freies Staatswesen nicht möglich ist. Mit dem Don Carlos ging es ähnlich. Das Publikum war für das Politische noch völlig unempfänglich. Gervinus[1]) urtheilt mit Recht: was heute jeder Sekundaner aus Marquis Posa herauslieſt, war damals der Lesewelt noch ein Räthsel. Schiller mußte erst die Briefe über den Don Carlos schreiben, um Inhalt und Zweck seiner Dichtung zum Verständniß zu bringen. Es hatte sich, wie er selbst schreibt[2]), während der Zeit, daß er daran arbeitete, in ihm Vieles verändert. Seine intellektuelle und moralische Ausbildung war in ernsten Studien weit fortgeschritten. Sein Interesse hatte sich von der unheilvollen Leidenschaft des Prinzen dem „großen kosmopolitischen Gang“[3]) des Marquis zugewendet; aus dem Familiengemälde war ein historisches Drama im größten Styl geworden. Er wollte damals schon über die Grenzen der Bühne hinaus wirken, die politische Bildung der Nation an die ästhetische anknüpfen; er strebte[4]) „Wahrheiten, die Jedem die heiligsten sein müssen,

[1]) Neuere Geschichte der Literatur. II. S. 155.
[2]) Im ersten der Briefe über Don Carlos.
[3]) Im dritten Brief.
[4]) Im zehnten Brief.

und die bis jetzt nur das Eigenthum der Wissenschaft waren, in das Gebiet der Künste herüber zu ziehen, mit Licht und Wärme zu beseelen, und als lebendig wirkende Motive in das Herz zu pflanzen", und hofft, daß die nicht unwichtigen Ideen für den redlichen Finder nicht verloren seien. Mit sicherem Takt hat er seine Lehren der Vernunft, der Humanität und des natürlichen Rechts in die Zeit verlegt, in welcher sie zuerst als geschichtliche Mächte in die Welt eintraten, in den Freiheitskampf der Niederlande gegen den geistlichen und weltlichen Despotismus, welcher

— der Verwesung lieber, als der Freiheit

sammeln will. Während der langen Arbeit an diesem Stück (1783—87) hatten sich Schiller's philosophische Spekulationen, seine Beschäftigung mit ethischen, politischen und ästhetischen Theorien und seine historischen Studien sehr vertieft. Dies erhellt sowohl aus dem Drama selbst, in welchem Wieland einen allzu großen Reichthum an Gedanken fand, wie aus seinen sonstigen Schriften und aus seinen Briefen dieser und der folgenden Zeit. Die äußeren Verhältnisse, der einsame Aufenthalt in Bauerbach, die Verbindung mit dem gründlichen, wissenschaftlichen Körner, die literarischen Bedürfnisse für die seit 1785 von ihm redigirte Zeitschrift, die Thalia, endlich der Wunsch sich eine Stellung im bürgerlichen Leben zu gründen, führten die Neigung zur Spekulation, die sich schon in den Räubern, und die Neigung zur Geschichte, die sich im Fiesko offenbarte, zu ernsten Arbeiten auf beiden Gebieten. Den Don Carlos begann er mit der Novelle von St. Real, er endete ihn mit Montesquieu und den umfassenden Studien, aus welchen seine Schriften über die niederländische Geschichte erwuchsen. Er war sich der Mängel seiner Vorbildung vollkommen bewußt, klagte über seine geringen Kenntnisse, fürchtete sich zu erschöpfen; noch später, wenn er an Körner schreibt[1]), der Dichter müsse in einem nicht gemeinen Grade mit der Welt außer ihm bekannt und bewandert sein, fügt er hinzu: „dies ist was mir fehlt". Wilhelm v. Humboldt urtheilt in seiner Charakteristik Schiller's[2]): er habe seine Studien nur für bestimmte Arbeiten betrieben, diese allerdings nie versäumt, aber

---

[1]) Brief vom 28. November 1791.

[2]) Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt. Vorerinnerung S. 15 ff.

das bloße, von keinem anderen unmittelbaren Zweck geleitete Studiren nicht gekannt und nicht genug geachtet. Ohne Zweifel hatte Schiller keinen solchen „Durst des Wissens", wie dieser eminent wissenschaftliche Mann, der nach seiner eigenen Aeußerung[1]) strebte, Alles, was den Menschen umgiebt, in sein Eigenthum zu verwandeln und so wenig als möglich zu hinterlassen, das er nicht mit sich in Berührung gesetzt hätte. Eigentliche Gelehrsamkeit hat er weder gehabt, noch erstrebt. Aber, wie Humboldt auch erwähnt, er suchte stets in Schärfe und Bestimmtheit nach neuem geistigen Gewinne, er besaß die wesentlichsten Eigenschaften des Gelehrten und Philosophen, ein Gedächtniß, dem sich alles Dienliche, auch wenn es nur beiläufig gefunden war, fest einprägte und jeder Zeit zu Gebot stand, eine Kraft der Anschauung und Phantasie, die aus wenigen einzelnen Zügen das Mangelnde zu ergänzen und ein vollständiges lebendiges Bild zu gestalten vermochte; er wußte von jedem Gegenstande aus zu einem allgemeinen Gesichtspunkte zu gelangen, und aus einem verhältnißmäßig kleinen Vorrath des Stoffes eine sehr vielseitige, durch geniale Wahrheit überraschende Weltansicht zu gewinnen. Genöthigt zum größten Theil von literarischen Arbeiten zu leben, mußte er seine Studien meistens sofort produktiv verwerthen, aber man könnte wohl mit größerem Rechte sagen, daß die Studien, welche er aus Neigung und zur eigenen Ausbildung betrieb, die schriftstellerischen Arbeiten veranlaßten, als daß er um bestimmter Arbeiten willen studirt hätte. Seine literarische Thätigkeit war sehr groß. Von 1785 bis 1797 redigirte er erst die Thalia, dann die Horen, daneben die Sammlung der historischen Memoiren, später den Musenalmanach. In derselben Zeit verfaßte er seine historischen und philosophischen Schriften, mehrere Erzählungen, Rezensionen und Uebersetzungen, las während zweier Jahre eine bedeutende Reihe von Kollegien an der Universität zu Jena, kehrte endlich mit den philosophischen Gedichten, den Xenien und den Balladen zur Poesie zurück, bis er seit Vollendung des Wallenstein seine ganze Kraft auf die dramatische Dichtkunst konzentrirte. Da konnte freilich nicht viele Zeit zu eigentlich gelehrten Studien bleiben, indessen verrathen seine Werke, wie

[1]) A. a. O. S. 216.

ſeine zahlreichen Briefe an Körner, Goethe und Humboldt in den Dingen, wo es ihm darauf ankam mit ſich und der Welt in's Reine zu kommen, vor Allem in der Aeſthetik, eine ſo ernſte und ſtrenge Forſchung, eine ſo gewiſſenhafte Sammlung und Berückſichtigung des Materials, eine ſo beharrliche Selbſtthätigkeit des Nachdenkens, wie ſie nur einem wiſſenſchaftlichen Geiſte von hohem Range eigen ſind.

Zur Erreichung jedes großen Ziels, zu wahrhafter Auszeichnung in irgend einer Sphäre menſchlicher Thätigkeit ſind Eigenſchaften des Charakters ebenſo weſentlich wie intellektuelle Anlagen. Schiller hat durch die Kraft ſeines Willens, durch die energiſche Ausdauer ſeines Strebens ein glänzendes Muſter aufgeſtellt, wie ein Menſch durch großartige Anwendung ſeiner Geiſtesgaben Alles, was Natur und Verhältniſſe in ihn gelegt, entwickeln und dadurch auf Mit- und Nachwelt wirken mag. Er ſelbſt urtheilt[1]: „mit Goethe meſſe ich mich nicht, wenn er ſeine Kraft anwenden will"; und wenn er dennoch in kühnen Augenblicken hofft, daß man ihn Goethe nicht ſubordiniren, ſondern koordiniren werde[2], ſo rechnete er auf den geregelteren, intenſiveren Gebrauch ſeiner beſchränkteren Talente. Freilich läßt ſich keine neuere Dichtung an Reichthum der Gedanken und Empfindungen mit dem Fauſt vergleichen; aber Fauſt blieb ein Fragment, und der Wallenſtein ward in geſchloſſener Vollendung das größte Drama des Jahrhunderts, nach Goethe's Anerkennung „ſo groß, daß zum zweiten Mal nichts ſo Großes vorhanden iſt". Mit dem gleichen konzentrirten Eifer warf er ſich auf Kant's Philoſophie und auf die Aeſthetik, als es ihm galt hier zum Abſchluß zu kommen. Die rege Aufmerkſamkeit, die feine und ſcharfe Wahrnehmung, welche eine bedingende Grundlage des Genies bilden, pflegen von einer geſteigerten Senſibilität und Reizbarkeit des Gefühls begleitet zu ſein. Dante macht es zum weſentlichen Merkmal: je vollendeter ein Weſen, deſto tiefer empfindet es Freude und Schmerz. Das geſchärfte Gefühl leidet doppelt unter den herben Widerſprüchen des Ideals und des Lebens, des Inneren und Aeußeren, des Strebens und Erreichens. Und

1) Brief an Körner vom 25. Februar 1789.

2) Brief an Humboldt vom 21. März 1796.

wenn wir mit Kant eine gewisse Einseitigkeit des Genies anzunehmen haben[1]), in welchem die Natur von ihren gewöhnlichen Verhältnissen der Gemüthskräfte zum Vortheil einer einzigen abzugehen scheint, so ist es kaum wunderbar, daß manches wahre Genie verkümmert untergegangen, oder aus Uebertreibung und Leidenschaft wirklichem Wahnsinn verfallen ist. Soll doch selbst der kühle Aristoteles gesagt haben[2]): nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit. Novalis meint, jeder Mensch habe wohl seine Märtyrerjahre. Das Märtyrerthum hat etwas Heiliges und Rührendes; und die Menschen lieben es — nicht bloß in der Tragödie — ihre Helden als Märtyrer zu sehen. Man hat auch Schiller allzu tief in den Schein des Märtyrerthums getaucht. In der That war sein Weg kein leichter gewesen; ohne Zweifel hat er mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, unter drückenden Verhältnissen zu leiden gehabt; die aufreibenden Geistesanstrengungen, welche zum Theil seine äußere Lage, noch mehr sein unermüdlicher Thätigkeitstrieb ihm auferlegte, haben seine quälende Krankheit genährt und sein Leben verkürzt. Aber wie namentlich in den späteren Jahren seine äußerliche Existenz keine ärmliche nnd peinliche war, so war auch seine Stimmung keine unglückliche und trübe. Er hatte die Unruhe und Rastlosigkeit des Genies, welches, unbefriedigt von der Gegenwart und von den eigenen Leistungen, ringend und strebend, keinen Zustand thatlosen Genusses kennt, nur in energischer, das ganze Wesen ausfüllender Anstrengung seinen Beruf und seine Freude findet. So eilte er von Arbeit zu Arbeit, von Entwürfen zu Entwürfen, gleich dem Seidenwurm nicht ablassend,

ob er sich auch dem Tode näher spinnt.

Ein Dasein ohne erregende Thätigkeit wäre ihm zu matt und reizlos gewesen. Er arbeitete in freudigem Kraftgefühl, er sah den Ruhm und die Erfolge seiner Werke. Personen, die ihm nahe standen, seine Schwägerin, die Frau von Wolzogen, und Wilhelm v. Humboldt heben die stete Heiterkeit seines Wesens in den späteren Jahren hervor, und viele seiner Briefe

---

1) Kritik der Urtheilskraft. §. 17.

2) Nach Seneca; in den erhaltenen Werken findet sich die Stelle nicht. „Kein großes Genie war ohne eine Beimischung von Wahnsinn."

bezeugen unwiderſprechlich, daß er ſich glücklich fühlte. Wie Goethe ſeine leidenſchaftliche Natur zum glücklichſten Ebenmaaß harmoniſcher Bildung vollendete, ſo gelangte auch Schiller in der reichen Entwicklung und Uebung ſeiner Kräfte zu der hohen Freudigkeit des Geiſtes, welche nur auserwählten Sterblichen dauernd zu Theil wird. Er hatte „die Angſt des Irdiſchen von ſich geworfen, war aus dem engen, dumpfen Leben in das Reich des Ideales geflohen."

II. Philoſophie.

Der Zeit nach fallen Schiller's hiſtoriſche Arbeiten vor den Abſchluß ſeiner philoſophiſchen Entwicklung und vor ſeine bedeutenderen Leiſtungen auf dieſem Gebiete. Da ſie indeſſen nicht eben als die Vorſchule ſeiner philoſophiſchen Anſchauungen betrachtet werden können, dieſe nicht weſentlich bedingt haben, während die Grundrichtung ſeiner Philoſophie ſich auch in der Behandlung der Geſchichte kundgiebt, erſcheint es zweckmäßig, zuerſt den Philoſophen kennen zu lernen, um vom Ganzen zu den Theilen überzugehen. Wenn von Schiller's Philoſophie geſprochen wird, pflegt man in der Regel nur an ſeine Aeſthetik zu denken. Auch Kuno Fiſcher betrachtet in ſeiner Schrift „Schiller als Philoſoph" ausſchließlich die äſthetiſche Theorie, wenn gleich mit der nothwendigen Berückſichtigung der allgemeineren Geſichtspunkte, welche dieſe involvirt. Freilich hat er kein Syſtem verfaßt und am wenigſten eine Metaphyſik geſchrieben, und wer das von einem Philoſophen verlangt, mag ihm dieſen Namen verweigern. Aber ſeine Weltanſchauung war eine ſo bewußte, methodiſche und entwickelte, daß ſie ohne Zweifel als eine Philoſophie gelten muß, wenn wir darunter kein metaphyſiſches Syſtem verſtehen, ſondern der Definition Bacons folgen [1]: philosophia est mundi simulacrum et reflectio, neque addit quicquam de proprio, sed tantum iterat et resonat. Ich meine, wie Goethe gegen anmaßliche Angriffe erklärte: „ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und für einen großen

1) De augm. scient. II. 13. Die Philoſophie iſt ein Spiegelbild der Welt, und thut nichts eigenes hinzu, ſondern giebt nur wieder.

Dichter zu halten", so dürfte auch ein philosophischer Geist urtheilen: ich erlaube mir, Schiller für einen Phisosophen und für einen tiefen Philosophen zu halten. Das Jahr 1791 mit dem Studium der Kantischen Kritik scheidet die erste, vorbereitende Periode von der zweiten, in welcher seine Ueberzeugungen zu innerer Reife und äußerer Wirksamkeit gediehen. Vor Kant hat er keinen bedeutenden Philosophen gelesen; einige an Spinoza und Leibnitz anklingende Gedanken waren ihm durch dritte Hand zugekommen; seine Lektüre beschränkte sich auf wenige moralische oder ästhetische Schriften zeitgenössischer Popularphilosophen. Aber das Bedürfniß einer einheitlichen Erfassung der Welt, die Erregung seines Gemüths durch philosophische Probleme sprechen sich schon in Briefen an Reinwald vom Jahre 1783, wie in der späteren Korrespondenz mit Körner aus. Das schriftstellerische Erzeugniß dieser Bestrebungen waren die philosophischen Briefe (Julius und Raphael), welche zum größten Theil 1786 in der Thalia erschienen. Hier werden ohne wissenschaftliche Begriffsbestimmung, in schwungvoller, poetischer Sprache Spekulationen über Gott, die Welt und den Menschen, wie sie die Anfänge aller Philosophie zu bezeichnen pflegen, vorgetragen. Ein vager Pantheismus, Gott und Natur als sich deckende Größen zusammenstellend, bildet den Grundzug der Theosophie des Julius. Für die Praxis wird der Glaube an eine uneigennützige Liebe festgehalten; die Theorie wird durch die Ausführungen in Frage gestellt, daß alle Erscheinungen nur Hieroglyphen einer Kraft, unsere Begriffe nicht Bilder der Dinge, sondern nur deren koexistirende Zeichen, Gott, Seele und Welt nicht wirklich seien, was wir davon halten. Die Untersuchung bleibt resultatlos im Skeptizismus stehen, obwohl dieser in der Einleitung für einen Fieberparoxismus des menschlichen Geistes erklärt wird, und endet in dem letzten, von Körner geschriebenen Briefe Raphael's mit der Kant'schen Hinweisung auf die nothwendigen Grenzen des menschlichen Wissens, welche alle spekulativen Systeme nur als Hypothesen der Einbildungskraft erscheinen lassen. Ebenso bescheidet sich die Spekulation im Geisterseher vor der dunkeln Decke, hinter welcher tiefe Stille herrscht, und doch war es, wie er mehrfach in Briefen an Körner hervorhebt, die philosopische Spekulation, welche sein Interesse an diesem

Roman erhielt, und welche er reifer und gründlicher geworden findet, als die Philoſophie des Julius [1]). Von wiſſenſchaftlicher Bedeutung und Wirkung dieſer Ergießungen kann nicht die Rede ſein. Die Beſchäftigung mit den griechiſchen Dichtern und die hiſtoriſchen Arbeiten drängten die Spekulation wieder zurück. Aber es ließ ihm keine Ruhe. Hatte er bisher auch nur die kleine Schrift über das Gefühl des Schönen und Erhabenen und ein Paar geſchichtsphiloſophiſche Aufſätze von Kant geleſen, ſo war er doch ſchon durch den Verkehr mit Reinhold und durch Körner näher mit ihm bekannt geworden; die Literatur konnte ſich dem Einfluſſe deſſelben nicht mehr entziehen. 1791 begann Schiller das ernſte Studium des großen Philoſophen, der in ſeiner Entwicklung, wie in der ganzen Geſchichte der Spekulation einen entſcheidenden Wendepunkt bezeichnet.

In dem Jahrzent von 1781 bis 1790 erſchienen die drei epochemachenden Werke, die Kritik der reinen Vernunft, die Kritik der praktiſchen Vernunft und die Kritik der Urtheilskraft. Sie waren der Abſchluß und die wiſſenſchaftliche Vollendung der antimetaphyſiſchen Richtung jener Zeit. In der Bekämpfung des Dogmatismus, welcher Grund und Weſen der Dinge unabhängig von aller Erfahrung demonſtriren zu können wähnte, traf die kritiſche Philoſophie ſowohl mit den ſenſualiſtiſchen Empirikern, wie mit den äſthetiſirenden Gefühlsphiloſophen zuſammen. Aber in anderer Beziehung ſtand die ſtrenge logiſche Analyſe, mit der Kant tiefer als je ein Menſch vor ihm unterſuchte, was wir wiſſen und nicht wiſſen und nicht wiſſen können, im ſchroffſten Gegenſatz gegen die leichten, willkürlichen Annahmen, bei denen ſich Gefühl und Phantaſie beruhigten. Er erklärte ſchwärmeriſche Viſionen für den Tod aller Philoſophie und bat ſich Proſa aus; Poeſie gehöre in die Philoſophie ſo wenig wie in Handlungsbücher [2]). Gegen die fragmentariſche, detailliſtiſche Behandlung der einzelnen Wiſſenſchaften, gegen das zerriſſene geiſtige Leben des achtzehnten Jahrhunderts hatte die Poeſie die Totalität des

---

1) Brief vom 9. März 1789 u. a. m.

2) Am Schluß der Abhandlung über den vornehmen Ton in der Philoſophie. –

Denkens und Empfindens geltend gemacht, die harmonische Entfaltung aller Kräfte als Grundlage für Bildung und Gedeihen angestrebt, war aber geneigt, sich nicht bloß gegen die dogmatisirende Metaphysik, sondern gegen wissenschaftliche Formen in der Philosophie überhaupt zu wenden. Schiller und Körner kommen wiederholt auf den Spekulationshaß der Goetheaner zu sprechen, und doch erbauten diese sich in dem Allleben der Natur einen subjektiven, allbeseelenden Pantheismus, von dem Körner bei Gelegenheit einer Herder'schen Schrift mit Recht bemerkt[1]): „Er eifert wider metaphysische Grübeleien, und doch ist sein ganzes System eine metaphysische Hypothese, die auf willkürliche Begriffe gegründet ist; — es ist Herder nicht besser gegangen, als allen anderen Metaphysikern, die an dem Versuch einer Demonstration des Daseins Gottes gescheitert sind; warum also diese Bitterkeit gegen Kant, der die Unmöglichkeit einer solchen Demonstration erwiesen hat?" Goethe freilich fand, wie Körner nach eingehendem Verkehr mit ihm an Schiller berichtet[2]), in Kant Nahrung für seine Philosophie und die meisten Berührungspunkte mit Körner, der sich mit dem wahren Sinn des Kritizismus völlig erfüllt hatte. Herder dagegen, der unter Philosophie nur weiten Blick, glückliche Analogien, anregende Winke und Empfindungen verstand, warf in der Feindseligkeit gegen logische Begriffsbestimmungen Kant mit den dogmatischen Metaphysikern zusammen und behandelte daher auch Schiller's Philosophie als „Kantische Sünden". Diese Meinung über Kant wird in dem nicht philosophisch gebildeten Publikum sehr allgemein geblieben sein. So hält ihn Carlyle in der Biographie Schiller's für einen dunkeln Metaphysiker, dessen Ziel es sei, nicht abstruse Dinge einfach, sondern einfache abstrus zu machen. Dieser erklärt denn auch anderswo[3]) den echten Dichter, einen Homer oder Shakespeare, wäre seine Erfahrung, seine Einsicht in Einzelheiten auch noch so beschränkt, für den wahren Philosophen, in dem die Welt als Ganzes wiedergespiegelt liege, und der deshalb zum Baumeister bestimmt sei, während der spezielle Fachgelehrte nur

---

[1]) Brief an Schiller vom 19. August 1787.
[2]) Brief vom 6. Oktober 1790.
[3]) In einem Aufsatz über Diderot.

zum Handlanger tauge. Gegen eine ſolche einſeitige Hervorhebung des encyklopädiſchen Charakters der Philoſophie müſſen wir freilich ihren wiſſenſchaftlichen Charakter feſthalten. Nehmen wir im Baconiſchen Sinne an, daß ihr Inhalt kein beſonderer, ihr ſpezifiſch eigenthümlicher ſein kann, ſo unterſcheidet doch die Form, das Syſtematiſche und Methodiſche, überall das wiſſenſchaftliche Denken vom Denken des bloßen geſunden Menſchenverſtandes, des vielſeitigen Dilettanten und des Dichters. Und Kant war ein Mann der Wiſſenſchaft im höchſten Sinne, doch kein Metaphyſiker. Im Gegentheil liegt ſeine Wirkſamkeit, der ungeheure, von ihm gewonnene Fortſchritt gänzlich in der Bahn derjenigen Philoſophie, als deren Hauptvertreter Baco von Verulam betrachtet wird, und die man jetzt in Frankreich und England als die poſitive zu bezeichnen pflegt. Statt mit den Metaphyſikern nach dem Ding an ſich, nach der Beſtimmung des Abſoluten, Unendlichen oder Unbedingten zu ſtreben, unterwarf er zu demſelben Zwecke und nach derſelben Methode, wie Bacon die Thatſachen der Natur, ſo die Thatſachen der menſchlichen Erkenntniß und Erfahrung einer Unterſuchung, welche dieſe Thatſachen analyſirte und ihre Erklärung lediglich in dem Darthun ihrer nothwendigen Bedingungen oder in den Geſetzen ſuchte, unter denen ſie ſtattfinden. So zeigte er die menſchlichen Erkenntnißkräfte oder Vermögen als die thatſächlichen Vorausſetzungen auf, ohne welche uns keine Erfahrung und keine Erkenntniß denkbar iſt. Daraus, daß die Formen der Vorſtellung in uns gegeben ſind, daß zu jeder Erkenntniß Denkformen und Anſchauungen zuſammentreffen müſſen, folgt denn, daß wir nur Erſcheinungen wahrnehmen können, daß das Weſen der Dinge, das Ding an ſich, als nicht erſcheinend oder nicht anſchaubar vorgeſtellt, uns unzugänglich und ewig unbekannt bleiben muß, daß die Illuſion, als ob die ſubjektive Nothwendigkeit in der Verknüpfung unſerer Begriffe auch eine objektive Nothwendigkeit in der Beſtimmung der Dinge wäre, ſich nicht vermeiden, nur unſchädlich machen läßt, indem wir uns nicht darüber täuſchen. Dieſe Unterſuchungen werden von den metaphyſiſchen Erklärungen und Streitigkeiten des Spiritualismus und Materialismus, des Hylozoismus und Theismus nicht getroffen. Ueber Gegenſtände, die in keiner möglichen Erfahrung darſtellbar ſind, kann man

nach Kant nicht einmal meinen, ohne den Weg zu Hirngespinnsten zu nehmen. Dergleichen Hypothesen sind ihm kindisches Spielwerk mit Worten statt Begriffen, metaphysische Pfuschereien, ihre abstrakten Begriffe nur schimmernde Armseligkeiten [1]). Kant hatte das volle Bewußtsein von der welthistorischen Reform seiner Entdeckung, „daß die Gegenstände sich nach unserem Erkennen richten müssen"; er verglich sie der That des Copernicus, „der, nachdem es mit der Bewegung der Himmelskörper nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternenheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen und dagegen die Sterne in Ruhe ließ." Er wendete auf sein Fundamentalwerk, die Kritik der reinen Vernunft, die Worte Bacon's aus seinem neuen Organon an: „Wir schweigen von uns selbst; aber von der Sache, um die es sich handelt, verlangen wir, daß sie die Menschen nicht für eine bloße Meinung, sondern für ein nothwendiges Werk ansehen und sich versichert halten, daß wir nicht für irgend eine Schule oder eine beliebige Ansicht, sondern für den Nutzen und die Größe der Menschheit neue Grundlagen suchen." Beide sahen in den metaphysischen Grundsätzen ein unfruchtbares Schwanken, einen resultatlosen Kreislauf; beide lehrten nicht ein abgeschlossenes philosophisches System, sondern eine Methode zu philosophiren, eine Disciplin des wissenschaftlichen Forschens. Das negative Werk dieser Richtung hat Kant derartig vollendet, daß nichts zu thun übrig geblieben ist, und damit in Wahrheit erst die Periode der Scholastik abgeschlossen, indem er endgültig, unerbittlich die Unbeweisbarkeit aller der theologischen und metaphysischen Dogmen nachwies, die vorgeblich so oft bewiesen und widerlegt waren. Ihren positiven Ausbau erwartete er von dem Fortschritt und der Erweiterung der einzelnen Wissenschaften; gegen sie soll die Philosophie die Reaktion des Ganzen auf die Theile darstellen, und während der Gelehrte in den speziellen Zweigen die Thatsachen ergründet und ordnet, den Endzweck alles Wissens gegenwärtig erhalten. Die letzten Erklärnngen sind ihm, wie Bacon, die allgemeinen Gesetze, denen

---

[1]) Kritik der Urtheilskraft, §. 73, 94. Prolegomena zur Metaphysik, §. 52. Anthropologie, §. 9.

die menſchlichen Handlungen eben ſowohl wie die Erſcheinungen der Natur unterworfen ſind. In dieſem Sinne erwartet er für die Geſchichte einen anderen Kepler und Newton, der in ihr gleich den Bewegungen der Himmelskörper beſtimmte Geſetze nachweiſe.[1]) Eine Philoſophie der Geſchichte, die dieſes Ziel erreichte, iſt freilich noch nicht geſchrieben worden und wird auch nicht ſo bald geſchrieben werden.

Beim erſten Erſcheinen wurde die Kritik der reinen Vernunft wenig verſtanden und wenig beachtet. Sie wiederhole früher Geſagtes, meinten Rezenſenten, indem ſie an Berkeley's Idealismus erinnerten. Zum Theil war es die abſtrakte Form, die ſchwere Sprache, die neue Terminologie, was ſelbſt das gelehrte Publikum abſchreckte und das Verſtändniß erſchwerte. Andererſeits konnten ſich die Philoſophen von Fach, an metaphyſiſche Demonſtrationen gewöhnt und an die Richtigkeit der Methode glaubend, ſelbſt wenn ſie ſich gegen jedes wirkliche metaphyſiſche Syſtem ſkeptiſch verhielten, nicht in die unerhörte Erſcheinung finden. Sie ſuchten darin ein neues metaphyſiſches Syſtem und ließen ſich in dieſer Meinung ſogar nicht irre machen, als Kant in den Prolegomenen zu jeder künftigen Metaphyſik mit wirklich populärer Deutlichkeit erklärte, daß es ihm völlig Ernſt ſei, die Möglichkeit jedes aprioriſtiſchen Dogmatismus zu leugnen. Erſt einige Jahre ſpäter begann die Jenenſer Literaturzeitung eine wirkſame Verbreitung Kantiſcher Ideen, zu deren eigentlichem Organ ſie gemacht wurde. Vor Allem waren es aber zwei Männer aus dem ſüdlichen Deutſchland, welche die großen Gedanken des nordiſchen Denkers aus den unzugänglichen Formen in eine verſtändliche und eindringliche Sprache übertragen, ſeine Weltanſchauung in die Literatur und das Leben eingeführt haben, der Oeſterreicher Reinhold und der Würtemberger Schiller. Reinhold's in den Jahren 1785 und 86 in Wieland's Merkur erſchienene Briefe über die Kantiſche Philoſophie gewannen ihr zuerſt die Aufmerkſamkeit in weiteren Kreiſen. Schiller hat ſie mit dem ſittlichen Ernſt und dem lebendigen Gefühl ſeiner energiſchen Seele aufgefaßt und verarbeitet; und ſeitdem er und Goethe in ihrer Verbindung eine

---

[1]) Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht.

Herrſchaft in der Literatur übten, der ſich trotz offenen oder geheimen Widerſtrebens Niemand entziehen konnte, ward auch die Kantiſche Philoſophie zu einer Sache, über die ſich Jeder orientiren, für oder wider die Jeder ſich entſcheiden mußte, der in gebildeten Kreiſen mitreden wollte. Damals wurden Kant's Grundſätze zum belebenden Prinzip, zum bleibenden Gemeingut der Literatur und Wiſſenſchaft. In ſeiner Schule gebildet, oder von dem nämlichen Geiſte geleitet, ſchritten die Gelehrten auf ihren konkreten Gebieten zu ähnlichen Analyſen, um ohne Scheu vor Autorität und Ueberlieferung die Thatſachen zu ſichten, das Weſentliche herauszufinden, die allgemeinen Geſetze zu konſtatiren. In dieſem Sinne wurden Alterthum, Geſchichte, Kultur und Sprache neu durchforſcht und glänzende Reſultate gewonnen. Nur auf den herkömmlichen Domänen der Philoſophie ſelbſt konnte ſich der mächtig erregte Spekulationstrieb noch nicht in den der Vernunft gezogenen Grenzen beſcheiden, ſuchte die Einheit der Weltanſchauung, nach wie vor in metaphyſiſchen Satzungen und glaubte den Kritizismus nach ſeinem angeblichen Geiſte zu einem abſoluten Syſtem erheben zu müſſen. Hier war Schiller unter den philoſophirenden Schriftſtellern jener Zeit, die ſich im Andenken der Menſchen erhalten haben, faſt der einzige, der an dem von Kant gelegten Grunde feſthielt, während die ſpezifiſchen Philoſophen, Reinhold, Fichte, Schelling, Hegel, in die Metaphyſik zurückfielen und ſogar alle Abſtraktion der früheren Metaphyſik durch die Prätenſion überboten, jede Wiſſenſchaft und in letzter Inſtanz den Inhalt aller Wiſſenſchaften aus einem einzigen Satze konſtruiren zu können. Schon Reinhold ſtellte in ſeiner Theorie des Vorſtellungsvermögens ein Syſtem auf, welches das Fundament für alle philoſophiſchen Wiſſenſchaften enthalten ſollte, und ſchwankte bald zu Fichte, ſpäter zu dem jetzt bereits faſt verſchollenen Bardili hinüber. Fichte machte das Ich zum Ding an ſich und glaubte mit dieſer gänzlichen Verkehrung die richtige Konſequenz Kant's zu ziehen. Während dieſer die Grenzen der Erkenntniß a priori beſtimmte und einſchränkte, um der exakten Wiſſenſchaft Raum zu geben, in dem Kritizismus eine Disciplin gegen anmaßliche Ausſchreitungen der Spekulation wie der Empirie aufſtellte, und die Vollendung wiſſenſchaftlicher Lehrgebäude den philoſophiſch gebildeten Fachgelehrten überließ, wollte

Fichte, nach gleichmäßiger Methode konstruirend, alle Wissenschaft aprioristisch machen. Schiller war über diesen diametralen Gegensatz völlig klar und hat ihn wiederholt mit scharfer Präzision ausgesprochen: der kritische Philosoph erhebe nicht wie der Metaphysiker den Anspruch, die Möglichkeit der Dinge selbst zu erklären, sondern begnüge sich, die Thatsachen zu untersuchen, aus denen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen werde, er nehme Bewußtsein und Erfahrung als Thatsachen hin und erkenne als deren nothwendige Bedingung das Zusammenwirken geistiger und sinnlicher Kräfte an, deren Verbindung weder der Naturforscher, noch der Metaphysiker weiter zu erklären vermöge [1]). Anfangs war Schiller metaphysischer, als Kant; er wollte einen Begriff der Schönheit a priori aufstellen und hatte offenbar gehofft, einen solchen bei Kant zu finden [2]). Aber er bekehrte sich vollständig zu der wissenschaftlichen Grundanschauung des großen Philosophen und blieb ihr standhaft treu. Darum nannte auch Kant Schiller's Schrift über Anmuth und Würde, selbst wo er dessen Auffassung in einem einzelnen wichtigen Punkte bestritt, eine mit Meisterhand verfaßte Abhandlung [3]), während er Reinhold's systematischen Versuch mit Ironie behandelte und Fichte's Wissenschaftslehre in herber Weise als ein gänzlich verfehltes System bezeichnete. Unter diesem Gesichtspunkte ist Schiller's Philosophie noch nicht zusammenhängend gewürdigt worden, und sie erfordert daher eine ausführlichere Darstellung.

In dem berühmten Briefe [4]), mit welchem die vertraute Korrespondenz und die Freundschaft der beiden großen Männer beginnt, schreibt Schiller an Goethe:

„Ueber so Manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und

---

1) Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, im neunzehnten Brief.

2) Brief an Körner vom 25. Januar 1793.

3) Im ersten Stück der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft".

4) Vom 23. August 1794.

rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den sowohl die Spekulation, als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet. — Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. — Was Sie schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulativen Vernunft. Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine größern Oppositа geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der spekulative nur mit Gattungen zu thun. Ist

aber der intuitive genialiſch und ſucht er in dem Empiriſchen den Charakter der Nothwendigkeit auf, ſo wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und iſt der ſpekulative Geiſt genialiſch und verliert er, indem er ſich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, ſo wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen."

Dieſer Brief, in dem Goethe „die Summe ſeiner Exiſtenz mit freundſchaftlicher Hand gezogen" ſah, und der nicht leicht fehlt, wo Goethe eingehend charakteriſirt wird, iſt gewiß eben ſo bezeichnend für den, der ihn ſchrieb, als für den, an den er gerichtet ward. Er ſpricht klar aus, was Schiller unter Philoſophie verſtand, was er als den richtigen Weg zu ihrem Ziele betrachtete, und berührt zugleich in den Entgegenſetzungen von Analyſe und Syntheſe, von Realismus und Idealismus die tiefſten Punkte, welche wir bei der Beurtheilung jeder Philoſophie in das Auge faſſen müſſen.

Sowohl in der Korreſpondenz Schiller's, wie in ſeinen Schriften wird mehrfach die Parallele zwiſchen dem Dichter und dem Philoſophen gezogen, und Humboldt ſpricht in ſeiner Vorerinnerung zum Briefwechſel und in Briefen an Schiller wiederholt davon, daß in ihm ſelbſt der Dichter und Philoſoph wirklich eins geworden. Der Coincidenzpunkt liegt in der Richtung auf das Ganze, und wenn in der Vergleichung die ſynthetiſche Arbeit mehr auf die Seite des Dichters, die analytiſche auf die Seite des Philoſophen fällt, ſo ſoll das nicht ein Unterſchied des Zwecks, ſondern nur der Mittel und der Methode bezeichnen. Der wahre Dichter ſoll das Ganze der Menſchheit ausſprechen, und ebenſo ſoll der wahre Philoſoph nicht in der Zerlegung ſtehen bleiben, ſondern ſich durch dieſelbe und aus derſelben, wie es in jenem Briefe an Goethe gefordert wird, zum Ganzen einer einheitlichen Weltanſchauung erheben. Durchaus in dem Sinne Kants, der von jeder einzelnen Wiſſenſchaft ein in ſich architektoniſch vollendetes Syſtem und von der Philoſophie erſt hinterher Uebergänge aus und zu den einzelnen Gebäuden verlangt[1]), ſtellt

---

[1]) Kritik der Urtheilskraft, §. 68.

Schiller in ſeiner akademiſchen Antrittsrede[1]) dem Philoſophen die Aufgabe, einen Bund zwiſchen den einzelnen Wiſſenſchaften herzuſtellen, alle ſeine Begriffe zu einem harmoniſchen Ganzen zu ordnen, zu erkennen, daß im Gebiete der Erkenntniß, wie in der Sinnenwelt, Alles in einander greift. „Nicht was er treibt, ſondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterſcheidet den philoſophiſchen Geiſt; wo er auch ſtehe und wirke, er ſteht immer im Mittelpunkte des Ganzen; und ſoweit ihn auch das Objekt ſeines Wirkens von ſeinen übrigen Brüdern entferne, er iſt ihnen verwandt und nahe durch einen harmoniſch wirkenden Verſtand". Er hatte über die analyſirende Methode nach ihrer inneren Begründung in der Natur des menſchlichen Erkennens und nach ihrer äußeren Erſcheinung in der Geſchichte tief gedacht, und war ſich ihrer Nothwendigkeit, wie ihrer Schranken klar bewußt. Wir können uns kein Denken, keine Reflexion vorſtellen, welche nicht zerlegte, abſtrahirte, Theilvorſtellungen ausſonderte, ſei es um den vollen Inhalt einer einzelnen Vorſtellung zur Anſchauung zu bringen, oder um das Gemeinſame aus mehreren Vorſtellungen zuſammenzufaſſen. Die wiſſenſchaftliche Erkenntniß, welche nicht wie die populäre auf mehr oder weniger entwickelten Gefühlen, ſondern auf deutlichen Begriffen und erkannten Prinzipien ruht, kann nach ihrer ſtrengen Geſetzmäßigkeit nur verbinden, nachdem ſie trennte und im lebendigen Ganzen der Anſchauung Merkmale ausſchied[2]). Die Erkenntniſſe verlieren an beſtimmtem Gehalt, was ſie an Umfang gewinnen, und ein beſtimmter Grad von Klarheit beſteht nur mit einer beſtimmten Fülle und Wärme zuſammen[3]). Aber wir dürfen nicht die Scheidungen, welche der zergliedernde Verſtand um unſerer Erkenntniß willen einführen muß, in die Dinge ſelbſt verlegen, nicht die Abſtraktionen unſeres Denkens, wie die Metaphyſiker thun, zu ſelbſtſtändigen Weſen machen. Die Natur iſt Syntheſe. Eine zu abſtrakte Scheidung verletzt nicht bloß theoretiſch die Wahrheit der Natur, ſondern enthält da, wo wir die Natur modifiziren und innerhalb gewiſſer

---

[1]) Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?

[2]) Zu vergleichen der Anfang der Abhandlung über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch ſchöner Formen.

[3]) Aeſthetiſche Erziehung im 6. Brief.

Grenzen gestalten können, auch eine große praktische Gefahr. Eine fragmentarische Ausbildung, eine einseitige Entwicklung eines Theiles der individuellen Anlagen kann die Gemüthskräfte in der Erfahrung fast ebenso zerreißen, wie sie der Psychologe in seiner Untersuchung scheidet [1]). Die Idee stellt die Einheit wieder her; die wahre Idealität ist in der Philosophie, wie in der Poesie und im Leben auf das Ganze gerichtet. Nur die beginnende Wissenschaft trennt, die vollendete einigt [2]). Der menschliche Geist steht nicht von selbst im Mittelpunkte der Dinge, sondern bedarf künstlicher Wege und langsam fortschreitender Arbeiten, um die Höhe des wissenschaftlichen Ueberblicks für die Endlosigkeit der Erscheinungen zu gewinnen. Aber in den wichtigsten Angelegenheiten des Daseins konnte das Leben nicht warten, bis die Wissenschaft ihre Analysen beendigt hatte. Daher eilte die Phantasie der begriffsmäßigen Erkenntniß voraus und schuf die Synthese, deren die strenge Wissenschaft noch nicht fähig war, allerdings willkürliche Dichtungen im Vergleich mit den begriffsmäßigen Erkenntnißgebäuden der vertieften Spekulation, doch nicht selten mit glücklichem Blick aus sehr beschränkter Erfahrung Resultate ziehend, die lange Zeiten hindurch den Theorien zum Grunde gelegt wurden, oder sich sogar der gereiftesten Forschung bewährt haben. Schiller knüpft ähnliche Folgerungen mehrfach an die Vergleichung des antiken und modernen Lebens: das Gefühl unterschied, was die Vernunft noch nicht verdeutlichen konnte, und erborgte von der Einbildungskraft Bilder, da der Verstand noch keine Begriffe darbot; die Philosophie hat zu den Anschauungen, in welche der Naturſinn seine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzusuchen, oder die Bilderschrift der Empfindungen zu erklären; die philosophirende Vernunft kann sich weniger Entdeckungen rühmen, die nicht schon der Sinn dunkel geahnt und die Poesie geoffenbart hätte [3]). Aber wenn auch die Wahrheiten vielfach als innere Anschauungen wirken, ehe die Philosophie sie demonstrirt, so müssen sie doch auf dem Wege des Verstandes gefunden werden; nur was dem

---

1) Aesthetische Erziehung im 6. Brief.

2) Naive und sentimentalische Dichtung, an verschiedenen Stellen.

3) Im Anfang der Schrift über Anmuth und Würde.

Verstande übergeben wird, ist wirklich unser[1]). Die Vernunft muß durch ihre analysirende Untersuchung Wahnbegriffe zerstreuen, von Täuschungen der Sinne und von betrüglicher Sophistik zurückführen[2]). Ist dem Inhalte nach die Wahrheit der Wissenschaft und die des gesunden Menschenverstandes nicht verschieden, so machen Art und Grad der Erkenntniß einen großen Unterschied; nur die Wissenschaft giebt durch den Nachweis der Nothwendigkeit den wirklichen Besitz der Erkenntniß; nicht Blüthen und Früchte, sondern den Baum mit der Wurzel; sie erfordert tiefes Eindringen, scharfes Unterscheiden, vielseitiges Verbinden[3]).

Zuweilen spricht Schiller von der Philosophie, als wollte er sie lediglich auf das analytische Geschäft beschränken, und läßt sich ziemlich verächtlich über philosophische Bestrebungen aus. Solche Stellen finden sich indessen nur in Briefen, nie in den für den Druck bestimmten Schriften und verrathen schon dadurch, daß sie mehr augenblicklichen Stimmungen, als einer wirklich veränderten oder dauernden Ueberzeugung ihren Ursprung verdanken. Wenn er in einem Briefe an Humboldt[4]) in Frage stellt, ob die Philosophie dem Dichter überhaupt etwas zu sagen habe, und meint, er wäre bisweilen unphilosophisch genug, alle seine Elementarästhetik für einen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben, fügt er selbst hinzu, daß ihn damals sein Trauerspiel (der Wallenstein) ganz in der Knechtschaft hielt und das Philosophiren lange suspendirt war. Zu anderer Zeit dachte er nicht so; mit Bezug auf das Reich der Schatten (Ideal und Leben), welches er als sein bestes Gedicht betrachtete, schrieb er an Humboldt[5]): „Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vortheilhaft ist. Hätte ich nicht den sauren Weg durch meine Aesthetik geendigt, so würde dieses Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so diffizilen Materie gelangt sein, die es wirklich hat." Manche seiner Ausfälle sind ganz unzweideutig

1) Ueber die Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.
2) Aesthetische Erziehung, achter Brief.
3) Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.
4) Vom 27. Juni 1798.
5) Brief vom 9. August 1795.

nicht gegen die Philosophie überhaupt gerichtet, sondern gegen einseitige Uebertreibungen oder falsche Richtungen innerhalb der Philosophie, namentlich gegen metaphysische Prätensionen. Uebrigens pflegt Schiller sich gelegentlich etwas stark auszudrücken, und in seiner antithetischen Weise werden hin und wieder besondere Gesichtspunkte so scharf betont, daß dadurch, wenn nicht andere Aussprüche daneben berücksichtigt werden, leicht irrige Auffassungen entstehen können, als ob durch jene Hervorhebung einer Seite die ganze Sache erschöpft werden sollte. Als seine produktive Beschäftigung mit der Philosophie aufhörte und seine ganze Thätigkeit sich der Poesie zuwendete, dachte er sich wohl — wie er unter dem 27. Juni 1798 an Humboldt schrieb — Wissenschaft und Kunst in größerer Entfernung und Entgegensetzung als früher, aber seiner Philosophie ist er darum nicht ungetreu geworden. Vereinzelt finden sich ähnliche Aeußerungen auch aus den Jahren seiner philosophischen Thätigkeit. Eine Stelle will ich nicht übergehen, weil sie als Zeugniß seiner angeblichen Abneigung gegen die Philosophie an sich angeführt wird. Nach dem Empfange der ersten Stücke von Wilhelm Meister schrieb er an Goethe [1]):

„Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie peinlich mir das Gefühl oft ist, von einem Produkte dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehen. Dort ist Alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr, hier Alles so streng, so rigid und abstrakt und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist. Zwar darf ich mir das Zeugniß geben, in meinen Spekulationen der Natur so treu geblieben zu sein, als sich mit dem Begriff der Analysis verträgt; ja vielleicht bin ich ihr treuer geblieben, als unsere Kantianer für erlaubt und möglich hielten. Aber dennoch fühlte ich nicht weniger lebhaft den unendlichen Abstand zwischen dem Leben und dem Raisonnement und kann mich nicht enthalten, in einem solchen melancholischen Augenblick für einen Mangel in meiner Natur auszulegen, was ich in einer heiteren Stunde bloß für eine natürliche Eigenschaft der Sache ansehen mag. So viel ist indeß gewiß, der Dichter ist der

1) Brief vom 7. Januar 1795.

einzige wahre Menſch, und der beſte Philoſoph iſt nur eine Karikatur gegen ihn.“

Daß hier unter der Philoſophie etwas anderes verſtanden wird, als die Goethe'ſche Weltanſchauung, wie ſie in dem oben angeführten Briefe charakteriſirt ward, ſpringt in die Augen. Wie wenig wir dieſe Aeußerung als ein Urtheil begründeter Ueberzeugung anſehen dürfen, erhellt ſchon daraus, daß er um dieſelbe Zeit noch eifrig mit ſeinen philoſophiſchen Schriften beſchäftigt und von den Erfolgen dieſer Studien ſehr befriedigt war; kurz zuvor hatte ihm Goethe über den Anfang der äſthetiſchen Briefe das höchſte Lob geſpendet, und er ſprach ſeine große Freude darüber aus[1]). Ferner wird auch hier ausdrücklich von den Kantianern, nicht von Kant geſprochen. Dieſen würde Schiller ſelbſt im Vergleich mit dem Dichter Goethe nicht für eine Karikatur erklärt haben. Wohl mochte auch er augenblicklich in Kant nur den gewaltigen Analytiker ſehen, da die große Revolution in der Philoſophie vornehmlich auf ſeinem Scharfſinn in der Zergliederung der Begriffe beruhte, und da die Fachphiloſophen ſich ganz an dieſe Seite ſeiner Thätigkeit hielten, während ſie ſeine Syntheſe der ſyſtematiſchen, exakten Wiſſenſchaft nicht beachteten, oder nicht als Philoſophie anerkannten; aber gerade er hat ſich bei tieferem Nachdenken und in ſeinen philoſophiſchen Werken über die andere, poſitive Seite der Kantiſchen und jeder vollſtändigen Philoſophie niemals getäuſcht. Er hielt ſich unter den drei Kritiken vorzugsweiſe an die der Urtheilskraft, in der ſich mehr als in den beiden anderen die Tiefe des aufbauenden Gedankeninhalts neben der analytiſchen Zerſetzung geltend macht; er gebraucht mehrfach die eigenen Wendungen Kants, um auf die Zuſammenfaſſung des Mannigfaltigen unter das Allgemeine, auf die Einheitlichkeit der Naturgeſetze, auf die Verbindung der Ideen hinzuweiſen, ganz in dem Sinne der ſynthetiſchen Weltanſchauung Goethe's, deren Vollendung er als das Ziel einer wahren Philoſophie hinſtellte. Er machte bei Kant's Reflexion über die Freude an der Natur ausdrücklich auf

---

[1]) Zu vergleichen die Briefe vom 26. und 28. Oktober 1794 im Briefwechſel zwiſchen Goethe und Schiller, und Schiller's Brief an Körner vom 19. Januar 1795.

das Herz des großen Denkers aufmerksam[1]), und erkennt daraus dessen hohen philosophischen Beruf, der gleich dem dichterischen die Entwicklung des ganzen Menschen erfordert — wie eine berühmte Französin es ausdrückt: une grande intelligence jointe à un grand coeur.

Das Verhältniß des Idealismus und Realismus entwickelt Schiller umständlich am Schlusse der Schrift über naive und sentimentalische Dichtung, und damit die eigentliche Grundlage der Philosophie, welche seine Anschauungen beherrscht und in vielen Stellen seiner Werke ergänzt und erläutert wird. Wir können diese beiden Richtungen des menschlichen Denkens, welche in der metaphysischen Philosophie den Charakter des Spiritualismus und Materialismus annehmen, unter dem Namen des Realismus und Nominalismus die Geschichte der Scholastik erfüllen, als die subjektive und objektive Methode bezeichnen. Jene geht von einem idealen, aprioristischen Standpunkte aus, schreitet von innen nach außen, vom Geiste zur Welt, vom Allgemeinen zum Einzelnen fort, ist geeignet die Idee des Ganzen vorwalten zu machen. Die objektive Methode sucht die Dinge in ihrer positiven Wirklichkeit zu erkennen, geht vom Einzelnen, Empirischen aus, steigt aufwärts von der Natur zum Geiste, vom Besonderen zum Allgemeinen, immer die solide Basis der Beobachtung festhaltend. Innerhalb der Metaphysik vertreten die beiden hervorragendsten Systematiker des Alterthums, Plato und Aristoteles, diese entgegengesetzten Richtungen, und Friedrich Schlegel hat bemerkt, daß jeder Mensch ein geborner Platoniker oder Aristoteliker sei, je nachdem die eine oder die andere Geistesrichtung überwiegt. Goethe hat sie in der Geschichte der Farbenlehre sehr schön charakterisirt[2]): „Plato verhält sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr so noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe mit Sehnsucht,

---

1) Anfang der Schrift über naive und sentimentalische Dichtung.

2) In der ersten Ausgabe der nachgelassenen Werke. Bd. 13. S. 84.

ſeines Urſprungs wieder theilhaftig zu werden. Alles, was er äußert, bezieht ſich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, deſſen Forderung er in jedem Buſen aufzuregen ſtrebt. Was er ſich im Einzelnen von irdiſchem Wiſſen zueignet, ſchmilzt, ja man kann ſagen, verdampft in ſeiner Methode, in ſeinem Vortrag. Ariſtoteles hingegen ſteht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeiſterlicher. Er iſt nun einmal hier und ſoll wirken und ſchaffen. Er erkundigt ſich nach dem Boden, aber nicht weiter, als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunkt der Erde iſt ihm das Uebrige gleichgültig. Er umzieht einen ungeheueren Grundkreis für ſein Gebäude, ſchafft Materialien von allen Seiten her, ordnet ſie, ſchichtet ſie auf, und ſteigt ſo in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato einem Obelisken, ja einer ſpitzen Flamme gleich den Himmel ſucht." Aehnlich unterſchied er in dem Aufſatz über den „Verſuch als Vermittler von Objekt und Subjekt" [1]) die anfängliche, abſtrakte Spekulation, welche die Gegenſtände nur in Bezug auf den Menſchen betrachtet, die Außenwelt nach inneren, ſubjektiven Begriffen beſtimmt, von der ſpäteren, ſchwereren Arbeit der objektiven Wiſſenſchaft, welche die Gegenſtände der Natur an ſich und in ihren Verhältniſſen unter einander betrachtet, den Maaßſtab der Beurtheilung nicht aus ſich, ſondern aus dem Kreiſe der beobachteten Dinge entnimmt. Mit gleich klarer Einſicht in die wiſſenſchaftliche Methodik ſtellt Schiller in der erwähnten Abhandlung die Grundzüge des Idealismus und Realismus dar, wie er ausdrücklich erinnert, nicht in dem guten oder ſchlimmen Sinne, den man in der Metaphyſik damit verbindet, ſondern als einen pſychologiſchen und kulturhiſtoriſchen Antagonismus, welcher ſich thatſächlich in den urſprünglichen Anlagen der menſchlichen Natur und ihrer geſchichtlichen Entwicklung ausſpricht. Ich gebe den theoretiſchen Inhalt dieſes Theiles der Schrift [2]) weſentlich in Schiller's eigenen Worten.

Den Realiſten charakteriſirt ein nüchterner Beobachtungsgeiſt, eine feſte Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne,

---

[1]) 1793 geſchrieben, aber erſt in der Sammlung der nachgelaſſenen Werke gedruckt, Bd. 10.

[2]) Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung, gegen den Schluß.

den Idealisten ein unruhiger Spekulationsgeist, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen dringt. Jener urgirt die Nothwendigkeit der Natur, dieser die Nothwendigkeit der Vernunft. Die Natur ist nur in dem All ihrer Erscheinungen ein Ganzes, eine unendliche Größe von selbstständigem großem Charakter; alles Individuelle in ihr ist durch etwas Anderes bedingt, ein bloßes Moment in der nothwendigen Verbindung der Ursachen und Wirkungen. Nichts ist frei in der Natur, aber auch nichts willkürlich. Auf dem Wege der Natur, nämlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung muß der Realist aus den bedingteu und einzelnen Erfahrungen zu allgemeinen Gesetzen streben, wenn er auch nur eine komparative Allgemeinheit in seinem Wissen erreichen kann. Der Idealist dagegen will mit der Vernunft, die Alles aus sich schöpft und auf sich bezieht, die in jedem Begriff eine absolute Größe aufstellt, zu unbedingten, voraussetzungslosen Wahrheiten dringen, unterwirft die Dinge, denen der Realist sein Denken unterwirft, sich und seinem Denkvermögen. So kann er es zu abstrakten Wahrheiten bringen, ohne in seinen Kenntnissen viel gefördert zu sein, mit seinem philosophischen Wissen das Ganze beherrschen, ohne für das Besondere und für die Ausübung etwas gewonnen zu haben, viel umfassen und wenig fassen, oft an Einsicht verlieren, was er an Uebersicht gewinnt. Denn in der Natur ist Alles einzeln, wenn auch zuletzt Alles unter nothwendigen und allgemeinen Gesetzen steht. Bei der großen Abweichung der Prinzipien werden beide Parteien in ihren Urtheilen oft gerade entgegen gesetzt sein, und selbst in den Gründen auseinander gehen, wenn sie in den Objekten und Resultaten zusammentreffen. Der spekulative Verstand verachtet den gemeinen um seiner Beschränktheit willen, der gemeine Verstand den spekulativen wegen seiner Leerheit. Der ausschließliche Realist würde den Kreis der Menschheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus erweitern, den Menschen nie in seiner selbstständigen Größe, in seinem reinen Vermögen, immer nur in einem bestimmten und begrenzten Wirken erblicken; der ausschließliche Idealist würde die sinnlichen Kräfte des Menschen unkultivirt lassen, über dem Absolutgroßen, von dem er ausgeht, das Absolutkleine des einzelnen Falles, auf den es anzuwenden ist, vergessen. Er denkt von der Menschheit

ſo groß, daß er in Gefahr kommt, darüber die Menſchen zu verachten, vergißt über dem Streben in die Ewigkeit, daß das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen iſt. In karikirter Uebertreibung wird er zum bodenloſen Phantaſten, der willkürlich und charakterlos die Natur verläßt, um ungebunden dem Eigenſinn der Begierden und den Launen der Einbildungskraft nachzugeben, wie der Realiſt zum rohen Empiriker, der ſich blind der Naturmacht unterwirft, in ſeinen Urtheilen und Beſtrebungen auf das Einzelne beſchränkt, nur glaubt und begreift, was er betaſtet, nur ſchätzt, was ihm ſinnlich dient. Aber beide können niemals völlig konſequent verfahren; die Natur wirkt mächtiger als das Syſtem, und läßt ſich nur durch eine Inkonſequenz befriedigen, welche die Einſeitigkeit der Syſteme und den reichen Gehalt der menſchlichen Natur beweiſt. Der Idealiſt muß mit jeder beſtimmten Erfahrung, mit jeder bezweckten Wirkung aus ſeinem Syſtem treten, da alles beſtimmte Daſein unter zeitlichen Bedingungen und empiriſchen Geſetzen ſteht; und auch der Realiſt kann ſich der Idee der Naturnothwendigkeit nicht entziehen, während ihm doch die Erfahrung kein Naturganzes und keine Nothwendigkeit, ſondern nur einzelne Erſcheinungen darbietet. Er kann freilich exiſtiren, indem er ſich der Natur ohne Vorbehalt hingiebt; denn die Geſetze der Natur walten über ihm, wenn er auch von keinen Geſetzen weiß. Ein rein durchgeführter Idealismus dagegen würde in völliger Zerſtörung endigen. Wie in der menſchlichen Anlage beide Richtungen gegeben ſind, darf auch in der Wiſſenſchaft keine ausſchließlich herrſchen, nur beide vereinigt erreichen das Ideal. Erfahrung und Vernunft haben beide ihre eigenen Gerechtſame; nur die Erfahrung kann lehren, was unter gewiſſen Bedingungen iſt, was unter beſtimmten Vorausſetzungen erfolgt, was zu beſtimmten Zwecken geſchehen muß. Maßen wir uns an, mit unſerer bloßen Vernunft etwas über das äußere Daſein der Dinge ausmachen zu wollen, ſo treiben wir ein leeres Spiel, und das Reſultat wird auf Nichts hinauslaufen. Aber nur die Vernunft kann finden, was ohne Bedingung gilt und was nothwendig ſein muß.

Es zeigt ſich hier, wie Schiller Idealismus und Realismus, Subjektivität und Objektivität in ihrer Wahrheit und Berechtigung verſteht, nicht als abſolute Syſteme, ſondern als Ausgangspunkte

der Betrachtung, als verschiedene Seiten in den Grundkräften der menschlichen Natur, die in jeder wahren Erkenntniß zusammenwirken müssen. Die vom Einzelnen und Konkreten ausgehende Erfahrung, deren wesentlichstes Element die sinnliche Anschauung ist, und das abstrahirende Denken, welches ebenso seiner Natur nach und thatsächlich auf das Allgemeine gerichtet ist, müssen sich vereinigen, um die Wahrnehmungen zur Einheit der Erkenntniß zu erheben, wie Kant es in der Kritik der reinen Vernunft formulirt hat: „Ohne Sinnlichkeit würde uns kein Gegenstand gegeben und ohne Verstand keiner gedacht werden; Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.“ Diesen Sätzen folgend, stellt Schiller den Begriffen nur die Aufgabe, die Anschauungen auf einander zu beziehen und in ein Ganzes zu verbinden [1]), und dringt auf die Einheitlichkeit der menschlichen Natur, deren innerstes Centrum die Empfindung ist [2]). Ohne sinnlichen Stoff, ohne Anschauung und Empfindung bliebe die Persönlichkeit nur Anlage und leeres Vermögen; ebenso machen sich die Begriffe des Allgemeinen und Nothwendigen thatsächlich im Selbstbewußtsein geltend, ohne daß sich sagen ließe, wie und woher sie entstanden; die Vereinigung von Geistigem und Sinnlichem, von Verstand und Materie, ihr Gegensatz und ihre Einheit muß als nothwendige, erfahrungsmäßige Bedingung aller Erkenntniß hingenommen werden, ohne daß ihre Vereinbarkeit weiter zu erklären ist [3]). Bisweilen allerdings nennt sich Schiller einen Idealisten, beschwert sich über Goethe's verhärteten Realismus, meint, daß der Realist gegen den Idealisten nicht gerecht sein könne, weil er ihn nicht begreife [4]); da nimmt er indessen den Realismus in der Ausschließlichkeit des tastenden Sensualismus, wie er sich denn an derselben Stelle gleich wieder gegen das einförmige Allgemeine für das Individuelle und Charakteristische erklärt. Sobald er tiefer eingeht und sobald es sich namentlich um die wissenschaftliche Methode handelt, steht er ebenso entschieden wie Goethe auf der Seite des Realismus

---

1) Ueber die Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.
2) In: Anmuth und Würde.
3) Aesthetische Erziehung des Menschen, Brief 11, 15 und 19.
4) Briefe an Humboldt vom 9. Januar und 1. Februar 1796.

gegen einen Idealismus, der das Wirkliche nach dem Denkbaren modeln, und das Subjektive seiner Vorstellungen zu Gesetzen für das reale Dasein der Dinge erheben möchte[1]). Wenn er sich ganz in Uebereinstimmung mit Kant gegen eine Sensualität verwahrt, die in materialistischer Empirie stehen bleiben und auf dieser Grundlage Alles, was sich der sinnlichen Erfahrung entzieht, leugnen will, so hält er die Gefahr von dieser Seite nicht für groß, weil das Denken sich nicht verleugnen, nicht in der vereinzelten Wahrnehmung festhalten läßt, wendet sich aber desto nachdrücklicher gegen die Usurpationen der Rationalität, welche in dem unbezwingbaren Hange zu teleologischen Urtheilen die Wissenschaften unfruchtbar macht, indem sie trotz aller Empfänglichkeit unserer Organe in der Natur nichts sucht, als was wir hineingelegt haben, ihr nicht erlaubt, sich gegen uns hereinzubewegen, sondern mit vorgreifender Vernunft gegen sie hinausstrebt, ein Gebäude errichtet, ehe die Fundamente gelegt sind[2]). Anticipatio naturae nennt es Baco von Verulam. „Kommt alsdann in Jahrhunderten Einer, der sich ihr (der Natur) mit ruhigen, keuschen und offenen Sinnen naht und deswegen auf eine Menge von Erscheinungen stößt, die wir bei unserer Prävention übersehen haben, so erstaunen wir höchlich darüber, daß so viele Augen bei so hellem Tage nichts bemerkt haben sollen." Wahrhaft idealistisch ist nur die Richtung auf das Ganze, wie sie der vollkommene Realist selbst unbewußt verfolgt[3]). In dieser Lösung wird der Gegensatz fast zu einem Wortstreit. Goethe erzählt, wie er einmal vor der näheren Freundschaft mit Schiller zusammentraf, ihm die Metamorphose der Pflanze vortrug und verdrießlich ward, als jener einwendete: Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich würde es lieber das Gesetz nennen. Goethe suchte in der einzelnen Erscheinung das Allgemeine des morphologischen Gesetzes und glaubte es mit Augen zu schauen. Das Axiom ist den Exempeln inkorporirt, sagt Leibnitz. Das Besondere kann nicht, wie es der metaphysische Idealismus will, aus dem Allgemeinen abgeleitet, sondern nur darunter subsumirt

---

[1]) Aesthetische Erziehung, Brief 6.
[2]) Ebendaselbst.
[3]) In dem Aufsatz über das Erhabene.

werden [1]); es unterliegt den allgemeinen Bestimmungen, und diese zu finden, ist die Aufgabe der exakten Wissenschaft; ihre objektive Methode sucht nicht mehr mit Aristoteles den Begriff, sondern mit Bacon das Gesetz, als den letzten, uns zugänglichen Erklärungsgrund aller Erscheinungen, über deren Dasein nur die Erfahrung entscheiden kann. Die vorwiegende, wissenschaftliche Bedeutung des Objektiven über das Subjektive, des induktiven Elementes über das deduktive spricht Schiller wiederholt sehr entschieden aus. Entsprechend wie er bei der Beurtheilung Klopstocks [2]) den Enthusiasmus der Jugend aus dem subjektiven Streben in das Unbegrenzte erklärt, während der Mann aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, schreibt er an Humboldt [3]): „Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten nach und nach bei mir entwickelt hat." So rühmt er Goethe's „holde Manier, immer von dem Objekt das Gesetz zu empfangen und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten" [4]), und schreibt an Goethe selbst [5]): „Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab, die in allem Praktischen und besonders Poetischen eine Unart ist, vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort." So suchte er schon 1790, als er über die Aesthetik der Tragödie eine Vorlesung hielt, ganz im Sinne des Aristoteles zu seinen mancherlei Erfahrungen allgemeine Regeln und Prinzipien zu finden [6]), lange ehe er den Aristoteles kannte. Denn die Annahme, daß er die Poetik damals gelesen, wie sie durch eine Notiz in den seinen Werken vorgedruckten Lebensnachrichten ziemlich allgemein geworden, ist irrig; Briefe an Goethe [7]) und Körner [8]) erweisen, daß er die Poetik 1797 zum ersten Male las.

---

1) Kant, Kritik der Urtheilskraft, §. 77.
2) Naive und sentimentale Dichtung.
3) Brief vom 21. März 1796.
4) Brief an Humboldt vom 9. November 1795.
5) Brief vom 18. Juni 1797.
6) Brief an Körner vom 16. Mai 1790.
7) Vom 5. Mai 1797.
8) Vom 3. Juni 1797.

TAYLOR INSTITUTION UNIVERSITY OF OXFORD LIBRARY

Freilich sieht er auch in jeder wirklichen Erfahrung nicht bloß die passive Rezeptivität, sondern schon die Selbstthätigkeit des Geistes; der *eine* Fall des bloßen Empirismus ist noch gar keine Erfahrung, nur ein Element derselben; die Denkformen müssen hinzutreten; nur Rationalismus und Empirismus vereinigt erfassen das wissenschaftliche Phänomen und bringen zum objektiven Naturgesetz durch.[1] Im echten Geiste Baconischer und Kantischer Philosophie spricht er endlich mit schöner Klarheit das Ziel aller wahren Wissenschaft aus; sie

> sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
> sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.[2]

Und wie er hier als Vollendung der Erkenntniß das Finden des Gesetzes hinstellt, so erkennt er auch den geschichtlichen Fortschritt in der stetig zunehmenden Entwickelung dieser Richtung gegen die imaginativen Systeme der anfänglichen Spekulationen. In den Göttern Griechenlands wird der antiken Weltanschauung, welche überall in den Erscheinungen der Natur unmittelbares göttliches Walten, in der Heiterkeit des Olymp die Harmonie der Welt sieht, die moderne Wissenschaft entgegenstellt, welche die Natur entgöttert, indem sie dieselbe den Gesetzen der Gravitation unterwirft. Im Gedichte wird dann wohl mit Sehnsucht nach jenen Zeiten einer schönen, phantasievollen Menschheit geblickt, das Ideal als ein entschwundenes betrauert, geklagt, daß er dahin ist

> der schöne Glaube
> an Wesen, die mein Traum gebar.

Aber die philosophische Betrachtung freuet sich des nothwendigen Entwickelungsgesetzes, daß antagonistische Kräfte und isolirte Forschungen die Harmonie mythologischer und metaphysischer Illusionen auflösen müssen, um durch positivere Kombinationen eine reichere und tiefere Totalität zu erringen. Hier wird die Erklärung der Naturphänomene nicht mehr außer und über der Natur gesucht, sondern in ihrer inneren Gesetzmäßigkeit[3]; in ihr erkennt

---

[1] Brief an Goethe vom 19. Januar 1798.
[2] Im Spaziergang (oder Elegie).
[3] Aesthetische Erziehung, Brief 6 und 24.

der denkende Geist harmonische Ordnung, wo der gemeine Haufe chaotische Verwirrung sieht.[1])

In dieser Philosophie trafen Goethe und Schiller vollkommen zusammen; in wissenschaftlicher Methodik dem Einen den realistischen, dem Anderen den idealistischen Standpunkt anzuweisen, ist durchaus unthunlich. Schiller hat diese Grundlage seiner Weltanschauung, seitdem er sie durch das Studium Kant's gewonnen, unwandelbar festgehalten, sie im Denken und Dichten, in seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Thätigkeit, auf den Gebieten der Moral, der Aesthetik und der Geschichte energisch vertreten. Körner besorgte eine zu große Entfremdung von der Dichtkunst und trieb häufig zum poetischen Schaffen; Humboldt fand seitdem in Schiller's intellektueller Thätigkeit „eine durchgängige und bewundernswürdige Einheit" und erkannte, wie wichtig es für jede Art der Arbeit war, daß er diesen guten und festen Grund gelegt, einen systematischen Zusammenhang für die Summe seiner Gedanken gewonnen hatte, der es ihm möglich machte, sich nach jeder Seite hin mit Sicherheit und Leichtigkeit zu bewegen[2]). Mit der nach Kant neu erstandenen Metaphysik konnte Schiller nur in ein feindliches Verhältniß treten, und ihre tonangebende Herrschaft verleidete ihm die Beschäftigung mit der Philosophie, ohne daß er jedoch seinen Standpunkt darum verändert hätte. Er sprach häufig seine Abneigung gegen „das metaphysische Geschwätz", gegen die hohlen Allgemeinheiten „unserer jungen Philosophen", gegen „die Schelling'sche Kunstphilosophie" aus[3]), er erkannte auch an, daß er selbst durch zu unmittelbare Anwendung der allgemeinen Begriffe auf die individuellen Gegenstände gefehlt und dadurch der Ausbreitung seiner Anschauungen geschadet habe[4]); aber er unterschied sehr wohl seine und Kant's Philosophie als generisch verschieden von der Fichte's und Schelling's. „Die Fundamente der Kantischen Philosophie wer-

---

[1]) In dem Aufsatze über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.

[2]) Brief an Schiller vom 27. November 1795.

[3]) Brief an Körner vom 10. Dezember 1804, an Goethe vom 20. Januar 1802.

[4]) Brief an Humboldt vom 27. Juni 1798.

den niemals zerstört werden", schreibt er an Goethe [1]), „denn so alt das Menschengeschlecht ist und so lange es eine Vernunft giebt, hat man sie stillschweigend anerkannt und im Ganzen danach gehandelt"; mit Fichte's Philosophie, die auf einen subjektiven Spinozismus hinauslaufe, werde es nicht diese Bewandtniß haben; ähnlich an Humboldt [2]): Die spekulative Philosophie habe ihn durch ihre hohlen Formeln verscheucht, er finde auf diesem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle, keine Nahrung, „aber die tiefen Grundideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz, und schon allein um ihretwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu haben." Und wenn er in manchen bekannten Versen die abstrakten Spekulationen der Weltweisen verspottete, so blieb ihm Kant „der Reiche, der die Bettler in Nahrung setzt, der König, der den Kärrnern zu thun giebt." Wie es eine wesentliche Aufgabe aller Wissenschaft ist, den Annahmen des gesunden Menschenverstandes einen präzisen Ausdruck zu geben, wie Aristoteles in seiner Logik, Kant in seiner Kritik die Gesetze aufsuchten, denen der menschliche Verstand unbewußt in seinen Operationen folgt und nothwendig folgen muß, wenn er nicht dem Irrthum verfallen will, so erklärte es Schiller für das Kriterium einer wahren Philosophie, daß sie zwar nicht in Form und Methode, wohl aber dem Resultate nach die gemeine Empfindung auf ihrer Seite habe, gegen diejenigen, die auf Kosten des Menschenverstandes neue Systeme gründen wollen.[3]) In die letzte Kategorie fiel ihm Fichte, als extremer Metaphysiker. Dieser achtete, wie Humboldt berichtet [4]), Schiller's spekulatives Nachdenken, vermißte aber die Einheit, die nur in seinem Gefühl, noch nicht in seinem System sei; bei Goethe wunderte er sich, derselbe habe ihm sein System so bündig und klar dargelegt, daß er es selbst nicht klarer hätte darstellen können. Das ist sehr bezeichnend für diese Art der Philosophie. Die Theologen pflegen das verstockte Herz des Ungläubigen anzuklagen, die Metaphysiker den mangelnden Verstand ihrer Gegner. Sie meinen,

---

1) Brief vom 28. Oktober 1794.
2) Brief vom 2. April 1805.
3) Aesthetische Erziehung, in der Schlußanmerkung zum 18ten Briefe.
4) Brief an Schiller vom 22. September 1794.

wer ihre Theorie nur richtig verstehe, der müsse sie auch annehmen, während die Anderen nichts Zwingendes in ihrer Weise sich die Welt zurechtzulegen erblicken. So sprachen die Schellingianer, wie der alte Knebel erzählt, Schiller jede Anschauung ab (ihr spezifischer Ausdruck für philosophische Begabung) außer einer geringen in der militärischen Sphäre; die mochten sie dem Dichter des Wallenstein nicht versagen. Schiller seinerseits fühlte sich von der kühnen, energischen Persönlichkeit Fichte's, von seiner dialektischen Schärfe angezogen; er erwartete große Dinge von ihm für die Philosophie [1]); aber die metaphysische Abstraktion trennte sie. In den wenig freundlichen Briefen, welche diese beiden hartköpfigen Männer 1795 mit einander wechselten [2]), schrieb Fichte ihm, seine philosophischen Schriften würden nach zehn Jahren wenig mehr gelesen werden; Schiller antwortete: nach zehn Jahren werde er nicht mehr lehren und schreiben, und mit seiner Philosophie so still durch das Publikum gehen, wie jetzt; aber er werde, wenn neue Revolutionen über das philosophische Denken gegangen, in hundert und zweihundert Jahren zwar nicht mehr, doch auch nicht weniger gelesen werden, weil in seinen Schriften sein ganzer Mensch lebend abgedrückt sei, während Fichte's Schriften mit seinem System vergehen, nur die Folgen bleiben würden. Ohne Zweifel hatte Schiller Recht. Die Bedeutung seiner Philosophie liegt in der Richtung der positiven Wissenschaft, wo jede Entdeckung ihren bleibenden Werth hat, jede Feststellung einen dauernden Fortschritt enthält, unabhängig von dem Wechsel der Meinungen. In Werken der Art kann jeder Belehrung finden, welcher religiösen, metaphysischen oder wissenschaftlichen Theorie er auch anhänge. Fichte's Wissenschaftslehre — es ist hier nicht von den sogenannten populären, der geschichtlichen Wirklichkeit entnommenen Schriften und ihrer gewaltigen Wirkung die Rede — hat nur noch eine Stelle in der Geschichte der Methaphysik. Wer sich nicht zu dem System seines Idealismus bekennt, hat dort keine Aufschlüsse zu suchen. Damals indessen herrschte noch der Glaube an ein absolutes

---

1) Briefe an Körner vom 12. Juni und 21. November 1794.

2) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, herausgegeben von J. G. Fichte.

System der Metaphysik, welches alle Fragen der Philosophie zum ewigen Abschluß bringen sollte.

Es besteht eine merkwürdige Analogie in der Geschichte der Dichtkunst und der Philosophie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Lessing hatte die falschen Regeln, die konventionellen Formeln der französischen Poesie zerrissen, dagegen mit glänzender Kritik die in der Natur der Sache liegenden Gesetze festzustellen gesucht, die Verbindung schöpferischer Freiheit mit naturgemäßer Gesetzlichkeit verlangt; unmittelbar nach ihm proklamirten die jungen Dichter der Sturm- und Drang-Periode die absolute Gesetzlosigkeit des genialen Individuums, alle Theorie und Regeln über Bord werfend. Und ebenso unmittelbar, nachdem Kant die Herrschaft der Metaphysik für immer gebrochen, das philosophische Denken an ewige Gesetze gebunden zu haben schien, brach mit der Naturphilosophie Schelling's und seiner Genossen die regelloseste Willkür herein, welche jemals die Verbindung metaphysisch-scholastischer Formeln mit leeren Einbildungen und mit dilettantischen Entlehnungen aus allen Kreisen des Wissens für Wissenschaft ausgab. Kant spricht ironisch von einer intellektuellen Anschauung, welche mit einer von der Sinnlichkeit unabhängigen Spontaneität die Gegenstände unmittelbar fassen und die mühevolle Arbeit der Erkenntniß aufheben würde, und von der gemächlichen Dreistigkeit, ein solches Anschauungsvermögen anzunehmen [1]). Als wollte er diesem Spotte Trotz bieten, erklärte Schelling die intellektuelle Anschauung für das wahre Organ der Philosophie, und man säumte nicht, mit phantastischen Kombinationen und willkürlichen Einfällen die Lücken des Wissens auszufüllen. Die Methode fand lärmenden Beifall, nicht bloß innerhalb der eigentlichen Philosophie, sondern auch auf den Gebieten der speziellen Wissenschaften. Selbst die Naturforschung, die doch am meisten auf den Weg der exakten Beobachtung angewiesen und am längsten an ihn gewöhnt ist, vermochte nicht sich dieser Richtung zu erwehren. In ihr hat sich freilich längst wieder die positive Wissenschaft von der falschen Weisheit geschieden. Alexander v. Humboldt bezeichnet diese als

---

1) In dem Aufsatz über den vornehmen Ton in der Philosophie, ähnlich in der Kritik der Urtheilskraft, §. 77.

eine Lehre, in der unbegründete Meinungen als Thatsachen, symbolisirende Mythen unter alten Firmen als ernste Theorien auftreten, wo Unbestimmtheit der Sprache und Uebertragung der Nomenklatur aus einer Wissenschaft in die andere zu irrigen Ansichten und täuschenden Analogien geführt haben[1]; und Freiherr v. Baumgartner erinnert gegen die metaphysischen Erklärungen und die spekulativen Satzungen der Naturphilosophie, daß die wirklichen Schätze des Wissens nicht aus den hohen Lüften der Spekulation, sondern aus dem Schachte der Erfahrung gehoben sind[2]. In den Forschungen über Sprache, Mythologie und Geschichte, namentlich die Urgeschichte der Völker, welche der thatsächlichen Beobachtung und der Konstatirung bestimmter Entwickelungsgesetze weit größere Schwierigkeiten entgegenstellen, behauptete diese subjektiv konstruirende Methode länger und tiefgreifender ihren Einfluß, obwohl die hervorragendsten Gelehrten ihr überall auf dem eigenen Gebiete Schranken zu ziehen strebten; und in den Disziplinen, welche als die eigentlich philosophischen angesehen werden, in den allgemeinen Theorien über Sein und Denken, Welt und Geist, in der Psychologie und Moral, in der Staats- und Gesellschaftslehre ist sie noch jetzt sehr mächtig.

Zu jener Zeit feierte die Metaphysik ihre Orgien, und es verdient wohl beachtet zu werden, daß die beiden großen Dichter fortfuhren, klar, bestimmt und nüchtern zu denken, während die sogenannten Philosophen wild und toll phantasirten. In der methodischen Philosophie verhallte freilich ihre Stimme ungehört; diese beharrte, auch nachdem sie zu strengen Formen zurückgekehrt war, noch lange Zeit auf dem Boden der metaphysischen Abstraktion, welche formelle Sätze von relativer Berechtigung zu absoluten Erklärungsgründen der reellen Dinge verkehrte. Wir können dies an einem Beispiel aus Schiller verdeutlichen. Er stellt es[3] als eine zur Erklärung der Erfahrung nöthige Annahme hin, daß die Gesetze der Welt und des menschlichen

---

1) Kosmos, Bd. II. S. 399, und ähnlich a. a. O. mehr.

2) Vortrag über den Geist der Naturforschung in der Sammlung der Wiener Akademie 1858.

3) Gegen Ende der Schrift über naive und sentimentalische Dichtung.

Geiſtes dieſelben ſind. Ihm iſt dies, um mit Kant zu reden, ein regulatives Urtheil unſerer Erkenntniß, nichts berechtigt, es zum konſtitutiven Prinzip der Dinge zu machen. Schelling dagegen gebrauchte die Identität von Natur und Geiſt in dem Indifferenzpunkte des Abſoluten nach dem Bilde des Magneten als den eigentlichen Beſtimmungsgrund aller Dinge. Aehnlich weiſt Schiller[1]) mit der Bemerkung, daß Kunſt und Kultur die urſprüngliche Einheit der menſchlichen Natur aufhoben, um ſie in einer höheren, erfüllteren Totalität wieder zu vereinen, auf die erfahrungsmäßige Thatſache hin, daß in Natur und Geſchichte die Gegenſätze zu neuen Entwicklungsſtufen treiben. Hegel macht dieſe dialektiſche Bewegung, wie er ſie nennt, nicht bloß zu einem Grundgeſetz des Seins, ſondern zur ſchaffenden Macht, während doch in der Natur der Dinge nicht die Form des Gegenſatzes, ſondern der mannigfaltige Inhalt, den wir in dieſe Form bringen, und den auch die Philoſophie nur aus der Anſchauung entnehmen kann, das Wirkende iſt. Das bezeichnet den Unterſchied im Gebrauch, den die wiſſenſchaftliche Beobachtung und die metaphyſiſche Spekulation von derartigen Sätzen macht.

Man kann wohl ſagen, daß Goethe und Schiller unter ſich in ihren Arbeiten die objektive und ſubjektive Richtung darſtellen, aber in der Wirkung ihrer Anſchauungen auf die allgemeine Bildung ſtehen ſie völlig zuſammen. Wie Plato und Ariſtoteles bei viel ſchärferem Unterſchiede keineswegs die Extreme der Gegenſätze ſind, die ſie vertreten, hat Gervinus mit Recht hervorgehoben, daß Goethe gegen Lichtenberg oder Nicolai gehalten, zum Idealiſten werde, und Schiller neben den idealiſtiſchen Philoſophen als ein Realiſt erſcheine; gegen Goethe iſt Schiller ein reflektirter Dichter, gegen die Romantiker ein naiver und inſtinktiver. Ihre Theorie von dem Zuſammenwirken aller Kräfte, von der Totalität der Natur und der Weltanſchauung, und von der wahren Methode, dieſe zu gewinnen, war völlig dieſelbe. Wenn Goethe einmal ſagt, daß er auf der Seite der Natur, Schiller auf der Seite des Geiſtes geſtanden, ſo trifft das im Grunde nur die Gegenſtände ihrer Thätigkeit.

Goethe warf ſich mit großem Eifer auf die Naturwiſſen-

---

1) Gegen Ende der Schrift über naive und ſentimentaliſche Dichtung.

schaften und hat hier sowohl durch einzelne Entdeckungen, wie durch klare Entwicklung allgemeiner Gesichtspunkte und Methoden sehr Bedeutendes geleistet. In der Natur fand er die Wechselwirkung von Gesetz und Thatsache gegeben, welche ihn befähigte vom Einzelnen zum Typischen aufzusteigen, im Besonderen das Allgemeine anzuschauen. An den Menschen interessirte ihn nur das Persönliche, Individuelle; für die großen, bewegenden Mächte der Geschichte hatte er keinen Sinn. Die Fülle der Anschauung, der Reichthum der Empfindung, welche, um die höchste Wirkung zu erreichen, keines weiteren Nachdrucks der Reflexion bedurften, machten ihn zum größten Lyriker aller Zeiten, und ließen auch im Drama die lyrische Seite am meisten hervortreten. Die heroischen Leidenschaften, die gewaltigen Charaktere, welche in den großen Geschicken der Nationen wirken, blieben ihm fremd. Auch wo er geschichtliche Personen schildert, wie Götz und Egmont, tritt die Beziehung zur Geschichte gegen das rein Menschliche und Individuelle in den Hintergrund; die Handlung im größten Styl fehlt. Daher meint sein begeisterter Biograph Lewes, er hätte eines Zusatzes vom besten Lebensblute Schiller's bedurft, um ein Shakespeare zu werden, und Goethe selbst erkannte im Wallenstein „die große Analogie" Schiller's und Shakespeare's. Nicht erst in der Beschaulichkeit seines höheren Alters schloß er sich mit einer bisweilen beleidigenden Mißachtung gegen alle geschichtliche Bewegung ab, schon bei Gelegenheit der Belagerung von Mainz erklärte er das Historische für „das undankbarste und gefährlichste Fach" und zog sich bewußt in „die Aesthetika, Moralia und Physika" zurück. Die Erklärung dieses auffallenden Phänomens bei so großem und offenem Sinn darf nicht blos in den armseligen, zerrütteten Zuständen des deutschen Staatslebens, in dem Mangel an großen, nationalen Interessen und später in dem Unglück des Vaterlandes, welches die Gemüther in sich zurückdrängte, gesucht werden; sie liegt auch in dem wissenschaftlichen und philosophischen Charakter Goethe's und seiner Zeit. Die näheren Umgebungen, die politischen Verhältnisse Deutschlands vermochten ihm von einem großen öffentlichen Leben, von der handelnden Menschheit keine lebendige Anschauung zu gewähren, und das Studium der historischen und politischen Wissenschaften, wie sie damals betrieben wurden, konnte ihm

dieſe nicht erſetzen. In den Naturwiſſenſchaften fand er überall Arbeiten vor, die ſeiner Methodik entſprachen, konnte ſich auf dem feſten Boden der Erfahrung von den konkreten Erſcheinungen zu beſtimmten Geſetzen erheben, die er mit Augen zu ſehen meinte; auf dem Gebiete der Geſchichte erſchien ihm Alles als Willkür. Die fragmentariſche, auf bloße Sammlung und Feſtſtellung der Thatſachen gerichtete Behandlung genügte ihm nicht, da ſie das Große und Intereſſante nur als individuell, zufällig und vereinzelt erſcheinen ließ; wo man ſich zu allgemeinen Betrachtungen der moraliſchen Welt verſtieg, geſchah es auf Grund theologiſcher und metaphyſiſcher Spekulationen, die er als willkürlich bei Seite ſchob; für eine poſitive, den Naturwiſſenſchaften entſprechende Methode, aus den Thatſachen der Geſchichte allgemeine Entwicklungsgeſetze abzuleiten und auf dieſer Grundlage eine politiſche und ſoziale Wiſſenſchaft zu konſtruiren, gab es nur einzelne Winke und Anforderderungen, wie ſie namentlich von Bacon, Ferguſon, Adam Smith und Kant aufgeſtellt ſind, aber keinen konkreten Verſuch, der geeignet geweſen wäre, ſeine wiſſenſchaftliche Anſchauung zu feſſeln, oder auch nur von der Möglichkeit eines ſolchen Beginnens zu überzeugen.

Schiller ergriff mit voller Energie die handelnde, politiſche Welt und erreichte das Höchſte im hiſtoriſchen Drama. Seine philoſophiſchen Arbeiten beziehen ſich unmittelbar auf die menſchliche Geſellſchaft, auf den Entwicklungsgang und die höchſten Fragen ihrer Kultur. Richtet ſich die Beurtheilung mehr nach dem Gegenſtande, mit dem man ſich beſchäftigt, als nach der Weiſe, in der man ihn behandelt, ſo wird Schiller als der philoſophiſchere von den beiden großen Geiſtern betrachtet werden. Und eine gewiſſe Berechtigung hierzu läßt ſich nicht verkennen. Denn wenn es nach Kant die Aufgabe der Philoſophie iſt, daß unter ihrer Regierung unſere Erkenntniſſe keine Rhapſodie bleiben, ſondern ein Syſtem ausmachen, in welchem ſie allein die weſentlichen Zwecke alles Wiſſens befördern können, und wenn wir als letzten Endzweck nur das Ganze der menſchlichen Geſellſchaft betrachten dürfen, ſo gebührt ohne Zweifel den moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften die höchſte maßgebende Stelle in dem Gebäude der Wiſſenſchaften. Indeſſen pflegt noch ein anderer Sinn damit verbunden zu werden, wenn ſie als die

eigentlich philoſophiſchen Disziplinen von den übrigen unterſchieden werden. In den Naturwiſſenſchaften iſt die exakte, objektive Methode zur unbedingten Geltung gelangt. Die feſte Autorität der Thatſachen hat die Spekulation zurückgedrängt. Dagegen werden Pſychologie, Moral und Politik ſubjektiven, idealiſtiſchen Theorien überlaſſen; denn hier bedurften die Menſchen jederzeit leitender Grundſätze, und die Zeit iſt noch nicht gekommen, die Thatſachen des Geiſtes gleich denen der Natur in irgend vollſtändiger Weiſe auf beſtimmte Geſetze zurückzuführen; auch liegt der Geſellſchaft mehr an der Zweckmäßigkeit der für die Praxis beſtimmten Theorien, als an dem Wege, auf welchem ſie gefunden wurden. So läßt man hier Gründe und Beweiſe zu, denen man auf anderen Gebieten kein Vertrauen ſchenken würde, und rechtfertigt dies damit, daß dieſe Wiſſenſchaften philoſophiſche ſeien. Im Vergleich mit Schiller war Goethe's Geſichtskreis weiter, ſeine Kenntniſſe im Einzelnen viel tiefer; aber gerade ſein hoher wiſſenſchaftlicher Sinn hielt ihn von einem Felde fern, wo ſeine wiſſenſchaftliche Methode ihn im Stiche ließ; und ſeine bedeutenden Werke zur Geſchichte, Methode und Erweiterung der Naturlehre werden den ſpeziellen Fächern zugerechnet, obwohl ſie in ächt philoſophiſchem Geiſte aus einer Totalität der Weltanſchauung hervorgegangen und auf die Gewinnung einer ſolchen berechnet ſind. Er arbeitete an den Fundamenten des Gebäudes poſitiver Wiſſenſchaft, wo bereits vollendete Leiſtungen möglich waren, Schiller an dem Gipfel. Gervinus urtheilt, er würde in der Philoſophie (worunter die Aeſthetik nicht mitbegriffen wird) ſchwerlich etwas von Beſtand hervorgebracht haben; gewiß nicht in der metaphyſiſchen Spekulation; dieſer gehörte er nicht an und in der Geſchichte der Metaphyſik hat er keinen Platz zu beanſpruchen. Auch in ſeiner Philoſophie würde er nach ſeinen Kenntniſſen und nach der Zeitrichtung ſchwerlich viel mehr geleiſtet haben, als er geleiſtet hat, wenn er bei wiſſenſchaftlichen Arbeiten beharrt hätte, ſtatt zur Dichtung zurückzukehren. Das negative Werk der Kritik hatte Kant vollſtändig ausgeführt. Deſſenungeachtet fuhren die hervorragendſten, am meiſten von dem Geiſte der Totalität in allem Wiſſen erfüllten Männer fort, die höchſte Einheit, das zuſammenhaltende Ganze in metaphyſiſcher Spekulation zu ſuchen. Die alten Theorien

werden durch negative Zersetzung, durch logisches Raisonnement wohl erschüttert, aber nicht gestürzt; das vollbringt nur eine neue positive Lehre, die im Stande ist sie zu ersetzen. Erst eine Menge unleugbarer Thatsachen und klar bestimmter, zu einer allgemeinen Weltanschauung genügender Gesetze kann der exakten Methode im Baconisch-Kantischen Sinne die Herrschaft gewinnen und die metaphysische aus der Wissenschaft verdrängen. Dazu fehlten auf den moralisch-politischen Gebieten noch alle Vorarbeiten, die erst eine sehr vertiefte, auf die eigentlichen Grundkräfte des materiellen, intellektuellen und moralischen Volkslebens gerichtete Geschichtsforschung darbieten konnte. Es handelte sich nicht darum ein Werk positiver Wissenschaft zu vollenden, sondern auf den Weg hinzuweisen. Und das hat Schiller gethan. Er hat in seinen philosophischen und historischen Schriften, wie in seiner Dichtung eine harmonische, von illusorischen Spekulationen freie Weltanschauung, eine auf die positive Totalität der Menschennatur zu gründende Ethik und Politik mit großer Klarheit und Energie vertreten, und ich meine auch mit großem Erfolge. Die Einwirkungen lassen sich im Einzelnen nicht wohl nachweisen, wo nicht von einer eigentlichen, durch besondere Dogmen verbundenen Schule die Rede ist. Aber wenn wir den Anschauungen Goethe'scher und Schiller'scher Lebensphilosophie überall in der deutschen Literatur und Bildung begegnen, und wenn wir wissen, in wie hohem Grade sich alle literarische Bestrebungen gegen das Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts feindlich oder freundlich auf das Wirken dieser Männer bezogen, so haben wir sie ohne Zweifel als die hauptsächlichsten Verbreiter der von ihnen vertretenen Geistesrichtungen zu betrachten. Schiller's philosophische Schriften erschienen dem damaligen Publikum sehr schwer und abstrakt; über die ästhetischen Briefe herrschte bei ihrem Erscheinen, wie Humboldt berichtet[1]), in der Berliner Gesellschaft tiefes Stillschweigen, und später bestritt man, daß die Belagerung Antwerpens von Schiller sei, weil er etwas so Leichtes und Verständliches nicht mehr machen könnte[2]). Aber in den Kreisen wissenschaftlicher Bildung wurden seine Abhand-

[1]) Brief an Schiller vom 15. August 1795.
[2]) Brief Humboldt's vom 20. November 1795.

lungen viel gelesen, und machten augenscheinlich — auch abgesehen von ihrem sprachlichen und stylistischen Einfluß — großen Eindruck. Philosophen wie Kant und Reinhold nahmen darauf Bezug, Physiologen wie Sömmering und Ludwig, Politiker wie Gentz zitirten ihn, die Berliner und Jenenser Literaturzeitungen beschäftigten sich regelmäßig und ausführlich mit ihm. Und um ein hervorragendes Beispiel anzuführen, so hat er nach den Briefen und Schilderungen Wilhelm von Humboldt's auf diesen unzweifelhaft einen sehr großen Einfluß geübt, einen Mann höchster Begabung, der ganz in Schiller's Weise nach dem Ausdruck seines Biographen Haym die Neigung zum Philosophiren mit der Abneigung gegen abstrakte Spekulationen verband, nicht selbstkonstruirte Begriffe oder formelle Ideen, sondern die Beobachtung und Verbindung der Thatsachen zur Grundlage der Wissenschaften machte, und mit dieser Philosophie bedeutend im Staatsleben, epochemachend in der vergleichenden Sprachforschung geworden ist, nicht mehr, wie die früheren, nach Grund und Ursprung, sondern nach den Entwickelungsgesetzen der Sprache suchend.

Wenn wir den eigentlichen Gelehrten oder Philosophen, der Entdeckungen macht und neue Theorien ausarbeitet, von dem Literaten unterscheiden, der die wissenschaftlichen Errungenschaften anwendet, popularisirt und verbreitet, so fällt Schiller's philosophische Thätigkeit — abgesehen von der Aesthetik, wo Niemand seine selbstständige Bedeutung bestreitet — mehr auf die Seite des Literaten, wiewohl er sich überall mit selbstthätigem Geiste bewegt und die ihm namentlich durch Kant vermittelten Ideen in erheblichen Punkten weiter geführt hat. Es wäre absurd, Schiller in philosophischer Tiefe, Originalität und Bedeutung neben Bacon oder Kant stellen zu wollen, aber in der Reihe derer, die ohne metaphysische Systemmacherei in objektiv wissenschaftlicher Weise philosophirt, gelehrt und angeregt haben, verdient er eine würdige, ja eine hervorragende Stelle.

III. Moral und Politik.

Ebenso mächtig und tiefgreifend wie in den fundamentalen Voraussetzungen der rein theoretischen Philosophie war die Revo-

lution, welche das Auftreten Kant's bewirkte, in der praktischen Philophie oder der Moral. Sie zeigte sich hier sogar viel unmittelbarer, schneller und allgemeiner. Seine Forschungen auf dem Gebiete der Ethik waren eine Konsequenz und Anwendung seiner allgemeinen philosophischen Methode. Aber während die Resultate seiner Untersuchungen über die menschliche Erkenntniß bei ihren abstrakten Formen und Gegenständen zunächst auf enge Kreise der eigentlichen Gelehrsamkeit beschränkt blieben, erst allmälig ihren großen Einfluß auf die Methode wissenschaftlicher Forschungen gewannen und von den systematischen Philosophen keineswegs in ihrem vollen Umfange verstanden oder anerkannt wurden, ergriffen seine moralischen Anschauungen, ihrer Natur nach von allgemeinerer Verständlichkeit und Bedeutsamkeit, sogleich mit großer Gewalt die Literatur und das Publikum und sind in ihren wesentlichsten Punkten kaum wieder angetastet worden. Ihren raschen Erfolg bezeichnet schon äußerlich die Reihe der Auflagen, welche die ethischen Werke Kant's, die Kritik der praktischen Vernunft und die Metaphysik der Sitten, trotz ihrer strengen Wissenschaftlichkeit in dem ersten Jahrzehent ihres Erscheinens erlebten, und die große Zahl der wissenschaftlichen oder populären Moralschriften, welche ihnen folgten. Um die Kantische Reform in ihrer ganzen Größe zu würdigen, müssen wir uns den damaligen Zustand der Moralphilosophie an einigen ihrer hervorragendsten und gelesensten Repräsentanten vergegenwärtigen. Die Metaphysiker, welche seit dem Ende des Mittelalters zuerst wieder juxta propria principia[1]) philosophirten, hatten Recht und Moral allmälig von der Theologie emanzipirt und auf die inneren Gesetze der menschlichen Vernunft gegründet. Doch widerstanden ihre schweren und dunkeln Formen der Fassungskraft, ihre harten und einseitigen Abstraktionen dem gesunden Menschenverstande der Menge. Um zur bewegenden Macht zu werden, bedurften sie einer Vermittlung. Diese fanden ihre Spekulationen in der glänzenden und geistreichen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Während die strengen Systematiker ihren Demonstrationen ein einziges Prinzip, sei es der Tugend oder der Lust, der Vollkommenheit oder der Glückseligkeit, und in letzterer des

[1]) Nach eigenen Grundsätzen.

Egoismus oder der Sympathie, zum Grunde zu legen pflegten, gingen die populären und schöngeistigen Schriftsteller mehr von der Mannigfaltigkeit der menschlichen Natur, von dem Individuellen der Neigungen und Verhältnisse aus und mischten, auch wenn sie sich zu einem der abstrakten Prinzipien bekannten, doch in der Regel anderweitige Maximen und Bestimmungen ein.

Unter denen, welche in dieser Weise die Moral zu einer sehr populären Wissenschaft machten und eine Fülle neuer Ideen in Umlauf setzten, behauptete Shaftesbury einen großen und dauernden Einfluß [1]). Er leitete das Sittliche nicht bloß aus sinnlichen Eindrücken oder aus der Erfahrung von den Folgen der Handlungen in der Welt her, sondern nahm — ohne gerade sehr scharfe Bestimmungen zu geben — ein angeborenes, mit Reflexion verbundenes Gefühl an, einen moralischen Sinn, welcher, ähnlich dem ästhetischen, Harmonie und Disharmonie empfindet, an gewissen Neigungen Wohlgefallen und gegen andere Abneigung hat, Antipathie gegen das Schlechte und Ungerechte, Liebe für das Gute und Rechte um ihrer selbst, um ihrer natürlichen Schönheit willen. Dieses Gefühl, welches Begriffe und Bilder sittlicher Dinge mit sich trägt, kann durch Affekte und Leidenschaften abgestumpft oder übertäubt, auch durch falsche Einbildungen von Recht und Unrecht, durch widernatürliche Erziehung und Gewohnheiten verkehrt werden, geht aber nie ganz verloren, sondern offenbart sich immer wieder durch Unterscheidung von Gutem und Bösem. Indem die Dinge naturgemäß auf einander hinweisen, der Mensch nicht vereinzelt, sondern mit der menschlichen Gesellschaft zu einem Ganzen verbunden ist, erscheint das allgemeine und das richtig verstandene Privat-Interesse nothwendig verknüpft und das, was dem allgemeinen Wohl dient, als gut. Die harmonische, richtige Beschaffenheit der Neigungen und Gesinnungen in Bezug auf sich selbst und auf die Gesellschaft ist Tugend, und diese ist das Glück, Laster das Elend jedes vernünftigen Geschöpfs. Unnatürliche, antisoziale Gesinnungen, Schadenfreude, Neid und Bosheit, zerstören alle Glückseligkeit. Zu starke Privatneigungen beunruhigen, rauben die Heiterkeit des Gemüths, aber auch zu schwache, Vernachlässigung der Selbsterhaltung und des

[1]) The moralists und An inquiry concerning virtue or merit.

Wohlbefindens, sind fehlerhaft, da wir ohne Sorge für unsere Person naturgemäß weder glücklich sein, noch das Wohl des Ganzen fördern können. Geistige Freuden sind größer und dauerhafter als körperliche; wohlwollende Neigungen können ununterbrochen geistige Freude hervorbringen und durch das Theilen mit Andern die eigene Glückseligkeit vermehren; hohe Vorstellungen von dem Werth und der Schönheit einer Handlung vermögen einen Enthusiasmus zu erregen, der sie trotz aller sinnlichen Gegenwirkungen vollbringt.

Im Anschluß an Shaftesbury gründete Diderot, der ihn übersetzte und kommentirte, die Moral zugleich auf Selbstliebe, Wohlwollen und Wohlgefallen am Schönen. Condillac und Helvetius machten, wie schon früher Larochefoucauld, wenn auch nicht immer ganz konsequent, aus der Sittenlehre eine Theorie der Selbstsucht, des wohlverstandenen Interesses, der gröberen oder feineren Lust. Am rücksichtslosesten suchte Mandeville [1]) alle sogenannte Tugenden auf feinere Eigenliebe zurückzuführen, gab die sittliche Ehrliebe und Selbstachtung für Eitelkeit und Hochmuth aus, wies in Handlungen des Wohlwollens und der Liebe auf selbstsüchtige Neigungen oder zufälligen Instinkt, in der Zufriedenheit der Tugend auf die Lust des Stolzes, überall auf Beimischungen des Eigennutzes hin. Diese Lehre und die parallel gehenden Doktrinen von der absoluten Berechtigung des ungebundenen vereinzelten Individuums fanden namentlich in Frankreich große Verbreitung. Doch macht gerade das am meisten verrufene Système de la nature eine Ausnahme, indem es die Solidarität unter den Menschen geltend macht, Glück oder Ordnung der Gesellschaft als höchsten Zweck, als Grundlage für Tugend und Pflicht hinstellt, die Gesetze der Moral, wie die des Weltalls, aus der inneren Nothwendigkeit und den ewigen Verhältnissen der Dinge herleitet. Eindringlich widersprach Rousseau den Theorien der Selbstsucht, indem er zu Gunsten uneigennütziger Tugend und Sittlichkeit an Natur, Gefühl und Geschichte appellirte. Der gesunde, praktische Sinn der schottischen Moralphilosophen hielt sich in den ethischen Untersuchungen an die thatsächliche menschliche Natur, einseitige Abstraktionen ablehnend.

---

[1]) The fable of the bees.

Ferguſon zeigte in ſeiner Schrift über die bürgerliche Geſellſchaft [1]), daß es auf einen Wortſtreit und eine Sophiſterei hinauslaufe, wenn man das eigene Intereſſe zum alleinherrſchenden Triebe der Menſchen erheben, die Unterſcheidung zwiſchen Wohlwollen und Eigennutz verwiſchen wolle; der natürliche Menſchenverſtand werde ſich niemals hingebende Aufopferung für Andere als eine Art der Selbſtſucht aufreden laſſen.

In Deutſchland bildeten Mendelsſohn, Reinhard, Sulzer und Andere unter franzöſiſchen und engliſchen Einflüſſen das Vollkommenheitsprinzip Wolff's, in welchem die Vervollkommnung fremden Zuſtandes mit der Selbſtvollkommenheit ziemlich loſe verknüpft war, zum Prinzip harmoniſcher Entwickelung aller menſchlichen Kräfte aus, was damals wie ſpäter nicht ſelten dahin führte, das Sittliche nur in Beziehung auf individuelle Eigenthümlichkeit als deren Entwickelung und Darſtellung zu beſtimmen. Fichte bezeichnet das als etwas geradezu Unſittliches, nnd jedenfalls läßt ſich dagegen erinnern, daß nicht eben alles Individuelle Erhaltung und Ausbildung verdient. Unter den gelehrten Philoſophen, welche damals eines bedeutenden Rufes genoſſen, machte der Göttinger Profeſſor Feder das Geſetz der Selbſtliebe, als allein unerſchütterlich im Grunde des Willens befeſtigt, zum allgemeinſten moraliſchen Prinzip. Garve bekannte ſich in ſeinen zahlreichen Abhandlungen und Anmerkungen zu dem allgemeinen Menſchenſinn, der von ſinnlichen Wahrnehmungen und Antrieben zu ſittlichen Vorſchriften gelange, ſtellte Glückſeligkeit, Wohlthätigkeit, Vollkommenheit, Schicklichkeit, Geſetzmäßigkeit als allgemeinſte Grundſätze der Sittenlehre auf, ohne daß es abſolut erſte ſein oder ſolche geben ſollte. Vorherrſchend war überall die Ableitung der Moral aus dem Prinzip der Glückſeligkeit, worin die Anweiſung zu allen Pflichten und Tugenden gefunden wurde. Das tugendhafte Leben war das glückſeligſte; andere Prinzipien wurden höchſtens nebengeordnet. Das gab im beſten Falle eine ſchlaffe, ſchwankende, unbeſtimmte Moral. Schiller bezeichnet [2]) ſie als ein Syſtem des Egoismus, in welchem die Verderbniß depravirter Geſinnung durch Maximen des auf-

[1]) Essay on the history of civil society, p. I. sect. II.

[2]) Im fünften Brief über die äſthetiſche Erziehung.

geklärten Verſtandes befeſtigt werde. In den moraliſchen Theorien habe auf der einen Seite ein grober Materialismus, auf der anderen ein nicht weniger bedenklicher Perfektionsgrundſatz gewaltet, der um angeblich guter Zwecke willen die Verletzung der unzweifelhafteſten Pflichten rechtfertige. Daher habe es ſich darum gehandelt, die Sinnlichkeit ſowohl da, wo ſie mit frecher Stirn dem Sittengeſetz Hohn geſprochen, als in der impoſanten Hülle moraliſch-löblicher Zwecke ohne Nachſicht zu verfolgen, nicht die Unwiſſenheit zu belehren, ſondern die Verkehrtheit zurechtzuweiſen. Erfahrungsmäßig ſei allerdings das Vergnügen der gewöhnliche Grund, warum vernünftig gehandelt werde; daß die Moral ſelbſt endlich aufgehört, dieſe Sprache zu reden, das „hat man dem unſterblichen Verfaſſer der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebührt, die geſunde Vernunft aus der philoſophirenden wieder hergeſtellt zu haben.“ [1])

In der That geht Kant in ſeinen ethiſchen Unterſuchungen überall von den Begriffen und Urtheilen des gewöhnlichen Menſchenverſtandes aus, entwickelt aus ihnen analytiſch die philoſophiſch-moraliſchen Ideen und zeigt, daß die philoſophiſche Wahrheit ihrem Inhalte nach keine andere iſt, als die allgemeine menſchliche. Er will ausdrücklich kein neues Prinzip der Moralität aufſtellen, als ob die Welt bisher im durchgängigen Irrthum über die Pflicht geweſen wäre, ſondern nur eine beſtimmte Formel für die Löſung ſittlicher Aufgaben [2]). Die wiſſenſchaftliche Bearbeitung ſoll nur den Weg zur Wahrheit ſichern, die Lehren, welche für Alle von der höchſten Wichtigkeit ſind, hell einleuchtend machen und zu dem Ende die Thatſachen, welche ſich der gemeinen Beobachtung darbieten, in die Hände nehmen [3]). Solche Thatſachen ſind Freiheit und Vernunft und ein reiner, von allen empiriſchen Bedingungen unabhängiger Wille, worin alle ſittlichen Begriffe und Geſetze ihren Urſprung haben, Thatſachen, die nicht von ſinnlicher Erfahrung abhängen und ſich nicht in ihr darſtellen laſſen, aber in praktiſchen Grundſätzen ihre poſitive

---

1) In: Anmuth und Würde.

2) In der Vorrede zur Kritik der praktiſchen Vernunft.

3) Kritik der praktiſchen Vernunft, 2. Buch, 2. Hauptſtück VII. und am Schluß des Werkes (in der Ausgabe von 1797 S. 255, 291).

Realität erweisen, gleich dem gestirnten Himmel über uns unmittelbar gegeben und mit dem Bewußtsein unserer Existenz verknüpft[1]). Sie sind nicht weiter zu deduciren oder theoretisch zu beweisen, wie denn alle menschliche Einsicht zu Ende ist, sobald wir zu Grundkräften oder Grundvermögen gelangt sind[2]); nur die Kritik kann sie als unbedingt nothwendig aufzeigen, indem sie analysirend scheidet, was uns die Erfahrung durch Induktion als relativ allgemein an die Hand giebt, und was uns, abgesehen von aller Erfahrung, a priori gewiß ist, d. h. was unseren Begriffen als objektiv nothwendig zum Grunde liegt, und wovon wir uns bewußt sind, daß wir es wissen würden, wenn es uns auch nie in der Erfahrung vorgekommen wäre[3]). Der gesunde Menschenverstand, das natürliche Gefühl haben zu allen Zeiten das Nützliche oder Angenehme von dem Guten, die Selbstliebe von der Sittlichkeit scharf geschieden, über den sittlichen Gehalt der Handlungen ohne abstrakte Formeln durch den gewöhnlichen Gebrauch sicher geurtheilt; nur Philosophen haben die Entscheidung in Frage gestellt und durch sophistische Spekulation die Glückseligkeit zum Prinzip der Sittlichkeit gemacht, was diese geradezu aufhebt[4]). Die Zergliederung menschlicher Urtheile über die Sittlichkeit der Handlungen weist stets auf ein unbedingtes Gesetz, einen kategorischen Imperativ hin, dem nicht Neigungen oder moralisches Gefühl, sondern Erkenntniß, eine dunkel gedachte Metaphysik, zum Grunde liegt[5]), die jedem Menschen in seiner Vernunftanlage beiwohnt und durch katechisirende Methode zum Bewußtsein gebracht werden kann. Das Sittengesetz, welches unbedingt gebieten, für Jeden, der Vernunft und Willen hat, gültig sein soll, darf auf keine empirische Bestimmung, auf keine

---

[1]) Kritik der praktischen Vernunft (S. 290) und 1. Buch, 3. Hauptstück (S. 163); Metaphysik der Sitten in der allgemeinen Einleitung (in der Ausgabe von 1803 S. XVIII ff.).

[2]) Daselbst, 1. Buch, 3. Hauptstück (S. 81).

[3]) Daselbst in der Vorrede (S. 23 ff.) und im 2. Buch, 2. Hauptstück VII. (S. 254).

[4]) Daselbst, 1. Buch, §. 8. Anmerkung II. (S. 62) und in der Methodenlehre (S. 277).

[5]) Daselbst, 1. Buch, §. 7. (S. 56); Metaphysik der Sitten, in der Vorrede zum zweiten Theil (S. VI).

Neigung, kein Gefühl der Luſt oder Unluſt, auf kein Objekt des Begehrens, auf nichts Anthropologiſches gegründet, nur darauf angewendet werden [1]). So bleibt, von aller Materie abgeſehen, nur die Form einer allgemeinen Geſetzgebung. Kant faßt dieſes Grundgeſetz in die Formel: Handle ſo, daß die Maxime deines Handelns jederzeit als Prinzip einer allgemeinen Geſetzgebung gelten kann [2]). Ob eine Handlung an dieſer Formel die Probe hält, entſcheidet über ihren ſittlichen Werth; jeder Grundſatz, der ſich nicht zu einem allgemeinen Geſetz qualifizirt, iſt der Moral zuwider [3]). Dieſer Gedanke liegt den gewöhnlichen Urtheilen über menſchliche Grundſätze und Handlungen zum Grunde. Aehnlich bezeichnet es das Evangelium [4]) als die Summe des Geſetzes: was ihr wollt, daß euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen. Aber Kant, deſſen ethiſches Syſtem als philoſophiſche Kritik durchaus neu und originell, ebenſo ſcharfſinnig als tief, ſo kraftvoll, als fein in der Ausführung war, nannte die Uebereinſtimmung der Handlungen mit dem Sittengeſetz bloß Legalität und verſtand unter wahrer Moralität, daß mit Ausſchluß jeder anderen Triebfeder lediglich um des Geſetzes willen gehandelt, der Wille unmittelbar und allein durch das Geſetz beſtimmt wird, Erfüllung der Pflicht aus Pflicht [5]). Gefühle und Neigungen, mögen ſie nun auf ſinnliche Luſt oder auf die feineren Freuden der Kultur und geiſtiger Kraftübung gerichtet ſein, mögen ſie egoiſtiſcher Selbſtſucht oder ſympathiſcher Liebe angehören, ſetzen ein Objekt des Begehrens, einen Zweck voraus, folglich etwas Empiriſches, wodurch ſie beſtimmt werden. Ihre Geſetzgebung kann nur aus Wahrnehmungen ſchöpfen, nur auf

---

1) Kritik der praktiſchen Vernunft, 1. Buch, §. 14, 7 und 8; Metaphyſik der Sitten, in der allgemeinen Einleitung und in der Vorrede zum 2. Theil.

2) Daſelbſt, in der Einleitung zur Tugendlehre VI. u. IX. (S. 18, 29); daſelbſt, 1. Buch, §. 7 (S. 54).

3) Daſelbſt, gegen Ende des 2. Hauptſtücks des 1. Buchs (S. 119, 122); Methaphyſik der Sitten, in der allgemeinen Einleitung.

4) Matth. Kap. 7. V. 12.

5) Kritik der praktiſchen Vernunft, 1. Buch, 3. Hauptſtück (S. 126 ff.); Metaphyſik der Sitten, in der allgemeinen Einleitung und in der zur Tugendlehre VII (S. 22).

Anthropologie gegründet, keine wahrhaft allgemeine sein [1]). Die Vernunft dagegen, die a priori erkennen und gebieten soll, und der durch sie allein bestimmte reine Wille (nicht zu verwechseln mit Willkür, als dem Vermögen nach Belieben zu thun und zu lassen) schließen jeden außer der Vernunft selbst liegenden Bestimmungsgrund aus. In einer Welt der reinen Vernunft würde das Sollen und das Sein zusammenfallen und alle Thätigkeit, welche immer ein Hinderniß voraussetzt, aufhören [2]). Von Triebfedern und Interessen kann nur bei endlichen, beschränkten Wesen die Rede sein. Wir werden nothwendig als Naturganzes nach Naturgesetzen durch Materien des Willens bestimmt, die sich durch das Gesetz von Lust oder Schmerz sofort kenntlich machen; das ist aber für das obere, durch die Vernunft allein bestimmte Begehrungsvermögen etwas Fremdes, eine Heteronomie [3]). Darum nennt Kant zum gelegentlichen Verdruß Schiller's [4]) alle empirischen, stofflichen Bestimmungsgründe pathologische. Das höhere geistige Wesen des Menschen wird unter ihrer Herrschaft nicht thätig, sondern leidend gedacht. Es ist das von jeher die Sprache aller tieferen Spekulation über die zwei Naturen des Menschen gewesen. So unterscheidet das neue Testament die Freiheit des Geistes oder der Wahrheit von dem Dienst der Lüste oder der Knechtschaft der Sünde; die Kinder Gottes sind frei, und eine falsche Freiheit verheißen, die selbst Knechte des Verderbens sind [5]). Spinoza setzt als thätig oder frei den, der allein durch die Vernunft, d. h. durch die Natur des Geistes selbst, geleitet wird, ohne daß auch nur theilweise etwas Anderes mitwirkt, während wir leiden, insofern wir ein Theil der Natur und nur theilweise Ursache des Geschehens sind [6]). Selbst Rousseau gelangt zu der ähnlichen Bestimmung: l'impulsion du seul appétit est esclavage, et l'obéissance à la loi qu'on s'est préscrite,

---

1) Kritik der praktischen Vernunft, 1. Buch, §. 2 und 3.

2) Daselbst, 1. Buch im 1. und 3. Hauptstück (S. 72. ff., 132 ff.).

3) Daselbst, 1. Buch §. 8 und im 3. Hauptstück (S. 60, 74, 164 ff.).

4) Brief an Goethe vom 22. Dezember 1798.

5) Ev. Joh. Kap. 8. V. 32, 34; Brief an die Römer Kap. 2. V. 8, Kap. 8. V. 21; 1. Kor. Kap 7. V. 22; an Tit. Kap. 3. V. 3; 1. Petri Kap. 2. V. 19.

6) Ethica, pars III. defin. 2 und propos. 3, p. IV. propos. 2, 67, 68.

est liberté. In dieſem Sinne definirt Kant die Freiheit als Unabhängigkeit des Willens von jedem anderen außer dem moraliſchen Geſetz[1]), negativ Befreiung vom Despotismus der Begierden[2]), poſitiv die eigene Geſetzgebung oder Autonomie der Vernunft[3]). Je weniger der Menſch phyſiſch, je mehr er moraliſch, durch die bloße Vorſtellung der Pflicht gezwungen werden kann, deſto freier iſt er, und dieſe Freiheit iſt das Ziel aller Sittlichkeit.

In dir ein edler Sklave iſt,
Dem du die Freiheit ſchuldig biſt.

Daß jeder Menſch, wenn auch nicht ſeiner Erſcheinung nach als phaenomenon, doch ſeinem Weſen nach als noumenon, an dieſer geſetzgebenden Vernunft Theil hat, als frei nur ſeinem eigenen Geſetz gehorchen ſoll, das überträgt die Achtung vor der Heiligkeit des Sittengeſetzes auf die menſchliche Perſönlichkeit und fügt zu dem erſten, formalen Vernunftgeſetz die nähere Beſtimmung, daß die Menſchheit in der Perſon eines Jeden geachtet, jeder Menſch als Zweck an ſich behandelt, nie als bloßes Mittel gebraucht werden ſoll[4]). Erfüllung der Pflicht um der Pflicht willen iſt die höchſte moraliſche Vollkommenheit, und inſofern ſind die Antriebe der Natur als Hinderniſſe der Moralität zu betrachten[5]); aber dieſe Vollendung wäre nur in einer intelligiblen, vorbildlichen Natur möglich; in der gegebenen Welt, für endliche Weſen kann das formale Vernunftgeſetz nie als ausſchließlicher Beſtimmungsgrund, ſondern nur als Richtſchnur des Handelns dienen[6]). Erfahrungsmäßig wird der Wille durch Neigungen beſtimmt, durch Zwecke eigener oder fremder Glückſeligkeit, die ſich nach der Solidarität der menſchlichen Geſellſchaft unter einem letzten Endzweck, dem höchſten Gut, nämlich

---

[1]) Kritik der praktiſchen Vernunft, 1. Buch, 3. Hauptſtück (S. 167).

[2]) Kritik der Urtheilskraft, §. 83.

[3]) Kritik der praktiſchen Vernunft, 1. Buch, §. 8 (S. 58).

[4]) Daſelbſt, 1. Buch, 3. Hauptſtück und 2. Buch, 2. Hauptſtück V. (S. 155, 237); Metaphyſik der Sitten, Tugendlehre §. 11 und 12.

[5]) Metaphyſik der Sitten, in der Einleitung zur Tugendlehre I. u. IX. (S. 3, 23).

[6]) Daſelbſt II, XI, XIV, XVIII; Kritik der praktiſchen Vernunft 1. Buch 1. Hauptſtück (Deduktion der Grundſätze, S. 72 ff.).

Glückseligkeit der Menschen unter dem Sittengesetz, vereinigen lassen [1]). Die besonderen Tugendlehren, die Pflichten der Menschen in Ansehung ihres Zustandes können daher nicht aus der Vernunft oder a priori abgeleitet werden, sondern ergeben sich nur aus der Anwendung des formalen Pflichtprinzips auf die materiellen Erfahrungsfälle und lassen nur eine empirische Behandlung zu [2]). In der sinnlichen Existenz ist die höchste, einem vernünftigen Wesen erreichbare Stufe nicht reine Moralität, sondern nur Tugend, das ist eine durch Stärke des Vorsatzes zu erwerbende, durch Aufmerksamkeit auszubildende, gesetzmäßige Gesinnung aus Achtung für das Gesetz mit dem Bewußtsein des Hanges zur Uebertretung, wenigstens der Unlauterkeit oder Beimischung unechter, nicht rein moralischer Beweggründe zur Gesetzesbefolgung, im Kampfe gegen Gefühle und Neigungen zu bewähren; ihre wahre Stärke und moralische Gesundheit offenbart ein ruhiges Gemüth mit dem festen Entschluß, unter allen Umständen das Gesetz der Pflicht in Ausführung zu bringen [3]).

Es sind hier die hauptsächlichsten Resultate aus Kant's ethischen Untersuchungen im Wesentlichen mit seinen eigenen Worten zusammengestellt, nicht sowohl ihrer epochemachenden Wichtigkeit wegen, der sich kein Moralschriftsteller nach ihm entziehen konnte, als weil namentlich Schiller dieselben in seinen philosophischen Schriften fast durchweg zu den seinigen gemacht hat, sie bald ausdrücklich einschärfend, bald stillschweigend und indirekt als die Grundlagen seiner Ausführungen voraussetzend, und weil seine eigentliche Wirksamkeit auf dem ethischen Gebiet in der Verbreitung der Kantischen Lehren besteht. Als besonders eigenthümlich nnd abschneidend gegen alle bisherigen Moralsysteme ergeben sich drei Hauptpunkte, zuerst die Basirung der Ethik lediglich auf den Pflichtbegriff, sodann der Nachweis, daß sich

---

[1]) Kritik der praktischen Vernunft 2. Buch 2. Hauptstück V. (S. 224); Metaphysik der Sitten, in der Einleitung zur Tugendlehre V. und VIII. (S. 17. u: 26); Kritik der Urtheilskraft §. 87.

[2]) Metaphysik der Sitten, Tugendlehre §. 45 (S. 150 ff.).

[3]) Daselbst, Einleitung zur Tugendlehre IX. u. XVII. (S. 28 ff., 52); Methodenlehre §. 49 (S. 163); Kritik der praktischen Vernunft 2. Buch, 2. Hauptstück V. (S. 231).

unabhängig von der Erfahrung nur ein formales Geſetz aufſtellen läßt, endlich die Forderung, daß wahre Moralität nur aus Moralität handle.

Was den erſten Punkt betrifft, ſo ſind die Glückſeligkeitstheorien und die auflöſenden Lehren von den angebornen Rechten, von den abſoluten Anſprüchen individueller Willkür, welche durch ſophiſtiſche Abſtraktionen ausgebildet, von Leidenſchaften und Intereſſen ergriffen wurden, in den Staub geſunken vor der objektiven Nothwendigkeit des Sittengeſetzes und der bindenden Pflicht ſeiner Beobachtung. Sie iſt das Band, welches die Welt zuſammenhält, ohne welches keine menſchliche Geſellſchaft beſtehen könnte. Aus dem Begriffe des Geſetzes als einer allgemein gültigen Regel folgt die Richtigkeit der Kantiſchen Formel für die Beurtheilung der Pflichtmäßigkeit jeder Handlung. Kann man wirklich wollen, daß der Grundſatz, nach welchem eine Handlung geſchehen iſt oder geſchehen ſoll, als allgemeines Geſetz gelte, kann eine vernünftige Gemeinſchaft der Menſchen unter ſeiner Herrſchaft beſtehen, ſo iſt die Handlung vor dem Sittengeſetz gerechtfertigt, wo nicht, nicht. Vor dieſem Grundſatz muß, ſoweit von Moral die Rede ſein ſoll, jede andere Rückſicht ſchweigen. Kein äſthetiſches Gefühl, kein Intereſſe und keine Neigung kann hierin etwas ändern. Die Kraft gewaltiger Anſtrengungen, die Selbſtverleugnung uneigennütziger Liebe, der Glanz großer und heilſamer Erfolge können Thaten, die dem Prinzip einer allgemeinen Geſetzgebung widerſtreiten, verzeihen machen, aber niemals als moraliſch rechtfertigen, oder gar zu Exempeln des Sittengeſetzes erheben. Im Geiſt der alten Ritterdeviſe „fais ce que dois, arrive que voudra“ hat Kant mit raſtloſem Eifer und unerbittlicher Logik dieſe Wahrheit zur Geltung gebracht, und ſie iſt nicht wieder verloren gegangen. Kein wiſſenſchaftliches Syſtem der Ethik hat nach ihm den Grund der Pflichten verlaſſen, keines iſt zu Grundſätzen der Luſt oder des Egoismus zurückgefallen.

Den zweiten Punkt haben die ſyſtematiſchen Philoſophen größtentheils mißachtet. Trotz der ſchlagenden Klarheit, mit welcher Kant nachgewieſen und ausdrücklich gelehrt hat, daß unabhängig von der Erfahrung nur das formale Prinzip als Richtſchnur für das ſittliche Urtheil, aber nie die materiellen Beſtim-

mungsgründe für das menschliche Wollen und Handeln gefunden werden können, daß in der wirklichen erfahrungsmäßigen Welt Handlungen und Einrichtungen nicht durch Formeln, sondern durch gegenständliche Zwecke, Neigungen und Bedürfnisse bedingt werden, und daß daher der materielle Inhalt der Sittengesetze nur empirisch auf die Natur des Menschen und der menschlichen Gesellschaft gegründet werden kann, haben sie fortgefahren, wie ihre Weltanschauung überhaupt, so auch ihre Ethik von innen heraus zu konstruiren, die Normen für Recht und Sitte a priori aus abstrakten Prinzipien herzuleiten. Wir brauchen uns nicht der einzelnen geschlossenen Systeme zu erinnern. Wie unbeirrt die Geister noch im Anfange dieses Jahrhunderts auf dem moralischen Gebiete der metaphysisch deduzirenden Methode nachhingen, dafür mag ein besonders vielseitiger, scharfsinniger und geistvoller Philosoph als Beispiel dienen. In seiner Kritik der bisherigen Sittenlehre [1]) stellt Schleiermacher es als unbedingte Forderung auf und erklärt es für den Maaßstab der Wissenschaftlichkeit, daß in einem ethischen System alle Begriffe aus einer höchsten Idee abgeleitet werden, daß jede Handlung als ein Theil derselben und als durch sie konstruirt zu bestimmen sei. Er findet die Mangelhaftigkeit aller Systeme darin, daß ihre Pflichten und Tugenden nicht aus ihrem ethischen Grundsatz abgeleitet, sondern offen oder versteckt von außen her, aus anderen Gebieten, aus dem Gebrauche des gemeinen Lebens herübergenommen werden [2]), und wendet diesen Maaßstab ganz unbefangen auf Kant an, tadelt dessen Formel von der Angemessenheit zur Gesetzgebung, weil aus ihr allein das Einzelne oder die realen Gesetze niemals abzuleiten sind [3]), als ob Kant das beabsichtigt und nicht vielmehr die Möglichkeit, materielle Gesetze und Handlungen a priori zu konstruiren geleugnet hätte. Vor solchen Irrthümern war Schiller gesichert. Er war kein Metaphysiker. Statt dem Scheine einer absoluten spekulativen Theorie nachzujagen, folgte er dem wahren Sinne des Meisters und begnügte

---

[1]) Geschrieben 1803; in der Gesammtausgabe seiner Werke „zur Philosophie" Bd. I. S. 119, 121, 68.

[2]) A. a. O. S. 123, 233.

[3]) A. a. O. S. 98 ff.

sich, in der Anwendung der abstrakten Formeln auf die gegebene, lebendige Welt fruchtbare Grundsätze für die ethische Erkenntniß und Gesinnung zu entwickeln.

Der dritte Punkt fordert eine ausführlichere Erörterung, weil die Lehre vom Handeln einzig um der Pflicht willen zu Mißverständnissen führt und auch eine Kontroverse Schiller's hervorgerufen hat. In der Schrift über Anmuth und Würde klagt Schiller: die Idee der Pflicht sei in der Kantischen Moralphilosophie mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschrecke und einen schwachen Verstand versuchen könnte, die moralische Vollkommenheit auf dem Wege einer finsteren und mönchischen Ascetik zu suchen, und wie sehr eine solche Mißdeutung dem Geiste Kant's widerstreite, so habe er doch durch die strenge und grelle Entgegensetzung der beiden auf den Willen des Menschen wirkenden Prinzipien Anlaß dazu gegeben. Dem Resultate, daß der reine Wille nur durch das Gesetz, nie durch den Trieb bestimmt sein dürfe, daß die Freiheit nur in der Beherrschung der Triebe durch die moralische Kraft bestehe, stimmt Schiller ausdrücklich und in den lebhaftesten Worten zu, er findet den übertriebenen Rigorismus nur in der Darstellung dieser Wahrheit und erklärt denselben aus der Zeitlage, dem groben Materialismus und dem schlaffen, gefährlichen Perfektionsgrundsatz in den moralischen Prinzipien. Es habe sich darum gehandelt, Nachdenken zu erregen und zu erschüttern, nicht einzuschmeicheln und zu überreden; daher sei Kant als der Drako, nicht als ein Solon seiner Zeit aufgetreten. „Aus dem Sanktuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert und fragte wenig danach, ob es Augen giebt, die seinen Glanz nicht vertragen". Der scharfsinnige Realist Lichtenberg ging weiter und leitete Kant's Strenge aus seiner Individualität her; er habe in einem Alter geschrieben, „wo Leidenschaften und Neigungen ihre Kraft verloren haben und Vernunft allein übrig bleibt". Diese Erklärungen sind ohne Zweifel unrichtig. Das Prinzip selbst können wir nur als einen Rest der theoretischen Vorliebe für Sätze a priori betrachten, als das Streben, einen solchen Satz nicht bloß an die Spitze der Untersuchung zu stellen, ihm nicht bloß

das Urtheil über die menſchlichen Handlungen zu unterwerfen, ſondern ihn auch, wenn nicht in der Welt der Erſcheinungen, doch im intelligiblen Reiche der Weſen zur bewegenden Kraft zu machen; und das Prinzip zugegeben, erſcheint die Darſtellung als die nothwendige Folge. Schiller's Angriff traf gewiß den Punkt in Kant's Ethik, den wir als eine unhaltbare und leere Abſtraktion betrachten müſſen, aber ſeine Ausführung iſt eine Inkonſequenz; denn gab er einmal zu, daß wahre Moralität nur aus Pflicht und um der Pflicht willen handeln könne, dann durfte er ſich über die imperative Form des Moralgeſetzes und über die Abweiſung jeder Neigung aus der Moral nicht mehr beſchweren. Seine eigene Anſicht ſprach Schiller dahin aus [1]):

„So gewiß ich überzeugt bin, daß der Antheil der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit dieſer Handlung nichts beweiſt, ſo glaube ich eben daraus folgern zu können, daß die ſittliche Vollkommenheit des Menſchen gerade nur aus dieſem Antheil ſeiner Neigungen an ſeinem moraliſchen Handeln erhellen kann. Der Menſch nämlich iſt nicht dazu beſtimmt, einzelne ſittliche Handlungen zu verrichten, ſondern ein ſittliches Weſen zu ſein. Nicht Tugenden, ſondern die Tugend iſt ſeine Vorſchrift, und Tugend iſt nichts Anderes als eine Neigung zu der Pflicht. Wie ſehr alſo auch Handlungen aus Neigung und Handlungen aus Pflicht in objektivem Sinne einander entgegenſtehen, ſo iſt dies doch in ſubjektivem Sinne nicht alſo, und der Menſch darf nicht nur, ſondern ſoll Luſt und Pflicht in Verbindung bringen; er ſoll ſeiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht um ſie wie eine Laſt wegzuwerfen oder wie eine grobe Hülle von ſich abzuſtreifen, nein, um ſie auf's Innigſte mit ſeinem höheren Selbſt zu vereinbaren, iſt ſeiner reinen Geiſternatur eine ſinnliche beigeſellt. Dadurch ſchon, daß ſie ihn zum vernünftig ſinnlichen Weſen, das iſt zum Menſchen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was ſie verbunden hat, auch in den reinſten Aeußerungen ſeines göttlichen Theils den ſinnlichen nicht hinter ſich zu laſſen und den Triumph des einen nicht auf die Unterdrückung des anderen zu gründen. Erſt alsdann, wenn ſie aus

1) Ueber Anmuth und Würde.

seiner gesammten Menschheit als die vereinigte Wirkung beider Prinzipien hervorquillt, wenn sie ihm zur Natur geworden ist, ist seine sittliche Denkart geborgen."

Die Uebereinstimmung beider Prinzipien sei das Siegel vollendeter Menschheit und dasjenige, was man unter einer schönen Seele verstehe; in ihr harmonire Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung, und Grazie sei ihr Ausdruck in der Erscheinung. — Hier gewinnt es allerdings den Anschein, als wollte Schiller den Neigungen eine Stelle in der Moralität selbst einräumen; da er aber nachdrücklich und wiederholt den Grundsatz der moralischen Willensbestimmung durch die Pflicht allein bekennt und seine Ausstellung sich nur auf die Anwendung des Grundsatzes beziehen soll, wird die Differenz in der That sehr gering. Wenn man gesagt hat, Schiller sei in seiner ersten philosophischen Schrift als ein Gegner Kant's aufgetreten, so kann das wohl kaum ernstlich gemeint sein; die ganze Abhandlung über Anmuth und Würde ist eine Ausführung Kantischer Ideen bis zu einzelnen Gedanken und Wendungen herab; sogar das Bild von dem Gürtel der Venus steht in Kant's Aufsatz über das Schöne und Erhabene [1]), an den sich Schiller's Abhandlung hauptsächlich anlehnt. Die Wenigen, welche auf sein Verhältniß zu Kant näher eingegangen sind, haben der Lehre desselben unrichtige Wendungen gegeben. Kuno Fischer sagt [2]): nach ihm *solle* jede moralische Handlung unseren Neigungen abgerungen werden, das Gute *solle* uns immer schwer sein, immer Opfer kosten. Das ist, als wollte man aus den Worten des Apostel Paulus, „sie *sind* allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie vor Gott haben sollen" [3]), folgern: die Menschen *sollen* Sünder sein. Kant sagt: vollendete Moralität ist nicht möglich, weil die Menschen nicht reine Vernunftwesen sind, und als sinnlich bedingt, unter empirischen Verhältnissen, nicht aus bloßer Vernunft handeln können; Neigungen können die Sittlichkeit erleichtern und fördern, nur nicht hervorbringen; die

---

[1]) In der ersten Ausgabe von Kant's sämmtlichen kleinen Schriften, Bd. 2. S. 293.

[2]) Schiller als Philosoph, S. 75.

[3]) Brief an die Römer Kap. 3. V. 23.

Tugend, als festgegründete pflichtmäßige Gesinnung, ist ein Ideal, dem man sich nur nähern kann; sie darf sich den Neigungen gegenüber nie zur Ruhe setzen, auch wenn sie glücklicherweise mit ihnen übereinstimmt; Manche, die ein schuldloses Leben führen, sind nur Glückliche, die Versuchungen entgingen; ihre wahre Stärke erweist die Tugend im Kampfe mit widerstreitenden Antrieben, und am herrlichsten bewährt sie sich im Leiden — gerade wie Schiller das Alles tief und schön ausgeführt hat. Julian Schmidt [1]) bemerkt bei dieser Kontroverse: die Zucht des Gesetzes müsse nothwendig einmal ein Ende nehmen und ein Moment der Wiedergeburt das Gesetz aufheben. Davon kann indessen nicht die Rede sein, wenn nach Kant's Bestimmung das Gesetz kein äußerliches, sondern das eigene höhere Wesen, die inwohnende Vernunft des Menschen selbst ist. Kant bezog [2]) Schiller's Einwendungen auch nur auf Folgerungen und Nebenumstände, nicht auf das Prinzip, und verwahrte sich in diesem Sinne mit vollem Rechte gegen die mönchische Gemüthsstimmung. Umständlicher als in der Antwort an Schiller hatte er schon in der Metaphysik der Sitten [3]) hervorgehoben, wie die wahre Stimmung der Tugend nicht finster und mürrisch Hindernisse bekämpfe, sondern sich im Bewußtsein der Herrschaft über gefahrdrohende Naturtriebe der gewonnenen Freiheit erfreue, den muthigen Sinn der Stoiker mit dem allzeit fröhlichen Herzen Epikurs vereine.

In die reine Moralität, wie er sie verstand, konnte er Anmuth und Neigungen ohne Inkonsequenz nicht aufnehmen; abgesehen davon war er in der That sehr liberal. Es fiel ihm nicht ein, dasjenige, was nicht in seinen Begriff der Moralität fällt, darum als unsittlich oder widersittlich zu verwerfen. Auf die schönen und edlen Gefühle, welche Schiller als echt moralische Triebfedern ansehen möchte, legt er hohen Werth. Ohne die großen sittlichen Kräfte der Liebe und Achtung würde ihm das Reich moralischer Wesen untergehen; die Menschenliebe ist ihm eine Zierde der Welt, ohne welche sie gar nicht als ein schönes

---

1) Schiller und seine Zeitgenossen, S. 281.

2) In der bereits oben allegirten Anmerkung zum ersten Stück der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft.

3) Tugendlehre, §. 53

sittliches Ganzes erscheinen würde; auch die Grazien sollen der Tugend beigesellt werden; zarte Schonung für die Natur und ästhetisches Wohlgefallen am Schönen fördern eine der Tugend günstige Stimmung durch das Streben, den tugendähnlichen Schein der Wahrheit nahe zu bringen[1]). Unter Beobachtung des formalen Sittengesetzes ist es vollkommen rechtmäßig und erlaubt, den Antrieben der Natur gemäß Zwecke eigener Glückseligkeit zu verfolgen, und wenn es nach dem Endzweck der menschlichen Gesellschaft Pflicht ist, die Glückseligkeit Anderer unter dem moralischen Gesetz nach Kräften zu befördern, so läßt sich doch nicht allgemein festsetzen, wie weit wir fremde Zwecke zu den unsrigen machen können und sollen, da Niemand das Recht hat, die Aufopferung unserer nicht unmoralischen Zwecke, unserer eigenen Glückseligkeit und wahren Bedürfnisse von uns zu verlangen[2]). Ihn wenigstens trifft nicht der Spott Schleiermacher's[3]) über die Rigoristen der sympathischen Moral, daß Jeder dem Anderen im Kreise herum mit höflichem Wohlwollen Güter oder Genüsse darbieten solle, die er für sich selbst als unwürdig und gering nicht suchen dürfe. Wenn aber nach dem Vorstehenden Kant weit entfernt ist von dem metaphysischen Anspruche Schleiermacher's[4]), daß die wissenschaftliche Ethik alles menschliche Handeln umfassen, daß in einem vollständig gedachten sittlichen Leben alles Thun ein sittliches sein müsse, dem Alles, was auf andere Weise entsteht oder aus anderen Trieben hervorgeht, Abbruch thue, wenn nach seiner eigenen Lehre die Bestimmung des Willens durch das Gesetz allein, die Freiheit von anderen Triebfedern und von allem Stoff des Begehrens in der gegebenen Welt unmöglich ist, wenn er zugiebt[5]), daß wir nicht einmal tief genug in das eigene Herz einschauen können, um bei einer einzelnen Handlung der Reinheit streng moralischer

---

[1]) Metaphysik der Sitten, Tugendlehre §. 24. 35. 17. 48.

[2]) Daselbst, Einleitung zur Tugendlehre III, V, VIII; Kritik der praktischen Vernunft 1. Buch 3. Hauptstück (S. 166).

[3]) Kritik der bisherigen Sittenlehre, S. 81.

[4]) Daselbst, S. 108.

[5]) Metaphysik der Sittenlehre, Einleitung zur Tugendlehre VIII.

Gesinnung sicher zu sein, und wenn er ferner erklärt [1]), daß eine ursächliche Thätigkeit reiner Freiheit in der Sinnenwelt nicht einmal als möglich einzusehen: so können wir wohl fragen, ob es nicht nach Kant's eigenen Ausführungen rathsamer war, den abstrakten Begriff des pflichtmäßigen Handelns nur um der Pflicht willen ganz aufzugeben und die Ansprüche der Moralität auf das einzuschränken, was Kant und Schiller Legalität nennen, nämlich daß das menschliche Handeln in seinen Motiven und seinen Mitteln den Grundsätzen einer allgemeinen Gesetzgebung entspreche. Das weitere Postulat der abstrakten Vernunft giebt sich selbst als in der Welt der Erscheinungen unbrauchbar, und in praktischen Dingen hat jede leere Spekulation ihre Gefahr. Wenn man mit Recht die Moralität zum höchsten Maaßstab aller menschlichen Dinge macht und wenn dann ein Begriff von ihr aufgestellt wird, der alle Regungen der Gefühle ausschließt, so liegt trotz der Warnung, daß die Vollendung nur in einer reinen Vernunftwelt möglich sei, die Verführung nahe, dem Ideal mit Unterdrückung auch der uneigennützigen und wohlwollenden Neigungen nachzustreben, die moralische Vollkommenheit in quietistisch beschaulicher Ruhe zu suchen nach der alten Lehre christlicher und philosophischer Ascetik de vita contemplativa activae praeferenda [2]). Das schwebte offenbar Schiller bei der mönchsartigen Gesinnung vor, und das konnte nach seinem Ausdruck leicht aus dem Buchstaben, wenn auch nicht aus dem Geiste Kant's gefolgert werden, wie wir denn in der That sehen, daß sich mehrere der von Kant angeregten Philosophen Theorien zuwendeten, nach denen alles Sittliche in kontemplativer Ruhe endet, in gewisser Beziehung Fichte, und ganz entschieden Arthur Schopenhauer [3]).

Schiller hat kein Moralsystem verfaßt, so wenig wie er über philosophische Theorien überhaupt etwas Systematisches geschrieben hat; aber er geht nicht bloß in allen seinen Betrachtungen strenge und konsequent von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus,

---

1) Kritik der praktischen Vernunft, gegen Ende des 3. Hauptstücks im 1. Buch (S. 170, 179).

2) Das beschauliche Leben dem thätigen vorzuziehen.

3) Die Welt als Wille und Vorstellung.

ſondern es nimmt auch in ſeinen philoſophiſchen Schriften das Ethiſche einen ſehr bedeutenden Theil ein. Seine Grundgedanken gehören durchaus Kant an, wie er das ſelbſt im Anfang der Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen ſagt. Indeſſen ſind dies, wie er ſogleich hinzufügt, und wie Kant ſelbſt dies ſowohl in ſeinen großen Werken, als in der Abhandlung über das Schöne und Erhabene, die auf Schiller die erſte Kantiſche Anregung und den entſcheidendſten Einfluß geübt hat, wiederholt ausſpricht, nicht Grundſätze einer beſonderen philoſophiſchen Schule, ſondern Ideen, über welche der geſunde Verſtand und das moraliſche Gefühl der Menſchen von je her einig geweſen. Auch in ſeinen Ausführungen und Wendungen iſt ſo Vieles direkt aus Kantiſchen Schriften entnommen, daß man neben den größten Theil ſeiner allgemeineren Sätze Parallelſtellen aus Kant ſchreiben könnte. Sein großes Verdienſt in dieſer Sphäre beſteht nicht in originalen Schöpfungen, ſondern in der richtigen Auffaſſung, in der tief eindringenden Verarbeitung, in der klaren und ſchönen Darſtellung der Lehren des großen Denkers. Unbeirrt von den metaphiſiſchen Prätenſionen, welche ſich alsbald wieder über den Boden der Kritik und der erfahrungsmäßigen Thatſachen zu aprioriſtiſchen Konſtruktionen erheben zu müſſen glaubten, hielt er rein und unverfälſcht an dem wahren Sinne Kant's feſt, und kann bei dem weiten Kreiſe, in welchen ſeine Schriften Eingang gefunden haben, wohl als der populärſte und wirkſamſte Vertreter und Verbreiter der Kantiſchen Philoſophie auf dem ethiſchen Gebiete betrachtet werden. Und eines ſolchen bedurfte Kant in hohem Grade. Denn ſo ſehr ſeine Kritik in ihren Reſultaten mit der antimetaphyſiſchen Richtung des größeren Publikums und der vielſeitig belletriſtiſchen Literatur jener Zeit zuſammentraf, und ſo anziehend ſeine Schriften neben der Schärfe ſeiner analyſirenden Unterſuchung durch den Reichthum ihres Inhalts und durch die mannigfaltige Anwendung ſeiner tiefen Anſchauungen ſind, ſo unzugänglich wurden für die Mehrzahl der Gebildeten, ſelbſt für wiſſenſchaftliche, jedoch nicht philoſophiſch geſchulte Kreiſe nicht bloß ſeine Fundamentalwerke durch die ſtrenge techniſche Form, ſondern ſeine Schriften überhaupt durch ſeine abſtrakte Darſtellung und vielfach auch durch ſeinen ſchwerfälligen, abſtoßenden Styl.

Das Streben Alles auf präziſe Formeln zu bringen, die Vorliebe für Definitionen, dieſe „Monogramme logiſcher Geiſter", die er mit Leibnitz theilt, führte ihn auch da, wo er menſchliche Dinge ganz einfach und erfahrungsmäßig behandelt, zu einer Art juridiſcher Methode und zu Beſtimmungen, die nicht ſelten, wie manche Aeußerungen über die Liebe und wie die bekannte Definition der Ehe, Spott oder Entrüſtung hervorgerufen haben. Wenn Schiller ſchwer und dunkel gefunden wurde, wie mußte Kant der damaligen Leſewelt erſcheinen! Daß ſich hierin Großes geändert hat, daß die Bildung der Völker extenſiv und intenſiv in mächtiger Progeſſion gewachſen iſt, daß Vieles, was einſt das vorbehaltene Eigenthum weniger auserleſener Geiſter ſchien, in den Grundſtock allgemein angenommener und überall vorausgeſetzter Wahrheiten übergegangen iſt; das verdankt die Welt der literariſchen Thätigkeit ſolcher Männer, unter denen Schiller hervorleuchtet. Darin gleicht ſeine Stellung völlig derjenigen der großen franzöſiſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts, deren tiefere und bedeutungsvollere Ideen ſich ausnahmslos bei früheren Philoſophen oder Gelehrten nachweiſen laſſen. Und wenn wir ſeine derartige Wirkſamkeit nicht mit der ihrigen meſſen können, ſo liegt dies zum Theil darin, daß er nicht wie die Voltaire, Diderot, Rouſſeau ein langes Leben, ſondern nur wenige Jahre dieſer Thätigkeit widmete, zum Theil darin, daß ſeine Kräfte ſich nicht vorzugsweiſe Werken der Auflöſung und Zerſetzung zuwendeten; denn ein Zerſtörer ſieht immer die ſchnellſten und augenfälligſten Erfolge ſeines Wirkens. Doch zeichnen ſich Schiller's Abhandlungen keineswegs nur durch ſtyliſtiſche Vorzüge, durch ſein großes Darſtellungstalent aus, ſondern er hat wie jeder wahrhaft bedeutende Literat in der Bearbeitung der vorgefundenen Ideen durchaus ſelbſtſtändige Wege eingeſchlagen und den erfahrungsmäßigen, realen Theil, die Naturſeite der Ethik entſchieden weiter ausgeführt, als es durch Kant geſchehen. Darum können wir wohl die Worte auf ihn anwenden, in welche ein großer und berühmter Gelehrter[1]) mit ſtolzer Beſcheidenheit die Summe ſeiner Thätigkeit faßte: „ich habe Einiges deutlicher gemacht, als es zuvor geweſen".

---

1) Melanchthon.

In Kant's Werken ist die negative, kritische Seite, der Nachweis, daß es unmöglich ist, den realen Inhalt des Sittengesetzes unabhängig von der Erfahrung zu konstruiren, eine Hauptsache. Durch sie ist er ein Befreier der Menschen von scholastischem Formelkram und von unfruchtbaren Spekulationen geworden und wird in der dankbaren Erinnerung der Welt fortleben, wenn die schimmernden Satzungen, welche die Metaphysiker nach seiner und trotz seiner Arbeit wieder erhoben, längst der Vergessenheit anheim gefallen sind. Diese Arbeit betrachtete Schiller als so vollendet und unumstößlich, daß er sie nur mit Verehrung zu erwähnen, nichts davon zu wiederholen brauchte; und für das nicht philosophische Publikum jener Zeit, das gelehrte wie das ungelehrte, bedurfte es dessen auch nicht. Damals hatte man der methaphysischen Dogmatik aufrichtig entsagt, und wenn sie bald darauf nochmals das Vertrauen und die Herrschaft über die Gemüther gewann, so war das nur darum möglich, weil Kant und nach seinem Vorgange Schiller und andere ihm treu bleibende Schüler, nachdem die Zulässigkeit einer Philosophie a priori wissenschaftlich vernichtet war, es nur als Axiom aufstellen konnten, daß in der moralischen Welt wie in der Natur feste Gesetze herrschen, daß die moralischen Wissenschaften denselben Weg einschlagen müssen, den die Naturwissenschaften genommen haben, und daß keine Philosophie mehr thun kann, als diese Gesetze aufsuchen und auf die gegebenen Thatsachen anwenden. Eine vergleichende, geschichtliche Begründung und Ausführung dieser Theorie, wie sie Kant ganz klar als nothwendig erkannte[1]), war nicht möglich. Dazu ist die vereinigte Geistesarbeit von Generationen erforderlich. Und nicht die kritische Zerstörung alter Dogmen, sondern nur eine positive, allumfassende Theorie vermag die Ueberzeugungen der Menschen zu gewinnen und dauernd zu beherrschen. Bis daher eine solche auf genügend festgestellte, unleugbare Thatsachen und Gesetze sicher gegründet werden kann, werden wir trotz besserer Erkenntniß im Einzelnen, wie auf dem Gebiete der Naturwissenschaften alten Aberglauben, so in den menschlichen Angelegenheiten den Glauben an willkürliche Systeme

---

[1]) Vergl. seine Idee zu einer allgemeinen Geschichte und seine Rezension von Herder's Ideen, im 3. Band der sämmtlichen kleinen Schriften.

poetiſcher oder metaphyſiſcher Träumereien wiederkehren ſehen. Das poſitive Reſultat der Kantiſchen Analyſe, die unbedingte, unverrückbare, objektive Gültigkeit des formalen Sittengeſetzes, als unabhängig von allem Einfluß ſinnlicher Antriebe, als verſchieden von allen Neigungen, von Luſt und Schmerz, macht Schiller auf das entſchiedenſte und eindringlichſte, in den mannigfaltigſten Formen und Anwendungen geltend. Dieſer Begriff des Sittengeſetzes als eines allgemeinen und nothwendigen, gegen welches keine andere Rückſicht zuläſſig iſt, wenn nicht die Moralität aufgehoben, „in ihrer Quelle vergiftet“ werden ſoll, liegt allen Gedanken von Recht und Sittlichkeit zum Grunde, ſo verſchieden ſich auch der materielle Inhalt nach den Zuſtänden und Fortſchritten der Kultur geſtaltet hat. Dieſe Anſchauungen ſind als unverlierbarer Gewinn in Fleiſch und Blut der mitlebenden Generation übergegangen. Von den hervorragenden Gelehrten, die am Ende des vorigen oder im Anfange unſeres Jahrhunderts jung waren, iſt wohl keiner, auf den nicht Kantiſche und Schiller'ſche Schriften gewirkt hätten. Unter ſolchen Anregungen haben die juriſtiſchen Geſchichtsforſcher der hiſtoriſchen Schule, die Niebuhr, Savigny, Eichhorn, Recht und Sitte, die auf ihnen beruhenden Ideen und Einrichtungen der Völker als den eigentlichen Grund und Kern des Volkslebens und ſeiner geſchichtlichen Entwicklung erfaßt und zum Mittelpunkte ihrer glänzenden Unterſuchungen gemacht. Damit iſt ein ganz neuer Geiſt in die Auffaſſung der Geſchichte gekommen und der echte Grund gelegt, die moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften im Sinne Kant's zu erbauen. Nicht weniger hat auch der am meiſten poſitive und encyklopädiſche der ſpäteren Metaphyſiker, Hegel, die feſte, aller ſubjektiven Willkür entrückte Objektivität der Moral und ihrer Ordnungen betont.

In Schiller's ethiſchen Ausführungen fällt der Hauptaccent auf die Einheitlichkeit der menſchlichen Natur, auf das Erfahrungsmäßige, auf Gefühl und Empfindung, wie ſie ſich unter der Herrſchaft des Sittengeſetzes geſtalten ſollen. Das iſt keineswegs *gegen* Kant, der es auf das unzweideutigſte und nachdrücklichſte ausſpricht, daß es in der Welt der Erſcheinungen keine Form ohne Inhalt geben kann, daß in jeder Handlung die beiden Elemente des Vernünftigen und des Sinnlichen enthalten ſind, welche

nur zum Zwecke der moraliſchen Beurtheilung geſchieden werden müſſen, gleich den Grundſtoffen in der chemiſchen Analyſe[1]), der in der Schrift über das Schöne und Erhabene den innigen Zuſammenhang von Tugend und Grundſätzen mit dem Gefühl und den Temperamenten meiſterhaft darthut, der im Genie die vorzugsweiſe Einheit von Geiſt und Natur hervorhebt[2]), ganz wie Schiller im Charakter und Thun des vollkommenen, ſittlichen Menſchen die Harmonie von Realität und Form, von Sinnlichkeit und Vernunft will, vielmehr nur außer und neben der Darſtellung Kant's, dem in ſeinen kritiſchen Werken die Hauptſache immer die Aufzeigung des Allgemeinen und Nothwendigen bleibt, auf welches das Denken ſeiner Natur nach hinſtrebt, deſſen, was in ſeinem Sinne a priori iſt, nämlich was wir bei allem Erkennen, Empfinden und Wollen vorausſetzen müſſen, was wir als nothwendige Bedingungen zum Bewußtſein bringen, aber nicht weiter erklären oder ableiten können. Das hat Schiller auch vollkommen erkannt; er wußte, daß in ihrer Vollendung die Philoſophie ſo gut wie die Poeſie nach dem einheitlichen Zuſammenfaſſen ſtrebt, er wußte, daß die techniſche, wiſſenſchaftliche Form der analyſirenden Unterſuchung durchaus nothwendig iſt, um die Wahrheit zu finden und ſicher zu ſtellen[3]), wie denn ja die Ethik der Grundlage einer feſten Theorie beſonders bedarf, damit nicht das Sittliche der Willkür des individuellen Beliebens anheimfalle; aber er wußte auch, daß die demonſtrirteſten Wahrheiten kraftlos bleiben, wenn nicht die Erkenntniſſe der Wiſſenſchaft wieder in lebendige Anſchauung umgewandelt, auf Gefühl und Willen übertragen werden, daß es nicht bloß auf die Bildung des Verſtandes, ſondern ebenſo ſehr auf die des Herzens ankommt. Daher richtete er ſeine Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf dieſe Seite, wo Kant's Darſtellung am meiſten einer Ergänzung bedurfte und am leichteſten mißverſtanden ward.

Solcher Gefahr entgegen zu wirken, kommt Schiller wiederholt darauf zurück, daß die menſchliche Natur, welche die wiſſen-

---

[1]) Kritik der praktiſchen Vernunft 1. Buch 3. Hauptſtück (S. 165).

[2]) Kritik der Urtheilskraft §. 17, 46.

[3]) Aeſthetiſche Erziehung, Brief 1; Grenzen beim Gebrauch ſchöner Formen, u. a. a. O. m.

ſchaftliche Abſtraktion zum Behufe ihrer Unterſuchungen trennen muß, in der Wirklichkeit eine Einheit, ein eng verbundenes Ganzes iſt und ſein ſoll, deſſen eigentliches Centrum die Empfindung iſt, die auch mit dem Willen in einem unmittelbareren Zuſammenhang ſteht als die Erkenntniß [1]). Im Menſchen iſt Geiſt und Materie, Vernunft und Sinnlichkeit vereinigt; ohne ſtoffliche Anſchauung und Empfindung wäre die Perſönlichkeit nur als Anlage und leeres Vermögen zu denken; erſt durch die Sinnlichkeit, als beſtimmtes Daſein in der Welt bekommt ſie Inhalt und wird zur wirkenden Kraft. Der Menſch ſoll ſich den natürlichen Gefühlen und Neigungen nicht entziehen. Geſetz und Willkür — welche Goethe ſchon in der Natur harmoniſch geeint erkannte — Nothwendiges und Zufälliges, Form und Stoff ſtehen in beſtändiger Wechſelwirkung; darum darf der Geiſt nicht bloß da, wo das Handeln mit der Vernunft übereinſtimmt, als thätig, das Materielle nicht als bloßes Hinderniß betrachtet, die Sinnlichkeit nicht in nothwendigem Widerſpruch gegen die Vernunft gedacht und demgemäß unterdrückt werden; vielmehr ſoll die wahre Kultur durch harmoniſche Einigung von Vernunft und Empfindung, von Form und Realität der Idee der Menſchheit näher führen [2]). Unter dieſen Geſichtspunkten wird der theoretiſche Gegenſatz des Idealismus und Realismus auch auf dem praktiſchen Gebiete ausgeführt [3]). Hier glaubt der einſeitige Idealiſt, als moraliſcher Rigoriſt, ſeine Beſtimmungsgründe wirklich aus der reinen Vernunft entnehmen zu können, was doch nur in Augenblicken der Begeiſterung und für ganz einzelne Handlungen möglich iſt, die dann freilich einen Charakter beſonderer Hoheit und Größe zeigen, und geräth in Gefahr, über dem Streben nach dem Ganzen und Großen das Einzelne und Kleine, aus welchem es ſich allein erbauen kann, zu verabſäumen, in der Konfrontation mit dem Ideal der Menſchheit die Menſchen zu verachten, und falls er auf Abwege geräth, phantaſtiſch-verderblichen Ausſchweifungen zu verfallen. Der einſeitige Realiſt wird ohne großen und edeln Sinn, ohne Empfänglichkeit für allge-

---

[1]) Anmuth und Würde. Aeſthetiſche Erziehung, Brief 14, 15.

[2]) Daſelbſt, Brief 13, 14, 19.

[3]) Am Schluß der Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung.

meine Ideen im Einzelnen gleichförmig verständig und nützlich handeln, Wohlstand und Wohlbefinden fördern, die sinnlichen Kräfte kultiviren können, aber nie etwas Hohes oder Außerordentliches vollbringen, es nicht einmal würdigen und in der Uebertreibung einem rohen, egoistischen Materialismus anheim fallen. Die Abweichungen sind nach beiden Seiten hin gleich verkehrt und gefährlich. Der endliche Geist wird nur durch Stoff zum Handeln und Bilden bestimmt, durch Leiden thätig[1]). In dieser Ausführung verliert denn freilich die Lehre von der Moralität, als lediglich um der Pflicht willen handelnd, obwohl Schiller sie häufig einschärft, ihre Gefahr, aber auch jede wirkliche Bedeutung. Der Inhalt des Sittengesetzes kann nur aus der gegebenen Natur und den wahren Bedürfnissen des Menschen und der menschlichen Gesellschaft entnommen, die positive Ethik nur auf diese gegründet werden. Und wenn das Geistige stets das Höhere bleiben, der Natur nicht dienen, sondern sie beherrschen soll, so ist es doch die Aufgabe der Kultur, alle Anlagen und Kräfte zu entwickeln, Vernunftzwecke und Naturzwecke zu versöhnen. Alles Handeln ist auf Zwecke gerichtet, und wir sollen uns Zwecke in der Sinnenwelt setzen. Wohlstand und Ordnung der Gesellschaft und alle Affekte der Menschen gehören der Naturseite an. Der Wille greift in die Natur ein. Moralisch kommt es auf die Gesinnung, in der Natur auf das Handeln an, aber formal moralische Handlungen sind auch durch ihren Inhalt physisch zweckmäßig, was sich freilich von selbst versteht, wenn das formale Prinzip der Tauglichkeit zu einem allgemeinen Gesetz seinen positiven Inhalt nur aus der erfahrungsmäßigen Welt empfangen kann. Wir handeln daher sittlich gut, wenn wir uns ohne Rücksicht auf Lust und Schmerz entscheiden, weil es sittlich ist; und die sittliche Gesinnung äußert sich entweder, indem die Sinnlichkeit Anregungen giebt und der Wille nach dem Sittengesetz handelt, oder indem die Sittlichkeit fordert und der Wille ohne Anfrage bei den Sinnen gehorcht[2]). Es soll der Mensch allerdings nicht einzelne sittliche Handlungen verrichten, sondern ein sittliches Wesen sein, aber er kann nur

---

[1]) Aesthetische Erziehung, Brief 19.

[2]) Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten.

auf einzelne Zwecke arbeiten, und das Handeln wirkt nothwendig auf die Gesinnung zurück;

Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Die Vortrefflichkeit beruht bei Individuen und Völkern auf der Kongruenz der Naturanlage mit dem moralischen Gesetz, auf dem Zusammenstimmen der Neigung und Pflicht [1]). Diese Einheit, das Handeln aus dem Ganzen der Natur sucht und verlangt Schiller überall. Historisch findet er diese Harmonie bei den Griechen, deren humanes Gefühl weder die Sinnlichkeit ohne Seele, noch die Vereinzelung der Intelligenz duldet, in deren Dichtungen Materie und Geist, Erde und Himmel wunderbar schön zusammenfließen [2]). Zu erreichen freilich ist die vollendete Einheit nur im Ideal, niemals in der Wirklichkeit [3]); denn Natur und Geist, Neigung und Pflicht, Glück und Moralität korrespondiren nicht; die Tugend allein kann — wie Kant es gegen stoische Sophismen ausführt — nicht glücklich, nur des Glückes würdig machen. Glückselig ist, wer um zu genießen nicht nöthig hat unrecht zu thun, um recht zu handeln nicht zu entbehren braucht [4]). Die Forderungen der moralischen und die Leistungen der wirklichen Welt lassen sich nicht in Uebereinstimmung bringen; die Naturnothwendigkeit geht keinen Vertrag mit der Pflicht ein; die Wirklichkeit zeigt keine Harmonie von Wohlsein und Wohlverhalten; das Ideal einer Versöhnung der physischen und moralischen Ordnung existirt nicht, die Natur spottet dieser Lüge, sie erhält Kleines, zerstört Großes, reißt Edles und Gemeines in gleichen Untergang hin [5]). Nicht als ob das Große und Gute vorzugsweise dem Verderben geweiht wäre, wie wohl die Verzweiflung oder die Wehmuth angesichts des unerbittlichen Geschickes klagt:

das ist das Loos des Schönen auf der Erde;

aber die Natur geht unbekümmert darüber hin, setzt ihren Gang fort und trauert nicht einmal [6]). Diese Einsicht, daß das Ideal

---

1) Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten.
2) Anmuth und Würde.
3) Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.
4) Ebendaselbst.
5) Ueber das Erhabene.
6) Natura non contristatur.

unerreichbar und daß auch das, was ihm am nächsten kommt, zu Grunde geht, ruft eine Stimmung der Resignation hervor [1]), in welcher sich der Geist über alles Sinnliche erhebt, als wenn er nur unter seinem eigenen Gesetze stände, in ruhiger Fassung erträgt, was Kraft und Geschicklichkeit nicht ändern können, in energischer Anstrengung ringt gegen das furchtbare Schicksal,

welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt,

und sich endlich gelassenen Sinnes der Nothwendigkeit unterwirft, unter allen Umständen, handelnd oder leidend, seine freie Selbstständigkeit, seine in sich beruhende Kraft erhärtend.

Und ob Alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Diese muthige Fassung der Seele, die nothwendige Verbindung von Gesinnung und Erkenntniß, von Kraft und Einsicht, von Herz und Kopf hat Schiller überall in seinen theoretischen Schriften, wie in seiner Dichtung mit eindringlicher Energie und in schöner Darstellung gelehrt. Wenn er schon in seinen philosophischen Briefen den Glauben an eine uneigennützige Liebe bekennt und ihren ewigen Gegensatz gegen Prinzipien des Egoismus hervorhebt, so ist er durch das ernste Studium der Kantischen Lehre von vagen und schwankenden Empfindungen zu klarer Bestimmtheit und sicheren Grundsätzen durchgedrungen. An wissenschaftlicher Tiefe und selbstständiger Bedeutung hätten seine Untersuchungen ohne Zweifel gewonnen, wenn er sie durch die Kenntniß früherer philosophischer Systeme hätte bereichern und befruchten können; aber eine historische Kenntniß der Philosophie fehlte ihm, und sie war damals außer dem Kreise der Fachgelehrten kaum zu finden. Sie setzte ein gelehrtes Studium der Quellen, mindestens des großen Werkes von Brucker [2]) voraus, denn Hülfsmittel, wie sie heutigen Tages in jedem Handbuche der Geschichte der Philosophie bereit liegen, gab es zu der Zeit, in welche Schiller's Bildung fiel, noch gar nicht, und von der geschichtlichen Methode, welche nicht eine abgesonderte Darstellung der einzelnen Systeme, sondern einen kontinuirlichen, fortschreiten-

---

1) Ueber das Pathetische; über das Erhabene.

2) Historia critica philosophiae, seit 1742.

den Zusammenhang der philosophischen Ideen sucht, hatte man kaum eine Ahnung.

Friedrich Schlegel nennt ihn in einem Briefe an die in Berlin sehr bewunderte Rahel „den bleiernen moralischen Schiller“ [1]). Um den Verfasser der Lucinde hatte er das wohl verdient; er fand dieses Machwerk ebenso roh in der Form, als frech im Inhalt, abscheulich unter jedem Gesichtspunkte [2]). Es waren jedoch nicht bloß persönliche Zerwürfnisse und Antipathien, welche ihm die Angriffe der Romantiker zuzogen; die Mischung von blasirter Frivolität und erlogener Gefühlsüberschwenglichkeit, welche namentlich den Berliner Zweig dieser Schule charakterisirte, sah in dem Ernst und Eifer seines Strebens gleichsam einen Verrath an der Freiheit der Kunst, die sich zuletzt selbst in das Spiel der Ironie auflöste, und einen beständigen Vorwurf gegen ihr eigenes Treiben.. In der That war Schiller kein abstrakter Moralprediger. Er wußte sehr wohl, daß die Menschen nicht bloß der moralischen, sondern eben so wohl der intellektuellen, ästhetischen und physischen Ausbildung bedürfen. Er spricht es in seinen Briefen an Goethe und Körner so vielfach, wie in seinen ästhetischen Schriften aus, daß der moralische Maßstab nicht der entscheidende in der Kunst sein kann, daß die Poesie keine Ethik vortragen soll. Er erinnert ausdrücklich, daß Konsequenz und Kraft und Stärke der Leidenschaft ästhetisch anziehend, ja erhaben sein können, selbst im Bösen [3]); nur in die Bestimmung der Pflicht darf keine andere Empfindung eingreifen; ob moralisch einer Neigung nachgegeben werden darf, kann nur die Pflicht entscheiden. Kant sagt in seiner schlagenden Weise: es giebt keine Kollision der Pflichten, nur Verpflichtungsgründe können einander widerstreiten, aber wenn *einer* wirklich verpflichtend und danach *eine* Handlungsweise Pflicht ist, so ist jede andere pflichtwidrig [4]). Schiller erläutert dies mit völliger Würdigung anderer Empfindungen und mit feiner Kenntniß des menschlichen Herzens an mehreren Beispielen aus dem Kapitel

1) Bildnisse aus Rahel's Umgang, herausgegeben von Varnhagen, Th. I. S. 230.

2) Brief an Goethe vom 19. Juli 1799.

3) Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.

4) Einleitung zur Metaphysik der Sitten (S. XXIII).

der sogenannten unvollkommenen Pflichten [1]). Unter den schönen und edeln Neigungen verführe die Liebe durch ihre Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit unter dem Vorwande, als ob die Sittlichkeit ein Bestandtheil des Glückes wäre, manche reine Seele, aus Großmuth die eigene Tugend dem Glücke des Geliebten zu opfern. Um mehr als die Pflicht zu thun, trete man die unzweifelhafteste Pflicht mit Füßen. Man verfolge ein Ideal politischer Glückseligkeit durch die Gräuel der Anarchie und trage kein Bedenken, die gegenwärtige Generation dem Elende preiszugeben, um das Glück einer anderen zu begründen.

Der innere Zusammenhang der ganzen Natur und der Menschen insbesondere unter einander erweitert von selbst die individuelle Moral zur öffentlichen, und knüpft die Politik an die Ethik. Wir sahen bereits, daß Schiller im Gegensatz gegen die Mehrzahl der älteren Generation, gegen Lessing, Herder, Goethe, früh durch politische und patriotische Ideen bewegt ward, die ihm durch den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, durch Rousseau und durch den Plutarch zugeführt wurden. In den Arbeiten für und über den Don Carlos vertieften sich diese Studien. Er wollte hier politische Wahrheiten aussprechen, die Begeisterung für Menschenrechte und Gewissensfreiheit, wenn auch nicht frei von Schwärmerei und der Anwendung verletzender Mittel, dem geistlichen, staatlichen und häuslichen Despotismus, wie er ihn in Philipp II. trefflich charakterisirte, gegenüberstellen, und rechtfertigte sich gegen den Vorwurf eines Tendenzstücks oder unhistorischer Einführung moderner Bestrebungen damit, daß Staatsmänner wie Wilhelm von Oranien und Coligny in der That bereits solche Ideen im Leben vertreten hätten [2]). Das „Geben Sie Gedankenfreiheit" und ähnliche Wendungen klingen uns heutigen Tages leer und trivial; ohne Zweifel hat auch sein Beispiel nicht selten zu rhetorischen Phrasen und Gemeinplätzen verleitet, allein damals waren noch sehr wenige politische Anschauungen in Umlauf, und auch hier mußten einzelne Ideen und allgemeine Anregungen den tieferen Studien vorausgehen. In der Kläglichkeit der deutschen Verhältnisse des achtzehnten Jahr-

---

1) Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.

2) Briefe über Don Carlos 2, 3, 9, 11.

hunderts fehlte es an allem öffentlichen Leben, an allgemein gültigen, der Diskussion entzogenen Grundsätzen und sogar Vorurtheilen, die doch allein genügende Kräfte vereinigen können, um wesentliche und dauernde Fortschritte zu sichern. Die gewaltigen Ereignisse jener Zeit, gegen deren Eindrücke man sich nur künstlich absperren konnte, riefen überall politische Interessen wach und forderten zur Bildung fester Urtheile und durchdachter Theorien auf. Von den Einzelheiten der geschichtlichen Thatsachen nahmen allerdings Schiller und seine Umgebungen, wie die Korrespondenzen darthun, äußerst wenig Notiz. Denn, daß ihm einmal der Gedanke durch den Kopf ging, eine Brochüre über den Prozeß Ludwig's XVI. zu schreiben und damit in Frankreich Eindruck zu machen, der nicht weiter gedieh, als daß er sich vorläufig nach einem Uebersetzer in's Französische erkundigte, kann man nicht im Ernste dagegen geltend machen. Körner ließ gelegentlich einen Wink von Kannegießerei fallen, wenn man ohne nähere Data Streitfragen dieser Art durch Gemeinplätze entscheiden wolle, und hatte ohne Zweifel um so mehr Recht, da in jener Zeit dem größeren Publikum außer dem Kreise der handelnden Staatsmänner nur sehr oberflächliche und äußerliche Informationen zu Gebote standen. Schiller klagt selbst in Briefen an Freunde, daß die politischen und bürgerlichen Verhältnisse in Deutschland klein und armselig, daß sein Sinn für solche Dinge nicht geübt und nicht entwickelt sei. Dagegen ergriffen ihn die großen Prinzipienfragen und der allgemeine Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse mit voller Gewalt und veranlaßten ihn, der Revolution gegenüber analoge Bewegungen anderer Zeiten und Völker zu studiren, ähnlich wie später der Wallenstein, Tell, selbst die Jungfrau von Orleans aus den Stimmungen und Verhältnissen der Zeit hervorgingen. Die im Großen handelnde, politische Welt blieb ihm stets der höchste Vorwurf seiner Dichtung, und wie in seiner ganzen Philosophie drängte es ihn, im Zusammenhange mit seiner moralischen und ästhetischen Weltanschauung auch in der politischen zu einem sicheren Abschluß zu gelangen. Die Summe seiner politischen Grundideen hat er in den ersten acht Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen niedergelegt, nach dem Urtheil von Gervinus „eine der seltensten Schriften, die unsere Literatur besitzt", und von Goethe

mit wahrem Enthuſiasmus aufgenommen [1]). Theils durch ſeine Kantiſche Ethik, theils durch die Erſcheinungen der franzöſiſchen Revolution bedingt, iſt der Gang ſeiner Betrachtung über das Staatsleben der folgende.

Die Blicke des Philoſophen wie des Staatsmannes ſind erwartungsvoll auf den politiſchen Schauplatz geheftet, wo der große Rechtshandel der Menſchheit verhandelt wird. Die Natur fängt mit dem Menſchen an, wie mit ihren übrigen Werken, ſie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht ſelbſt handeln kann; aber er ſteht nicht ſtille, ſondern ſchafft das Werk der Noth in ein Werk freier Wahl um, erhebt die phyſiſche Nothwendigkeit zur moraliſchen. Er findet ſich von Anbeginn in der Geſellſchaft, im Staate. Der Zwang der Bedürfniſſe wirft ihn hinein, die Noth richtet den Staat nach Naturbedingungen ein, ehe der denkende Geiſt es nach Vernunftgeſetzen konnte. Aber er verläßt wie in anderen Stücken die Herrſchaft blinder Inſtinkte, iſt nicht zufrieden mit dem Nothſtaat, ſondern ſetzt ſich ideale Zwecke, und ſucht den Naturſtaat in einen ſittlichen umzuwandeln, wie feſt und kunſtreich auch die Kräfte der Willkür ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend ſie es behaupten, mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit ſie es umgeben mögen. Aber der phyſiſche Menſch iſt wirklich, der ſittliche nur problematiſch; die Vernunft, welche den Naturſtaat aufheben muß, um den ihrigen an die Stelle zu ſetzen, wagt daher den wirklichen Menſchen an den problematiſchen, die Exiſtenz der Geſellſchaft an ein mögliches, obſchon moraliſch nothwendiges Ideal der Geſellſchaft; ſie nimmt dem Menſchen etwas, das er beſitzt, und verweiſt ihn an etwas, das er beſitzen ſoll. Da nun die Geſellſchaft in der Zeit nicht aufhören kann, während die moraliſche in der Idee ſich bildet, da ihre Exiſtenz nicht gefährdet werden darf, da die lebendigen Räder im Uhrwerk des Staats gebeſſert werden müſſen, während ſie rollen, kommt es darauf an, daß die natürlichen Triebe der Menſchen bereits hinlänglich mit der Vernunft übereinſtimmen, um der neuen Geſetzgebung zu entſprechen. Der Staat repräſentirt die objektive, gleichſam kanoniſche Form, in der ſich die Mannigfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen

[1]) Brief an Schiller vom 24. Oktober 1794.

trachtet. Er muß nicht bloß den objektiven und generischen, sondern auch den subjektiven und spezifischen Charakter der Individuen ehren, nicht, indem er das unsichtbare Reich der Vernunft ausbreitet, das Reich der Erscheinungen entvölkern. Der mechanische Künstler mag der gestaltlosen Masse Gewalt anthun, aber der pädagogische und politische Künstler, dem der Mensch zugleich Material und Aufgabe ist, muß die Eigenthümlichkeit und Persönlichkeit seines Stoffes schonen. Der Organismus des Staates kann nur wirklich werden, insoferne sich die Theile zur Idee des Ganzen hinaufstimmen. Die subjektive Gesinnung muß der moralischen Form entsprechen, Totalität des Charakters bei einem Volke vorhanden sein, welches fähig und würdig sein soll, den Nothstaat mit dem Staat der Freiheit zu vertauschen. Das Gebäude des Naturstaats wankt, seine mürben Fundamente weichen, und eine physische Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz der Vernunft auf den Thron zu stellen, den Menschen als Selbstzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen, aber die moralische Möglichkeit fehlt und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht. Rohe, begehrliche Verwilderung auf der einen, raffinirter, materialistischer Egoismus auf der anderen Seite können nur durch die Schwerkraft des Bestehenden im Zaume gehalten werden, damit nicht die aufgelöste Gesellschaft in das Chaos zurücksinke. Die Furcht zu verlieren erstickt den Trieb nach Verbesserung und macht die Maxime des leidenden Gehorsams zur höchsten Weisheit des Lebens. Die einfache Organisation der klassischen Republiken konnte nicht dauern, als die fortschreitende Kultur die Richtungen und Kräfte der Individuen immer mehr spaltete und isolirte, aber anstatt zu einem höheren Leben zu steigen, sank sie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Staat und Kirche, Gesetz und Sitten, Genuß und Arbeit, Zweck und Mittel wurden auseinander gerissen, Alles abstrakt und fragmentarisch, äußerlich klassifizirt, innerlich entfremdet, der Gemeinsinn erstickt. Die Hoffnung auf durchgreifende Staatsveränderungen, auf den Bau einer wahren politischen Freiheit, dieses vollkommenste aller Kunstwerke, muß als chimärisch erscheinen, so lange nicht die innere Natur der Menschen harmonisch genug entwickelt ist, um selbst Künstlerin zu sein und den Schöpfungen der Vernunft

ihre Realität zu verbürgen, so lange nicht eine edle Bildung und eine anständige Selbstständigkeit des Charakters an die Stelle feiger Unterwürfigkeit und gährender Kräfte getreten sind. Bis dahin mögen manche Versuche im Einzelnen gelingen, im Ganzen werden Grundsätze und Betragen widerspruchsvoll schwanken, Tyrannei und Anarchie, bequeme Knechtschaft und wilde Ungebundenheit wechseln. Die Usurpation wird sich auf die Schwäche der menschlichen Natur, die Insurrektion auf ihre Würde berufen, bis endlich die große Beherrscherin aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke, dazwischen tritt und den vorgeblichen Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet. Damit dieser Konflikt nicht ewig daure, damit das gesellige Gesetz über feindliche Selbstsucht und gestaltlosen Zufall siege, muß sowohl der Verstand aufgeklärt, von Vorurtheilen und Wahnbegriffen gereinigt, dem Lichte der Wahrheit geöffnet, als der Charakter gestählt, zu der Energie des Muthes erhoben werden, um die Hindernisse träger Natur und feiger Herzen zu überwinden. Die Vernunft selbst kann nicht mit der rauhen Gewalt streiten. Um im Kampfe mit Kräften zu siegen, muß die Wahrheit zur Kraft werden, die Gefühle aufrufen, die Gemüther begeistern. Die Göttin der Weisheit muß die Waffen tragen. Die Vernunft kann nur das Gesetz finden und aufstellen, vollstrecken muß es der muthige Wille und das lebendige Gefühl.

Diese reife Einsicht, gleich weit entfernt von revolutionärer Ueberstürzung wie von der stabilen Weisheit, welche die Burke und Young und ihre ärmlichen deutschen Nachahmer gegenüber der französischen Anarchie als das einzige Heil predigten, zeigt in schönem Gleichgewicht den Idealismus, welcher in allen politischen Gebilden die individuelle Person als Zweck behandelt wissen will, oder das Gefühl für die Schönheit und Würde der menschlichen Natur, welches nach Kant [1]) allen Grundsätzen öffentlicher Sittlichkeit zum Grunde liegt, und den Realismus, welcher überall die gegebenen Verhältnisse, die sich gegenseitig bedingenden Zustände materieller, intellektueller und moralischer Kultur als die Elemente staatlicher Organisationen betrachtet, die keinen

---

[1]) Ueber das Gefühl des Schönen und Erhabenen. (Kl. Schriften Bd. 2. S. 309).

voreiligen Zwang dulden. In dieſer Grundanſchauung hatte er einen überraſchend ſichern Blick für Urſachen und Folgen geſchichtlicher Ereigniſſe. Wie Hume aus der Fülle ſeiner politiſchen und hiſtoriſchen Erfahrung gegen die Doktrinäre der Vertragstheorie erinnert, daß auch bei gänzlicher Auflöſung einer Verfaſſung nicht die Maſſe des Volkskörpers entſcheide, ſondern jeder vernünftige Mann wünſche, einen General an der Spitze einer Armee zu ſehen, der raſch den Preis ergreife und dem Volke einen Herrn gebe, ſo berichtet ſein Freund Hoven, daß Schiller bereits 1793 mit divinatoriſchem Inſtinkt ausſprach: die franzöſiſche Republik werde ebenſo ſchnell aufhören, als ſie entſtanden ſei, die republikaniſche Verfaſſung werde in einen Zuſtand der Anarchie übergehen, und früher oder ſpäter werde ein geiſtvoller, kräftiger Mann erſcheinen, der ſich nicht nur zum Herrn von Frankreich, ſondern vielleicht von einem großen Theile Europas machen werde. Auf einzelne politiſche Betrachtungen werden wir bei ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten zurückkommen müſſen.

Die Schriftſteller der Romantik und der Reſtauration, Friedrich Schlegel an der Spitze, bezeichneten Schiller ſchon früh als den Dichter der Revolution. Reminiszenzen dieſer Art haben noch 1859 nachgewirkt, als man in Berlin die öffentliche Feier ſeines hundertjährigen Geburtstages unterdrücken und die Errichtung eines Denkmals nur in Verbindung mit einem Monumente Goethe's zulaſſen wollte, um durch die Zuſammenſtellung zu offenbaren, daß der Kultus nur der Kunſt und der Dichtung, nicht dem nationalen, ſittlichen Charakter und Wirken des großen Mannes gelten ſolle. Daß es abſurd wäre, Schiller als einen Anhänger der Revolution zu betrachten, wenn dabei an Gewaltthaten, Umſturz und anarchiſche Leidenſchaften gedacht wird, verſteht ſich von ſelbſt. Dagegen iſt es vollkommen richtig, daß er die allgemeinen Ideen, welche in der großen Umwälzung zu bewegenden Mächten geworden und es ſeitdem in der Welt geblieben ſind, mit feſter Ueberzeugung ergriffen und in ſeinen Werken vertreten hat. Er verkannte weder die Gefahren jeder, noch das Unheil und die Schrecken der damaligen Revolution. Wir brauchen uns nur des wunderbar ſchönen Bildes zu erinnern, welches er in der Glocke von der Eintracht und Ordnung des bürgerlichen Lebens entwirft, um zu ſehen, wie ſehr ſein gebildetes

Gefühl allen revolutionären Ausschreitungen widerstrebte. Aber darum ließ er sich nicht irre machen im Glauben an die Würde der menschlichen Natur, welche in jedem Individuum zu achten, an die Selbstständigkeit des Denkens und Wollens und die Nothwendigkeit Staatsformen zu finden, die diesen Grundsätzen entsprechen, sich auch nicht irren in dem Widerspruch gegen jeden Despotismus, der in Staat und Kirche die strebenden Kräfte der Menschen zu bequemer Beherrschung unter das gleiche Maaß unabänderlicher Satzungen beugen will. Diesen Geist athmen seine historischen wie seine philosophischen Schriften, und er tritt uns überall in seinen Dichtungen entgegen.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren.

Wir scheuen uns jetzt fast, das Wort Freiheit zu gebrauchen wegen des vieldeutigen Mißbrauchs und der hohlen Deklamationen, die damit verbunden werden. Kant definirt sie negativ als Unabhängigkeit von fremder, nöthigender Willkür [1]), positiv als die eigene Gesetzgebung der Vernunft [2]); und Schiller bestimmt die Freiheit dahin, daß sie nicht Willkürlichkeit, sondern höchste innere Nothwendigkeit, nicht Gesetzlosigkeit, sondern Harmonie von Gesetzen sei [3]). Er sucht die Freiheit nicht mehr in dem Rousseau'schen Ideal, der geistlosen Einförmigkeit eines Urzustandes, welches mehr aus einem Bedürfniß nach physischer Ruhe, als nach moralischer Uebereinstimmung hervorgeht, nicht in der Idylle einer unschuldigen, glücklichen Menschheit, die im Frieden mit sich und der Außenwelt lebt [4]), sondern in der geistvollen Harmonie durchgeführter Bildung, in der Vollendung einer Kultur, welche die durch ihre Anfänge zersplitterten Kräfte des Geistes und Gemüths wieder versöhnt, in einem politischen Zustande, wo sich die Würde des selbstthätigen Geistes mit der Ordnung und dem Wohlstande des materiellen Lebens verbindet. Neben dem

---

1) Metaphysik der Sitten, Einleitung in die Rechtslehre.
2) Kritik der prakt. Vernunft 1. Buch §. 8.
3) Aesthet. Erziehung, Brief 18.
4) Naive und sentim. Dichtung.

idealen Ziel faßte er stets die gegebenen Verhältnisse klar in's Auge.

Das Jahr übt eine heiligende Kraft;
Sei im Besitze, und du wohnst im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.

Das ist kein bloßes Anerkenntniß der Thatsache, sondern eine aus dem Entwicklungsgesetz der geschichtlichen Kontinuität hervorgehende Forderung, das Bestehende als berechtigt zu schonen, „zu dem Bau der Ewigkeiten nur Sandkorn für Sandkorn zu fügen", den Mängeln der intellektuellen und moralischen Bildung in allen Klassen der Gesellschaft gegenüber nicht voreilig die Schranken der geltenden Rechte einzureißen.

Laß uns die alten engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köstlich unschätzbare
Gewichte sind's, die der bedrängte Mensch
An seiner Dränger raschen Willen band;
Denn immer war die Willkür fürchterlich —

mag sie nun im Namen einer geheiligten Autorität, oder einer fanatischen Doktrin, oder mag sie von der brutalen Gewalt ohne Vorwand geübt werden. In der Erkenntniß des nothwendigen Zusammenhanges, der wechselseitigen Abhängigkeit und Förderung der geistigen und materiellen Interessen, der „Kultur und einer der Kultur würdigen Existenz", wie es Wilhelm von Humboldt ausdrückte [1]), wollte er die Ideen des Fortschritts und der Ordnung versöhnen. Kant hatte es schon ganz im Sinne der neueren Gesellschaftslehren eingesehen, daß selbst der Despotismus eine gewisse selbstthätige Freiheit fördern müsse, weil ohne sie weder Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten, noch Betriebsamkeit und Reichthum, und folglich keine Machtentwicklung andern Staaten gegenüber möglich sei [2]). So hoffte auch Schiller auf die fortschreitende Entwicklung durch das Zusammentreffen der Ideen und der Interessen. Er sah das Unheil der französischen Revolution erstehen, weil die Ausführung der abstrakten Ideen, welche von den gebildetsten Geistern konzipirt waren,

[1]) In einem Briefe an Forster.

[2]) Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte. (Kl. Schriften Bd. 3. S. 267).

ohne Vorbereitung den rohen Massen überantwortet ward; er wußte auch, daß die edelste Tugend und die gemeinste Leidenschaft in Zeiten der Auflösung dieselbe Fahne erheben können,

Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde.

Aber wie ihn schon im klassischen Alterthum nicht allein die Kunst, die Einfalt und Schönheit der Gestalten, sondern vorzüglich auch die politische Kraft, der demokratische Zug, der Geist der freien Persönlichkeit ergriff, so hat er den ethischen Gegensatz gegen die gemeine Welt, politischen Freisinn und ideales Streben durch sein ganzes Leben festgehalten. Einzelne Aeußerungen des Unmuths oder der Geringschätzung öffentlicher Dinge verdienen gegen die laute Sprache seiner Werke keine Beachtung.

Ferner muß hier zur Würdigung seines Einflusses auf die sittlichen Anschauungen seiner Zeit gedacht werden, daß er nächst Klopstock der einzige unter den populären Größen des vorigen Jahrhunderts war, der in bewußtem Patriotismus und mit starkem Erfolge das fast entschwundene deutsche Nationalgefühl aus seinem Schlummer wach rief. Wir müssen uns erinnern, daß Lessing äußerte: er habe von der Liebe zum Vaterlande keinen Begriff, auf's höchste erscheine sie ihm als eine heroische Schwachheit, die er für seine Person gerne entbehre, daß Herder die Nation für einen ungejäteten Garten voll Kraut und Unkraut erklärte. Noch Götz von Berlichingen ruft: das Reich geht mich nichts an. Die humane Bildung verwarf den Patriotismus gegen den Traum eines Weltbürgerthums. Auch Schiller erklärte gelegentlich das vaterländische Interesse für ein geringes im Vergleich gegen den Fortschritt der Gattung, die Nation für ein zufälliges Fragment der Menschheit — wie denn ja allerdings eine philosophische Betrachtung des Ganzen erst bei der Zusammenfassung der ganzen Menschheit stehen bleiben kann — aber er kam in Theorie und Praxis von diesen Verirrungen zurück. 1793 schrieb er an Körner: „die Liebe zum Vaterland ist sehr lebhaft in mir geworden", und das hat sein ganzes Leben bewährt. In den ästhetischen Briefen erkannte er an, daß man ein Bürger seiner Zeit und seines Staates sei [1]). Er sah ein,

[1]) Brief 2.

das die kosmopolitische Menschenliebe zu abstrakt und zu ausgedehnt ist, daß wir eines engeren Kreises bedürfen, um dem Gefühl die nöthige Energie zu verleihen, daß dieser Kreis einer thatkräftigen Gesinnung nur das Land und das Volk sein kann, welches einem Jeden als der Schauplatz seines Wirkens gegeben ist.

Die angebornen Bande knüpfe fest,
An's Vaterland, das theure schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft,
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Von diesem Geiste durchdrungen hat er in seinen Dichtungen, der Ersten Einer und bisher unerreicht, große geschichtliche Stoffe in vaterländischer Gesinnung bearbeitet. Dadurch hat er den ethischen Kern des nationalen Lebens tief getroffen und erregt, und es hat, wie Gervinus urtheilt[1]), in der That kein Mann in Deutschland so viel politischen und patriotischen Sinn geweckt wie er.

Die Darstellung seiner moralischen Weltanschauung erfordert endlich noch eine Erwähnung ferner Stellung zur Religion. Palleske beschwert sich in seiner Biographie Schiller's darüber, daß man von einem Julianischen Haß der beiden großen Dichter gegen das Christenthum gesprochen. Den Aeußerungen Goethe's gegenüber, daß er ein decidirter Nichtchrist sei, daß es seinem Wahrheitsgefühl widerstrebe zu glauben, daß Drei Eins und Eins Drei sei, daß es gut sei den Propheten mit 30 Jahren zu kreuzigen, damit nicht aus dem Schwärmer ein Betrüger werde, erscheint der Ausdruck völlig gerechtfertigt. Von Schiller sind nicht so herbe Worte erhalten, aber auch er war mit dem Christenthum früh vollständig zerfallen, und in verächtlichem Haß gegen die christliche Dogmatik waren beide durchaus gleich. Es ist nicht nöthig einzelne Stellen aus Briefen hierfür anzuführen, da seine offen und umständlich ausgesprochene Ansicht beweist, daß die Religion als solche ihm für seine Person gar keine Bedeutung hatte. Kant sagte: das wesentliche in aller Religion ist

[1]) Neuere Geschichte der Literatur Bd. 2. S. 369.

nur die Moral. Das ist offenbar faktisch unrichtig. Der ungeschichtliche Rationalismus seiner Zeit, welcher das Maaß der eigenen Anschauungen an die Erscheinungen der Vergangenheit legte, verleitete ihn, das, was ihm als das Richtige und Wahre in der Religion erschien, mit ihrem thatsächlichen Inhalt zu verwechseln und das Uebrige für äußerliches Beiwerk zu halten, wie er denn tief innerlich begründete Erscheinungen des mittelalterlichen Kirchenthums ohne weiteres für Fratzen erklärte. In der Wirklichkeit ist der Hauptinhalt aller positiven Religionen eine dogmatische Theorie über den Zusammenhang der Welt, über das Wesen göttlicher und menschlicher Dinge, worin die Moral nur einen Theil bildet. Aber der Begriff bestimmter, fester Dogmen, als der unterscheidenden Grundlage jeder Religion, war damals den Gebildeten, namentlich im protestantischen Deutschland fast ganz abhanden gekommen. Als ein Beispiel dieser fortschreitenden Richtung kann Herder dienen; früher wollte er nichts davon hören, daß Christus bloß „ein guter Mann und Lehrer guter Moral", nicht „Erlöser der Welt, Mittelpunkt des menschlichen Geschlechts, Vorbild christlicher Vollkommenheit in die Ewigkeit hinüber" sein sollte; in den achtziger Jahren, zum Goethe'schen Naturpantheismus neigend, gab er das geoffenbarte Christenthum auf, fand dessen Wesen nur in einem liebevoll thätigen, selbstvergessenen Dasein, in der „Bildung unseres inneren Sinnes nach Jesus verdienstvollem und lehrreichem Vorbilde". Selbst Männer, die als Wiederhersteller christlicher Frömmigkeit am Ende des Jahrhunderts betrachtet werden, der Dichter Novalis und der Prediger Schleiermacher erklärten für Religion jedes edle und erhabene Gefühl, alle speziellen Dogmen, selbst den Glauben an einen persönlichen Gott für unwesentlich. Novalis zweifelt sogar, ob das Christenthum — oder der Christianismus, wie er sich auszudrücken beliebte, um seine Gleichgültigkeit gegen die überlieferte Form zu bezeichnen — schon als wirkliche Religion zu betrachten sei. Auch als die Reaktion gegen die haltlose Zersetzung, und die Bedrängnisse der Zeiten Viele zu ernster Gläubigkeit zurückführten, nahmen es die Restauratoren anfänglich noch mit den positiven Dogmen sehr leicht. Wenn Chateaubriand das Christenthum empfiehlt, weil es durch seine unverständlichen Lehren für das Bedürfniß der Menschen, namentlich

der Frauen, nach dem Geheimnißvollen und Myſtiſchen ſorge, und aus dieſem Grunde räth, nicht nach Klarheit und Beſtimmtheit zu ſtreben, ſo klingt das doch für ein wahrhaft gläubiges Gemüth ebenſo frivol, als wenn ein atheiſtiſcher Philoſoph wie Schopenhauer meint, religiöſe Spekulationen und Zeremonien hätten ihr Gutes für die Langeweile.

Goethe und Schiller theilten vollſtändig die unchriſtliche Richtung ihrer Zeit und ſuchten, da die Religion die Macht verloren hatte, die Grundſätze des Handelns zu regeln, in einer vernunftmäßigen, auf das Ganze der menſchlichen Natur gegründeten Ethik neue bindende Prinzipien für die Geſellſchaft. Darum verkannten ſie nicht die civiliſirende Macht des Chriſtenthums, ſeinen ſegenvollen Einfluß, die Fortſchritte gegen das Alterthum, welche Mittelalter und Neuzeit großentheils der Kirche verdanken. Goethe erklärt: „die chriſtliche Religion iſt ein mächtiges Weſen für ſich, woran die geſunkene und leidende Menſchheit von Zeit zu Zeit ſich immer wieder emporgearbeitet hat". Schiller ſchreibt[1]: er erkenne im Chriſtenthum die Anlage zum Höchſten und Edelſten, es ſei die einzige äſthetiſche Religion, die Religion der ſchönen Sittlichkeit, welche die Aeußerlichkeit des Geſetzes aufhebe. Ihr geſchichtliches Gefühl, die Kraft ihrer Phantaſie, ſich in fremde Charaktere und Stimmungen zu verſetzen, nöthigten ſie zu gerechter Beurtheilung. Wie ſehr Schiller das Erhabene kirchlicher Formen, die Stärke und Hoheit echt religiöſer Geſinnung zu würdigen wußte, zeigen viele ſeiner Dichtungen und manche Schilderungen in ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten. In den letzteren iſt er freilich geneigt, den Vertretern der Kirche ſtets äußere, weltliche Zwecke und Rückſichten, Herrſchſucht und Habſucht unterzulegen[2], wobei wir indeſſen nicht überſehen dürfen, daß damals wohl ſelten Jemand eine Ahnung hatte von der innigen Religioſität, von der tiefen, heiligen Beſchaulichkeit eines Innocenz III.; die äußerliche Geſchichtſchreibung ſah nur das politiſche Walten der großen Päpſte.

---

1) Brief an Goethe vom 17. Auguſt 1795.

2) Z. B. in den Ueberſichten des Zuſtands von Europa zur Zeit des erſten Kreuzzugs, und der Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiſer Friedrich's I.

War Schiller gegen die geschichtliche Erscheinung in manchen Punkten gerechter, so ging er dagegen in der Verwerfung der religiösen Theorie als objektiver Macht weiter als Kant. Dieser stellte den Glauben an Gott und Unsterblichkeit als eine Forderung der Vernunft hin, welche einen letzten Zweck der Welt, eine auf Erden mangelnde Ausgleichung zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit suche. Wenn er dann freilich stark betont, daß dieser Glaube keineswegs so nothwendig sei wie die sittliche Gesinnung, daß er sich niemals theoretisch erweisen lasse, vielmehr nur eine Annahme sei, die in sich nichts Widersprechendes enthalte [1]), wenn er es sogar für heilsam erklärt, daß wir keine wirkliche Gewißheit vom Dasein Gottes haben können, weil das Sittengesetz sonst leicht als ein äußerlich gegebenes erscheinen würde [2]), so neigt sein Theismus schon sehr zu der sittlichen Weltordnung, in welche Fichte allein das Göttliche setzte. Diese letztere Anschauung theilte Schiller so vollständig, daß er über Fichte's „Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus" schrieb: derselbe habe sich darin ohne Frage von der Anschuldigung des Atheismus vor jedem verständigen Menschen völlig gereinigt [3]); eine Schrift, in welcher Fichte den Atheismus nur als Verleugnung des Sittengesetzes faßte und den Glauben an einen persönlichen Gott und eine individuelle Unsterblichkeit in schneidender Form verwarf, mit sonderbarer Logik seinen Gegnern gerade den Standpunkt zumuthend, den sie auf das heftigste bekämpften. Ebenso verwirft Schiller unbedingt die Verbindung der Moral mit der religiösen Aussicht auf Unsterblichkeit. Nur ein dürftiger Verstand, sagt er, der sich von der Sinnlichkeit nicht losmachen könne, erwarte seine Befriedigung von einer anderen Natur und einer künftigen Existenz [4]); ein übersinnlicher Ursprung des Sittengesetzes mache dieses zu einem auswärtigen, willkürlichen; grenzenlose Dauer des Daseins und Wohlseins sei nur ein Ideal der Begierde, die Forderung einer in's Absolute strebenden Thierheit, ein Glückseligkeitssystem, welches dadurch

---

1) Kritik der Urtheilskraft §. 87.
2) Kritik der prakt. Vernunft 2. Buch, 2. Hauptstück IX. (S. 265).
3) Schiller's auserlesene Briefe, herausgeg. v. Döring, S. 313.
4) Ueber das Erhabene.

nicht ehrwürdiger werde, daß es ſtatt eines Tages oder eines Lebens die Ewigkeit zu ſeinem Gegenſtande mache[1]). Er will die Religion nur gleich dem äſthetiſchen Sinn als ein Surrogat der Tugend gelten laſſen, um die Legalität des Lebens zu ſichern, wo keine wahre Moralität zu hoffen iſt, als einen Sicherheitsanker für das Wohl der Menſchen[2]). Offenbar dachte er hier nicht an die tiefere Auffaſſung chriſtlicher Frömmigkeit, welche in der inneren Vollendung, in der beſchaulichen Einkehr des Gemüthes in ſich ſelbſt die Vereinigung mit dem Ewigen und Göttlichen ſucht. Goethe kannte dieſe Stimmung aus der Myſtik der frommen Seelen, mit denen er in ſeiner Jugend verkehrte, und fand ſie in dem „Tempel des Friedens" wieder, den Spinoza in ſeiner Seele erbaut hatte. Doch ſah auch Schiller[3]), daß die Klarheit des Gemüths und die ruhige Kraft des Willens dieſelbe iſt in der religiöſen Ergebung in den göttlichen Rathſchluß und in der philoſophiſchen Reſignation, welche gelaſſenen, freudigen Muthes ihr Schickſal empfängt

vom ſanften Bogen der Nothwendigkeit.

Bei dem Vorgange, den die Religion in der geſchichtlichen Erſcheinung und vielfach noch in der Schätzung der Menſchen behauptet, mögen wir es umkehren und mit ſeinem Beiſpiel darauf hinweiſen, daß die reine ſittliche Erhebung, die Hingabe an das Wahre und Schöne zu derſelben Faſſung der Seele, derſelben Tiefe und Selbſtloſigkeit der Geſinnung führen können, welche die reinſte Frömmigkeit als ihr herrlichſtes Ziel betrachtet. Er weiß, daß nur in idealen Momenten

des Erdenlebens
ſchweres Traumbild ſinkt,

daß nur in Augenblicken der Begeiſterung alle Beengung des Irdiſchen abgeworfen und die höchſte Freude des Geiſtes empfunden werden kann —

Und das Dort iſt niemals hier.

Es bleiben ungeſtillte Sehnſucht und unbefriedigtes Verlangen. Das Leben ausfüllen kann nur die Thätigkeit, „die nie

---

1) Aeſthet. Erziehung, Brief 24.
2) Ueber den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten.
3) Ueber das Erhabene.

ermattet". So wirft die religiöse Gesinnung ihre Vollendung in das Ideal des Jenseits, zu dessen Seligkeit sie sich nur in einzelnen Augenblicken aufschwingen kann, etwa wie Claudius die Seligen des Himmels erscheinen läßt:

Hier ist Alles heilig, Alles hehr,
Und die kleinen Erdenfreuden
Und die kleinen Erdenleiden
Kümmern uns nicht mehr.

Ganz entsprechend hat Schiller die reine Wonne idealer Erhebung gefeiert.

In den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.

„Einen Platz unter den ersten Dichtern aller Zeiten wird er behaupten, weil er in Tausenden gedrückter Seelen die Ahnung geweckt hat von einer reineren, über den Staub und die Arbeit des Alltagslebens hoch erhabenen Welt."

IV. Aesthetik.

Im Innersten ihres Herzens mögen wohl die Metaphysiker alle mit einigem Mitleiden auf den armen alten Kant herabsehen, der sich so mühsam mit seinen Begriffsbestimmungen abquälte, immer gegen den kühnen Flug der Spekulation zur Behutsamkeit mahnte und gar keine intellektuelle Anschauung hatte, gar keinen Begriff von der schöpferischen Macht des dialektischen Gesetzes, oder wie die Masken sonst heißen, unter denen sich die Willkür der Systeme als Nothwendigkeit verkleidet. Doch hat sich, so viel ich weiß, nur ein Metaphysiker, Solger, in dem Hochmuth seiner absoluten Konstruktionen zu der absurden Behauptung verstiegen, daß sich an Kant gar kein wirklicher Fortschritt in der philosophischen Wissenschaft vom Schönen knüpfe[1]). Nach ihm darf der Philosophie, wenn sie ihren wahren Standpunkt behaupten will, kein Gegenstand als gegeben, oder nicht weiter abzuleiten erscheinen[2]). Das ist freilich der radikale

[1]) Vorlesungen über Aesthetik S. 42.
[2]) Daselbst S. 38.

Gegensatz gegen eine exakte, von beobachteten Thatsachen ausgehende Methode. Dieser Solger fertigt denn auch Schiller in seiner Aesthetik ziemlich verächtlich auf einer Seite ab[1]). Im Uebrigen pflegt man darüber einig zu sein, daß Kant's Kritik der Urtheilskraft eine neue Epoche, wenn nicht den Anfang einer wirklichen Wissenschaft der Aesthetik bezeichnet. Während die früheren, populären Aesthetiker, sowohl die englischen wie die deutschen, einzelne Andeutungen, Aufklärungen und Anregungen gaben, wähvend vor allen zwei Männer, Winckelmann durch seine geschichtlichen Untersuchungen über die Kunst des Alterthums, Lessing durch seine glänzende, überall von dem Mittelpunkt der Dinge ausgehende und auf die Hauptsachen gerichtete Kritik, für die Feststellung der Grenzen in Kunst und Wissenschaft, für die Berichtigung der Anschauungen und die Beseitigung falscher Theorien sehr Großes leisteten, traf erst Kant das eigentliche Centrum der ästhetischen Wissenschaft, indem er den Begriff des Schönen feststellte, auf den nach Schiller's Bemerkung jede Untersuchung zurückführt, von dem kein Theil der Aesthetik zu trennen ist[2]).

In der Zerlegung der Gemüthskräfte, welche nicht weiter zurückgeführt oder abgeleitet werden können, aber nothwendig anzunehmen sind, um die Thatsachen des menschlichen Bewußtseins begreiflich erscheinen zu lassen, fand Kant neben dem Erkenntnißvermögen und dem Begehrungsvermögen, oder dem Denken und Wollen, das Gefühl für Lust und Unlust. Dieses Gefühl — nicht zu verwechseln mit der Empfindung, unter welcher Kant die Vorstellung der äußeren Dinge durch die Sinne, die zur Erkenntniß derselben nöthige Rezeptivität versteht[3]) — ist etwas blos Subjektives, sagt nichts über die Beschaffenheit eines Objekts aus und kann nie zur Erkenntniß äußerer Objekte führen, daher auch nie aus Begriffen als nothwendig mit der Vorstellung eines Gegenstandes verbunden eingesehen, sondern nur durch die reflektirende Wahrnehmung als damit verknüpft erkannt werden, hat also keine objektive Nothwendigkeit. Das Gefühl der Lust oder das Wohlgefallen, welches durch das Angenehme, das Nützliche

1) Vorlesungen über Aesthetik S. 43.
2) Brief an Körner vom 25. Januar 1793.
3) Kritik der Urtheilskraft in der Einleitung VII. (S. XL) und §. 3.

oder das Gute erregt wird, setzt Neigungen, Interesse, Begriffe oder Zwecke voraus und fällt in die Sphäre des Begehrungsvermögens; rein ästhetisch ist es nur, wenn es interesselos ist. Objekt dieses interesselosen Wohlgefallens, wobei die Existenz des Gegenstandes völlig gleichgültig sein kann und keine Beziehung auf das Begehrungsvermögen hat, ist das Schöne [1]). Es giebt für das Schöne und folglich auch für die Kunst, deren Gegenstand das Schöne ist, kein objektives, wissenschaftlich zu beweisendes Prinzip, sondern nur eine Kritik und Analyse, welche die Bedingungen entdeckt, unter denen ein Gegenstand schön gefunden wird [2]). Die ästhetischen Urtheile sind synthetische, die über den Begriff und selbst die Anschauung des Gegenstandes hinausgehen und etwas, das nicht einmal Erkenntniß ist, nämlich das Gefühl der Lust oder Unlust, als Prädikat hinzufügen [3]). Wenn dessen ungeachtet das Urtheil über die Schönheit eines Gegenstandes nicht blos auf das unmittelbare Gefühl des eigenen Wohlgefallens bezogen, nicht blos dem eigenen Sinn unterworfen, vielmehr als ein allgemein gültiges, nothwendiges vorgestellt wird, der Art, daß demjenigen, der keinen Sinn für das Schöne hat, Mangel an Geschmack vorgeworfen wird, so beruht dies auf den gleichen subjektiven Bedingungen der menschlichen Natur, auf der Gleichartigkeit der Gemüthszustände, welche das ästhetische Urtheil bestimmen [4]). Das Urtheil über das Nützliche und Gute hängt von dem erkannten Begriff des Gegenstandes und von unseren Zwecken oder Interessen ab; denn Etwas wollen und an seinem Dasein Interesse haben, ist dasselbe. Das Angenehme beruht ganz auf der Empfindung [5]), und das Urtheil darüber ist nicht nur bei verschiedenen Menschen nach ihrer Natur und Bildung höchst verschieden, sondern wechselt auch in demselben Menschen nach den Umständen; was in dem *einen* Augenblick angenehm, kann den Sinnen in einem anderen durchaus zuwider sein. Aber wo das Urtheil weder durch Begriffe, noch durch Interessen oder Neigungen bestimmt wird, da setzen wir mit Recht eine subjektive

---

1) Kritik der Urtheilskraft §. 1, 2.
2) Daselbst §. 2, 44.
3) Daselbst §. 36.
4) Daselbst §. 6, 22, 38. Anmerkung zum §. 29.
5) Daselbst §. 3.

Allgemeinheit des Gefühls voraus; und wenn erfahrungsmäßig die Urtheile über das Schöne oft von einander abweichen, so wird angenommen, daß man sich nur im besonderen Falle nicht über die richtige Anwendung des Urtheilsvermögens einigen kann[1]). Die kontemplative, interesselose Lust im rein ästhetischen, durch keine fremdartige Empfindung gestörten Urtheil verbindet sich mit der bloßen Vorstellung ihrer Gegenstände, sieht von allem Materiellen derselben ab, gilt nur ihrer Form, ihrer Erscheinung, dem bloßen Schein[2]). Schön nennen wir daher, was in seiner Erscheinung — ohne Begriff und ohne Interesse — als Gegenstand eines allgemeinen, freien Wohlgefallens vorgestellt wird; und wenn wir untersuchen, unter welchen Umständen ein solches Wohlgefallen in unserem Bewußtsein entsteht, so ergiebt sich, daß es ein freies Spiel oder ein harmonisches Verhältniß der Vorstellungskräfte ist, nämlich der Einbildungskraft mit ihrer Verbindung mannigfaltiger Anschauungen und des Verstandes mit seiner Gesetzmäßigkeit, was dieses Gefühl hervorruft und mit der Vorstellung des Gegenstandes im Gemüth die subjektive Zweckmäßigkeit seiner Form für die Urtheilskraft empfinden macht[3]). Wirklich rein ästhetisch ist dieses Gefühl nur der sogenannten freien Schönheit gegenüber[4]), welche für sich besteht und gar keinen Begriff voraussetzt, wie eine Farbenzusammenstellung, eine Blume, musikalische Phantasien ohne Thema oder Text, die beweglichen Gestalten eines Bachs oder des Feuers, auch ferne Aussichten, wo der Reiz der Beobachtung darin besteht, daß sie das Spiel der Einbildungskraft unterhält, Phantasien weckt. Bei der anhängenden, bedingten Schönheit[5]), etwa eines Menschen oder eines Gebäudes, läßt sich das ästhetische Urtheil nicht von dem Begriff des Zweckes oder der Vollkommenheit trennen[6]). Wir dürfen uns darüber nicht täuschen: wenn das Gefallen nicht blos der Form der Erscheinung, sondern dem Inhalt gilt, wenn sich Reiz und Rührung oder Vorstellungen vom Guten

---

1) Kritik der Urtheilskraft §. 6.
2) Daselbst, in der Einleitung und §. 13, 14.
3) Daselbst §. 6 bis 12.
4) Pulchritudo vaga.
5) Pulchritudo adhaerens.
6) Kritik der Urtheilskraft §. 16, Anmerkung zum §. 22.

und Vollkommenen einmischen, so ist das Gefühl kein rein ästhetisches mehr [1]). Aber so soll es auch sein, und gerade durch diese Verbindungen erhält das Schöne erst seine hohe Bedeutung für das menschliche Leben. Erst dadurch erhebt sich das Schönheitsgefühl zum Uebersinnlichen und vereinigt gewissermaßen das natürliche und geistige Wesen des Menschen, die Begriffe des Denkens und die Zwecke des Wollens mit den Eindrücken der Sinne [2]). So wird das Schöne, in der Natur wie in der Kunst, zum Symbol des Sittlich-Guten, worauf schon viele Ausdrücke und Analogien der Sprache hinweisen. Indem sie die Schönheit der Form mit gedankenreicher Darstellung der Begriffe vereinigt, erweitert und stärkt die Kunst das Gemüth durch das Gefühl der freien Selbstthätigkeit, welches das Spiel der Einbildungskraft weckt, und durch die Gewöhnung, das Geistige im Sinnlichen zu erfassen [3]). Und das soll die Kunst, wenn sie auch keinem unmittelbaren Nutzen oder Bedürfniß dienen, im Gegensatz zum Handwerk ein freies Spiel bleiben soll. Nur in Verbindung mit dem Begriff und dem Zweck des gegenständlichen Inhalts wird endlich das Schöne des Ideals fähig, das heißt der Vorstellung eines einzelnen Wesens als der Idee adäquat [4]). Das Ideal, welches nicht durch Begriffe, sondern nur in einzelner Darstellung zur Anschauung gebracht werden kann, erfordert als nothwendige Bedingung Richtigkeit und Wahrheit in der Darstellung des Gegenstandes, außerdem aber den positiven Ausdruck einer sittlichen Idee und eine Form, welche das ästhetische Gefühl befriedigt [5]). Hierfür lassen sich nur einzelne Momente in Erinnerung bringen, jedoch keine zur künstlerischen Produktion hinreichende Regeln aufstellen. Die Kunst erfordert Einbildungskraft und Verstand, Geist und Geschmack. Das Genie, dessen wesentlichstes Element die Einbildungskraft und dessen eigentliche Sphäre die Kunst ist, giebt durch seine Natur der Kunst die Regel und macht das subjektive Richtmaaß

---

1) Kritik der Urtheilskraft §. 13.
2) Daselbst §. 52, 58, 59.
3) Daselbst §. 49, 53.
4) Daselbst §. 17.
5) Daselbst §. 17, 59.

seiner Naturgabe zum allgemein gültigen Prinzip [1]). Vorbilder können Anleitung geben; die beste Propädeutik der Kunst ist die Kultur der Gemüthskräfte durch Weckung der Theilnahme und des Mittheilungsvermögens, welche die menschliche Geselligkeit charakterisiren, und durch die Entwicklung sittlicher Ideen und moralischen Gefühls. Indem er damit die Sinnlichkeit in Uebereinstimmung bringt, nimmt der echte Schönheitssinn bestimmte, unabänderliche Formen an [2]). Hier erinnert Kant an das Alterthum, welches Freiheit mit gesetzlicher Nöthigung zu verbinden wußte und dadurch vorzügliche Muster der Kunst aufstellte, während spätere Zeitalter sich schwerer einen Begriff machen von der glücklichen Vereinigung des gesetzlichen Zwanges hoher Kultur mit der Kraft und Richtigkeit einer freien, ihren Werth fühlenden Natur.

Ebenso wie mit dem Schönen verhält es sich auch mit dem anderen Grundbegriff der Aesthetik, dem Erhabenen. Es beruht auf einem subjektiven Gefühl [3]). Shakespeare sagt: an sich ist nichts gut oder schlecht, unsere Gedanken machen es dazu. So ist das Schöne und Erhabene nicht in den Dingen der Natur, sondern lediglich in unseren Ideen zu suchen. Um erhaben zu sein, muß ein Gegenstand unserem ästhetischen Gefühl seiner Ausdehnung oder seiner Kraft nach als groß erscheinen, und zwar schlechthin, über alle Vergleichung groß, so daß neben ihm alles Andere klein oder nichtig ist. Das interesselose Wohlgefallen an der bloßen Größe beruht auf der Erweiterung der Einbildungskraft, welche sie aufzufassen strebt; aber das Erhabene erscheint als ein Unendliches, Uebersinnliches, zu dem die Einbildungskraft sich nicht erheben kann. Es findet keine erschöpfende Darstellung in sinnlicher Form. Während das Schöne in der Form der Gegenstände, also in der Begrenzung besteht, die ruhige Betrachtung voraussetzt und erhält, liegt das Erhabene in der Unbegrenztheit und bewegt das Gemüth zur Bewunderung. Das Gefühl des Erhabenen ist eine negative Lust, der Form nach zweckwidrig für die Urtheilskraft, unangemessen dem Dar-

---

1) Kritik der Urtheilskraft §. 46, 49, Anmerkung zum §. 57.
2) Daselbst §. 60.
3) Daselbst §. 23, 25, 26.

stellungsvermögen, gewaltthätig für die Phantasie, keine Förderung des Lebensgefühls durch Reizung der spielenden Einbildungskraft, sondern eine Rührung des Gemüths, deren Angenehmes darin besteht, daß auf die augenblickliche Hemmung der Lebenskräfte eine stärkere Ergießung derselben erfolgt[1]). Es steht in unmittelbarer Verbindung mit der Macht des Willens und bringt eine Gemüthsstimmung hervor, wie sie der Einfluß bestimmter moralischer Ideen auf das Gefühl bewirken würde. Gewaltige oder furchtbare Gegenstände der Natur erscheinen erhaben, während wir uns nach einem anderen, nicht sinnlichen Maaßstab ihnen überlegen fühlen, während ihre Kraft eine andere Macht in uns aufruft, das, worüber die Natur Gewalt hat, nicht zu achten, die Erhabenheit unserer Bestimmung gegen sie zu behaupten. Der Widerstand gegen das Interesse der Sinne erregt ein begeisterndes Wohlgefallen. Die Unbezwinglichkeit des Gemüths, ein Mensch, der sich nicht fürchtet und der Gefahr nicht weicht, ist auch dem Wilden ein Gegenstand der Bewunderung[2]). Das eigentlich Erhabene ist der Gegenstand des reinen intellektuellen Wohlgefallens, das moralische Gesetz und die moralische Kraft im Menschen, die sich ästhetisch kenntlich macht durch Aufopferung oder im Kampfe wider die Interessen der Sinnlichkeit, und mit kräftigem Affekt verbunden im Enthusiasmus, als schwungvoller Anspannung der Gemüthskräfte durch Ideen[3]).

Die Kritik der Urtheilskraft war nicht blos durch den Scharfsinn in der Zerlegung der Begriffe, sondern vorzüglich auch durch die Tiefe und den Reichthum ihres positiven Inhalts geeignet, nach allen Seiten hin Anregungen zu geben. Dieses Werk zog Schiller in die Philosophie und ward die Grundlage seiner ästhetischen Schriften. In Jena hörte man, wie er an Fischenich schreibt, „auf allen Straßen Form und Stoff erschallen", aber er drang tief genug ein in „Kant's Theorie, um nicht blos Nachbeter zu sein"[4]). Die Briefe, welche er in den Jahren 1792

---

1) Kritik der Urtheilskraft §. 27.
2) Daselbst §. 28.
3) Daselbst, Anmerkung zum §. 29.
4) Brief vom 11. Februar 1793.

und 1793 an Körner geschrieben, zeigen, wie ernst und wie andauernd er diese Studien betrieb, und es ward ihm „mit jedem Schritte heller“ [1]). Anfänglich hoffte er, wie schon bemerkt, einen objektiven, von der Erfahrung unabhängigen Begriff des Schönen zu entdecken, aber allmälig überzeugte er sich von der Unmöglichkeit und erfüllte sich vollständig mit den Kantischen Grundsätzen. Von ihnen aus untersuchte er alle Hauptpunkte der Aesthetik und baute diese Wissenschaft aus, indem er seine künstlerischen Erfahrungen, seine psychologischen und geschichtlichen Anschauungen zu Kant's Resultaten hinzubrachte, gleichsam die Lessing'sche und Aristotelische Methode damit vereinigend, wie er sich denn bei dem späteren Lesen der Poetik mit Aristoteles in einer unerwarteten Uebereinstimmung fand [2]).

Im Anschluß an seine Vorlesung über die Aesthetik der Tragödie schrieb Schiller zuerst die beiden Aufsätze über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen und über die tragische Kunst. In der Schrift über Anmuth und Würde stieg er dann zu den allgemeinsten Grundfragen der Aesthetik auf und ergänzte diese Untersuchungen in den zerstreuten Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände und in dem Aufsatz über das Erhabene, welcher später in die zwei Abhandlungen über das Pathetische und über das Erhabene umgearbeitet wurde. Ueberall wird in diesen Schriften, wie es später in den Briefen über die ästhetische Erziehung noch tiefer und fruchtbarer geschah, auf das Ganze und die Einheitlichkeit der menschlichen Natur hingewiesen, aus welcher das Gefühl für das Schöne hervorgeht, und welche durch die Ausbildung dieses Gefühls gefördert werden soll. Das Geistige im Menschen, das erkennende Denken und das sittliche Wollen, ist thätig, unterwirft sich die Dinge, formt sie nach seinen Begriffen oder Zwecken; das Sinnliche ist leidend, läßt die Dinge auf sich wirken, wird, empfindend oder begehrend, durch ihren Stoff bewegt. Das ästhetische Gefühl setzt die beiden Grundkräfte der menschlichen Natur, die formgebende Vernunft und die stoffempfangende Sinnlichkeit in harmonischen Einklang, verleiht dem Gemüth den bestimmungsfreien Zustand betrachtender

---

1) Brief an Körner vom 11. Januar 1793.

2) Brief an Goethe vom 5. Mai 1797, an Körner vom 3. Juni 1797.

Ruhe. Das Schöne muß immer den Sinnen vorgehalten werden, aber es gefällt nicht durch materielle Empfindung, sondern nur durch die Form seiner Erscheinung; es wird von der Empfänglichkeit der Sinne aufgenommen und erregt zugleich das thätige Spiel der Einbildungskraft. Indem das Schöne angeschaut wird, ist es zugleich unser Zustand und unsere That. Die Vernunft zieht nicht blos ihre Ideen aus der Erscheinung, sondern legt sie auch hinein. Der Mensch, welcher der Hauptgegenstand und das Ideal des Schönen ist, soll Selbsturheber seiner Zustände sein. Schon in seiner Erscheinung sollen sich Vernunft und Sinnlichkeit befreunden. Zwar die Schönheit des Baues, welche das ästhetische Urtheil von der technischen Vollkommenheit isolirt, kann er sich nicht geben; sie ist gleich dem Genie Naturgabe, nicht Verdienst. Aber wie das Genie nicht rohe Natur bleiben darf, sondern sich bilden muß, so kann und soll die natürliche Schönheit zur geistigen verklärt, und wo sie in der sinnlichen Gestalt nicht vorhanden ist, wenigstens dem Ausdruck und den Bewegungen verliehen werden. Dadurch wird die natürliche Bildung eine sprechende, in der sich das geistige Leben offenbart, und diese durch das Subjekt selbst hervorgebrachte Schönheit theilt sich sogar den ruhenden Formen mit. Das geschieht durch Anmuth und durch Würde. Anmuth ist, wie sie bereits Lessing im Laokoon definirt, Schönheit der Bewegung. Sie kann blos natürlich sein, wie sie sich in der Anmuth der Kinder zeigt, und muß immer natürlich scheinen, eine durch den Geist gebildete, schöne Natur werden, sonst wird sie zur Ziererei. In der Anmuth stimmen Geistiges und Sinnliches zusammen; der Geist offenbart sich zwanglos, natürlich, und die Natur erscheint geistig befreit. Die Anmuth gehört mehr dem rein Schönen an, die Würde mehr dem Erhabenen. Sie drückt die Herrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit aus, zeigt die geistig beherrschte Natur. In der Erscheinung wird bald die eine, bald die andere vorwalten, wie in dem Kunstwerk das beruhigende oder das anregende Element der Schönheit, die Form oder der Inhalt überwiegt, aber sie schließen sich nicht aus, weder in derselben Person, noch in demselben Zustand der Person. Anmuth und Würde vereinigt, unterstützt durch Kraft und Schönheit des Baues, geben die vollendete Menschheit, gerechtfertigt in der Geisterwelt und

freigesprochen in der Erscheinung. So war das Ideal der olympischen Götter. Die Anmuth erweckt Liebe, welche sich zu ihrem Gegenstande neigt, die Würde gebietet Achtung, die sich vor ihrem Gegenstande beugt. Das Schöne beschäftigt den Verstand, das Erhabene die sittliche Gesinnung neben der Einbildungskraft. Die Freude am Erhabenen quillt aus der moralischen Natur, deren Stärke durch den Angriff auf die Sinnlichkeit aufgeregt wird, durch das Gewaltige, welches unsere Fassungskraft übersteigt oder unsere Lebenskraft bedroht. Die höchste Würde der sittlichen Macht bewährt sich im Kampfe gegen die Naturgewalten der Neigungen oder der Leiden. In solchen Konflikten geht die schöne Seele in die erhabene über. Wenn der Schwache dem Schmerz zum Raube wird, empfindet der Weise oder der Held bei dem eigenen höchsten Unglück nur Rührung wie ein mitleidender Zuschauer. Aber auch nur in ernstem Konflikt darf das Erhabene sich geltend machen; wo sie nicht am Platze ist, wird die Würde zur lächerlichen Gravität. Die klassische Tragödie der Franzosen erstickte die menschliche Natur in frostig deklamatorischer Decenz, ihre Helden vergessen in

des falschen Anstands prunkender Geberde

niemals ihren Rang, gleich den Königen der alten Bilderbücher, die sich mit der Krone zu Bette legen. Die Griechen ließen die menschliche Natur in voller Wahrheit leiden; die Helden empfinden wie andere Menschen, aber sie ertragen das Leiden bei allem Gefühl für dasselbe und geben das Leben hin, wenn Pflichten der Ehre oder der Menschlichkeit es fordern. Für den Verstand, der die Dinge erkennen, für den Willen, der auf sie wirken soll, giebt es weder Schönes, noch Erhabenes. Beides ist nur für die ästhetische Betrachtung. An diese muß sich daher die Kunst wenden; sie soll weder das moralische, noch das physische Interesse in Anspruch nehmen, vielmehr dem Gemüth die volle Freiheit geben, in der es nicht mehr das Dasein des Guten und Schönen, sondern nur noch verlangt, daß das Daseiende gut und schön sei. Ihr Wesen ist die Form, die Nachahmung des Scheins. Ihre erste Bedingung ist die Wahrheit, nicht die historische Wahrheit, daß Etwas geschehen ist, sondern die poetische, welcher Aristoteles deshalb die tiefere Wahrheit vor der Geschichte zuschreibt, weil ihr Geschehen nach der inneren Möglichkeit und

Nothwendigkeit der Sache erfolgen konnte und mußte. Auch die äſthetiſche und moraliſche Schätzung iſt verſchieden, die äſthetiſche gilt ſelbſt bei der Tugend nur der Kraft. Das Ziel der Kunſt iſt, zu ergötzen. Sie kann und ſoll kein beſonderes Geſchäft, kein Detail beſorgen, nicht rathen und arbeiten. Sie wirkt auf das Ganze der menſchlichen Natur, auf die Totalität des Charakters, kann ihn mit Stärke ausrüſten und dadurch zu Thaten aufrufen, zum Heldenthum erziehen; auf einzelne Handlungen, auf Moralität und Nationalgefühl, ſo eng die Künſte des Erhabenen damit zuſammenhängen, kann ſie nur mittelbar einwirken.

Am eingehendſten und beredteſten behandelt Schiller das Erhabene, als den charakteriſtiſchen Gegenſtand der tragiſchen Kunſt, auf die er als Dichter und als Aeſthetiker den höchſten Werth legte, in der er ſeine produktive Kraft am meiſten fühlte, in welcher er fand, daß die Nachtheile, welche moderne Philoſophie und Kultur durch Einſchränkung der Phantaſie im Vergleich mit den Griechen der Dichtkunſt zufügen, ſich am beſten kompenſiren, weil ſie mehr als die anderen Gattungen der Kunſt auf dem Sittlichen ruht. In ſeinen Schriften, in ſeinen Briefen und in den Bemerkungen, welche er gemeinſchaftlich mit Goethe über Epos und Drama ausarbeitete [1]), ſind eine Menge der tiefſten und ſcharfſinnigſten Bemerkungen über das Weſen und den Organismus der Tragödie enthalten. Er definirt ſie, ähnlich der Ariſtoteliſchen Beſtimmung, die er wahrſcheinlich ſchon aus zweiter Hand kannte, als die dichteriſche Nachahmung einer vollſtändigen Handlung, oder einer Reihe zuſammenhängender Begebenheiten, welche Menſchen im Zuſtande des Leidens zeigt, um den Affekt des Mitleidens oder eine erhabene Rührung zu erregen. Sie bringt das furchtbar herrliche Schauſpiel der ſchaffenden und zerſtörenden Naturmächte, wie es ſich namentlich in der Geſchichte zeigt, in unmittelbar lebendiger Gegenwart und Verſinnlichung vor die Augen und verleiht durch das Gefühl des Erhabenen, welches über allen Einfluß der Natur und der Sinnlichkeit erhebt, indem der Geiſt erſcheint als nur nach ſeinen eigenen Geſetzen handelnd, dem Charakter die Rüſtigkeit, welche

[1]) In der erſten Ausgabe ihres Briefwechſels Bd. 3. S. 374 ff.

er durch den ununterbrochenen Genuß der reinen Schönheit einbüßen könnte. Der Grundbegriff des Tragischen ist ihm die kämpfende sittliche Macht — Seneca's vir fortis cum mala fortuna compositus[1]). Die Helden ringen mit der Nothwendigkeit in und außer ihnen, mit der eigenen Leidenschaft und mit dem äußeren Geschick, mit kollidirenden Pflichten und Prinzipien; aus ihrer Natur und aus der ihrer Umgebungen müssen sich unvermeidlich ihre Thaten und deren Folgen ergeben.

Goethe sagt: „im Trauerspiel soll das Schicksal, oder welches einerlei ist, die entschiedene Natur des Menschen, die ihn blind da oder dorthin führt, walten und herrschen", und in ähnlicher Bedeutung: „der Handelnde ist immer gewissenlos, es hat Niemand Gewissen als der Betrachtende". Hegel erklärt es für die Ehre großer Charaktere schuldig zu sein, denn sie handeln aus ihrem Charakter, aus ihrem Pathos. Schiller nimmt ganz dasselbe an. Vischer wirft ihm in seiner Aesthetik[2]) vor, daß er den Helden schuldlos wolle und damit dem Tragischen allen Geist und alle universelle Bedeutung nehme. Aber in der Stelle, welche Vischer hierfür anführt[3]), spricht Schiller ausdrücklich von unverzeihlicher Verschuldung, von kindischem Leichtsinn und Wahnwitz, die ebenso wie bloße Bosheit Anderer durch den Unwillen darüber dem Mitleiden entgegenwirken, keineswegs von der Schuld, die in der Tiefe des Charakters begründet ist. Die hieraus fließende Nothwendigkeit des Handelns hebt er wiederholt hervor. Wenn Vischer feststellt, daß im Tragischen das Einseitige am Guten zu Grunde gehe — was Hegel die Dialektik der sittlichen Idee nennt — erkennt er auch selbst an[4]), daß in Schiller's Klage über den Untergang des Schönen das Schöne seine Umgebung überrage und dadurch unter den Standpunkt des Erhabenen falle, worin doch schon liegt, daß Mächte, in Berechtigung und Verschuldung ähnlich, einander gegenüber stehen.

Wilhelm von Humboldt, der selbst in seiner Schrift über Goethe's Hermann und Dorothea scharfsinnige Anwendungen und

---

1) Der Edle mit dem Unglück verbunden.
2) Bd. I. S. 288.
3) Ueber die tragische Kunst.
4) Aesthetik Bd. I. S. 301.

Ausführungen dieser Grundsätze gemacht hat, urtheilt [1]), daß Schiller's Arbeiten über den Begriff der Schönheit, über das Aesthetische im Schaffen und Handeln, sowie über die Grundlagen der Kunst alles Wesentliche in einer Weise enthalten, wie es zuvor niemals so rein, so vollständig und lichtvoll abgehandelt worden, daß es auch nie möglich sein werde, darüber hinauszugehen, und daß sich jede Frage auf diesem Gebiete nach den von ihm aufgestellten Prinzipien werde beantworten lassen. Gervinus tritt diesem Urtheil vollständig bei [2]). Und wenn wir die beiden hervorragendsten, nach Schiller geschriebenen, ästhetischen Werke, die Hegel's und Vischer's, betrachten, so werden wir dort in den Grundbestimmungen überall die Sätze Kant's und Schiller's wieder erkennen. Ich spreche hier selbstverständlich nicht von der systematischen Bearbeitung, von dem positiven Inhalt, von dem reichen kritischen und historischen Material, welches namentlich das große Werk Vischer's auszeichnet, sondern nur von den Begriffsentwicklungen. Vischer rügt es, daß Kant und Schiller im Schönen und Erhabenen nur die subjektiven Vorgänge untersuchen, nicht zu objektiven Bestimmungen kommen, daß sie wohl die Vereinigung von Begriff und Erscheinung, von Form und Inhalt, von Geist und Natur im Schönen, und deren Widersprüche im Erhabenen als Thatsachen aussprechen, sie aber nicht begründen und erklären. Allein wenn er dann das Schöne als die Idee in der Form begrenzter Erscheinung, oder als ein sinnlich Einzelnes, welches als ein reiner Ausdruck der Idee erscheint, und das Erhabene als die Form des Schönen definirt, in welcher das ideelle Moment in negativem Verhältniß zum sinnlichen steht, oder als den Widerstreit im Schönen, daß die Idee über das Bild hinausgreift [3]), so kann ich darin nur eine Uebersetzung der thatsächlich festgestellten Bedingungen in metaphysische Formeln erkennen. In den Wissenschaften des Geistes, in Aesthetik, Moral und Politik behaupten solche Formeln noch ihre Anziehungskraft. Im letzten Grunde läuft der Unterschied der positiv untersuchenden und der metaphysisch konstruirenden

---

1) In der Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller S. 26.
2) Neuere Geschichte der Literatur Th. 2. S. 405 ff.
3) Aesthetik Bd. I. S. 53, 218.

Methode immer darauf hinaus: Kant erklärt die Idee als einen Begriff, den wir uns von einer nicht in der Erfahrung zu erreichenden Vollkommenheit machen[1]); Hegel und Vischer[2]) behandeln die Idee, „die sich im endlosen Progreß der Bewegung verwirklicht", als ob sie außer dem denkenden Geiste des Menschen ein selbstständiges Dasein hätte, personifiziren sie wie ein eigenes Wesen, realistisch im Sinne der Scholastik. Schiller wußte sehr wohl, daß der Mensch eine Idee für das Höchste im Leben, für das erachten kann, was seinem Leben erst Werth giebt, und wofür er bereit ist das Leben selbst hinzugeben; aber er nahm an, daß die Ideen nur in unseren Gedanken sind, und daß es ein Bild ist, keine Erklärung, wenn wir sagen, die Idee thue etwas. Will man das Materialismus nennen? wohl, aber welcher Idealist war idealer?

Nachdem Schiller über die Grundbegriffe des Schönen und der Kunst zur Klarheit gekommen, suchte er ihrer Wirksamkeit die richtige Stellung im menschlichen Leben anzuweisen. Den Gedanken, daß der ästhetische Sinn einen mittleren Zustand, eine Harmonie zwischen Geist und Sinnlichkeit, zwischen Anstrengung und Erschöpfung begründe, daß die Kunst der Erziehung dienen, sittlichen und vaterländischen Geist wecken solle, hatte er schon 1784 in dem Vortrage über „die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" ausgesprochen. Hier war es indessen bei allgemeinen, rhetorisch gehaltenen Wendungen geblieben. In dem Don Carlos und den Briefen darüber zeigte er, wie er damals durch die Bühne zu wirken dachte, die ihm Inbegriff und Repräsentantin der Kunst war. Jetzt, nach seiner philosophischen Durchbildung faßte er diesen Gegenstand in seinem tiefsten Grunde, in dem innersten Zusammenhange der ganzen menschlichen Natur, und führte ihn in durchgreifender, erschöpfender Weise aus. Dies geschah vornehmlich in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, denen die beiden Abhandlungen über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten und über die nothwendigen Grenzen bei Gebrauch schöner Formen zur Ergänzung dienen, während sich einzelne, hierher gehörige Aus-

[1]) Anthropologie §. 33.
[2]) Vischer's Aesthetik Bd. I. S. 4, 7, 49, 55.

führungen in den übrigen äſthetiſchen Schriften zerſtreut finden. Die Hauptpunkte ſeiner Betrachtung ſind die nachſtehenden:

Die vollſtändige Anthropologie muß die geiſtigen und ſinnlichen Kräfte des Menſchen umfaſſen, die lebendige Empfindung neben der denkenden Vernunft. Im Einzelnen wie in dem Organismus der Geſellſchaft muß ſich die Einheit des Ganzen und der Theile, des Allgemeinen und des Individuellen offenbaren. Eine den Thatſachen entſprechende Erkenntniß fordert ebenſowohl Entgegenſetzung, als abſolute Einheit der Grundkräfte des Gemüths, die als nothwendige Bedingungen der menſchlichen Natur anzunehmen ſind, ohne daß ſich erklären läßt, wie der ſelbſtſtändige Geiſt durch die Empfindung bewegt wird, oder wie der Wille auf das Sinnliche wirkt. Aber während der Menſch in Wahrheit eine Vereinigung von Sinn und Geiſt, von Endlichem und Unendlichem iſt, wird in jedem gegebenen Zuſtande, in jeder Erſcheinung des Augenblicks das eine oder das andere Element überwiegen, Vernunft oder Empfindung, der geiſtige, bildende Formtrieb, oder der ſinnliche, empfangende Stofftrieb. Je einſeitiger und fragmentariſcher nothwendig bei der fortſchreitenden Kultur und der dadurch bedingten Zunahme der Arbeitstheilung die Kräfte des Einzelnen in Anſpruch genommen und ausgebildet werden, deſto dringender geboten iſt eine Wiederherſtellung der Harmonie, der Totalität der Kräfte, welche eine glückliche und befriedigende Bildung erfordert, aus der Iſolirung und dem Antagonismus einſeitiger Richtungen, in denen freilich die Welt allein den Weg zu höherer Kultur finden kann. Dieſe Wiederherſtellung bewirkt das äſthetiſche Gefühl. Dem forſchenden Denken, dem handelnden Willen iſt es mit ihren Aufgaben, der ſinnlichen Begierde mit ihren Eindrücken, jenen mit der Form, dieſer mit dem Stoff der Dinge harter Ernſt. In der Anſchauung des Schönen empfinden wir zwar, aber nur die Form; die Phantaſie ſpielt mit dem Schein der Dinge. Sie iſt zugleich ſinnlich empfangend und geiſtig bildend. Dieſer Trieb zur Beſchäftigung mit dem bloßen Schein, oder zum Spiel verbindet Form und Inhalt, wendet ſich gleichmäßig an die geſtaltende Geiſteskraft und an die empfängliche Sinnlichkeit. Der Ausdruck „Spiel" ſoll das Schöne nicht dem frivolen zugeſellen, ſondern nur die Freiheit von jeder zwingenden Beſtimmtheit, von jeder

nöthigenden Anſpannung der Kräfte bezeichnen. Ein ſolches Spiel war das ewig heitere Loos der griechiſchen Götter, ihr freies, erhabenes Daſein im Olymp, wo der materielle Zwang der Naturgeſetze ſich in einem höheren Begriff der Nothwendigkeit verlor, der beide Welten umfaßte und aus ihrer Einheit die wahre Freiheit hervorgehen ließ, in ſich ruhend und geſchloſſen, keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen konnte. Ihr Anſchauen wirkt zugleich Ruhe und Bewegung, eine wunderbare Rührung, für welche der Verſtand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat. Selbſt die Thiere erfreuen ſich, wenn kein Bedürfniß drängt, im Spiel ihrer Kräfte; das Kind ſpielt, ſobald nicht mehr der bloße Inſtinkt den Stoff der Dinge begehrt, ſondern die erwachende Phantaſie beginnt im Schein der Dinge zu leben; der roheſte Wilde erhebt ſich aus der blinden Naturgewalt durch die Freude am Schein, durch die Neigung zu Putz und Spiel. Der wahre Gegenſtand des Spieles aber iſt das Schöne, und das Schöne iſt ein mächtiges Mittel der Kultur. —

Bilder ſind die Bibel der Laien, ſagt der große Papſt und Kirchenvater, der erſte Gregor. Ihm war die Erkenntniß der göttlichen Dinge und deren höchſte Quelle, die heilige Schrift, der Inbegriff alles Wiſſens. Des Inhaltes der Wahrheit ſollen alle Menſchen theilhaftig werden. Aber die wiſſenſchaftliche Form und Begründung, die Theologie als Wiſſenſchaft, iſt nur den Gelehrten, den Klerikern, zugänglich, nicht der Maſſe der Menſchen, wie ſie durch die Arbeiten des materiellen Lebens in Anſpruch genommen wird. Ihr müſſen die Wahrheiten anſchaulich gemacht, die Begriffe verſinnlicht werden. Bilder ſind die Bibel der Laien. Dieſelbe Wahrheit hat Schiller in ſeinen Schriften ausgeführt und entwickelt, was die Schönheit und ihre Dienerin, die Kunſt, wirken ſollen, und wie ſie es wirken ſollen. —

Im phyſiſchen Zuſtande erleidet der Menſch nur die Macht der Natur; er entledigt ſich dieſer Macht im äſthetiſchen Zuſtande, und er beherrſcht ſie in dem moraliſchen, wenn gleich bei dem Einzelnen, wie bei der Gattung keiner dieſer Zuſtände jemals abſolut herrſcht. Die blos durch den Verſtand erweiterte Begierde bleibt am Phyſiſchen haften, ſtrebt in das Unbegränzte

und dient doch dem Endlichen, bis der Formtrieb über den Lebenstrieb herrschend wird, das Materielle überwindet, nicht mehr den sinnlichen Vortheil zum alleinigen Zweck macht. In der Schönheit besänftigt die ruhige Form das wilde Leben. Sie führt in die Welt der Ideen, ohne die sinnliche Welt zu verlassen. Ihre Vorstellung trennt sich nicht von der Beziehung auf das Empfindungsvermögen; im Wohlgefallen am Schönen sind Thätigkeit und Leiden im Gleichgewicht, die Reflexion verschmilzt mit dem Gefühl, so daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Reflexion ist freilich erst das eigentlich liberale Verhältniß zur Natur; die Erkenntniß der Wahrheit ist reine Selbstthätigkeit, sondert alles Materielle und Zufällige ab, befreit von aller Gewalt und Furcht des Stoffes. Wird es im Menschen licht und stille, so verschwinden ihm auch in der Welt Nacht und Sturm; daher uralte Sagen von dieser inneren Veränderung im Menschen wie von einer Revolution in der Außenwelt sprechen; auf die chaotische Welt der Titanen folgt das klare Reich des Zeus; die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebändigt. Aber der Uebergang von der vorherrschenden Sinnlichkeit zu den Ideen des Wahren und Guten ist schwer und bedarf einer Vermittlung. Diese führt die ästhetische Kultur herbei, indem sie schon das physische Leben der Form unterwirft, der freien Bestimmbarkeit Raum schafft und so den Schritt zur Wahrheit und zur Pflicht erleichtert. Und wie sie zuerst einen Uebergang von der Sinnlichkeit zur Geistigkeit eröffnet, so stellt sie in dem einseitig angespannten Menschen das Gleichgewicht der Kräfte wieder her. Jede reale Wirklichkeit giebt dem menschlichen Vermögen einen Inhalt, damit aber auch Bestimmung und Grenzen; die Anschauung der Form befreit von den Schranken. Die den Sinnen schmeichelnde Empfindung öffnet das Gemüth jedem Eindruck, schwächt aber die Fähigkeit zur Anstrengung; die Anspannung der Geisteskräfte stärkt zur Selbstthätigkeit, verhärtet aber das Gemüth und raubt die Empfänglichkeit. Beides führt zuletzt zur Erschöpfung, weil der bildsame Stoff und die bildende Kraft sich nicht lange entbehren können. Die Schönheit verleiht eine mittlere freie Stimmung, von der wir uns mit gleicher Leichtigkeit zu Ernst und Spiel, zu Ruhe und Bewegung, zum Denken und Anschauen wenden. Sie leitet den sinnlichen Menschen

zur Form und zum Denken, den geistigen zur Materie und zur Sinnlichkeit zurück. Sie macht zu keinem besonderen Werk geschickt, führt keinen einzelnen moralischen oder intellektuellen Zweck aus, aber sie heilt die einseitige Anspannung, giebt Freiheit und Harmonie wieder. In diese gleichmüthige Geistesfreiheit, mit Kraft und Rüstigkeit gepaart, soll ein ächtes Kunstwerk entlassen. Allerdings giebt es, je nachdem sie mehr spannt oder löst, eine energische und eine schmelzende Schönheit, und so wird auch jedes Kunstwerk eine besondere Stimmung oder Richtung anregen; und wie es weder eine Form ohne Inhalt, noch einen Inhalt ohne Form giebt, wie die Schönheit weder blos Leben, noch blos Gestalt sein kann, so wirkt auch kein Kunstwerk rein ästhetisch; aber je mehr die Form überwiegt, je vollendeter das Werk ist, desto mehr schwinden die Schranken der einzelnen Künste, desto mehr wird das Ganze der menschlichen Natur ergriffen. Wenn ein Werk nur durch seinen Inhalt Wirkung thut, wenn es eine besondere Tendenz verfolgt, kommt es nicht zum poetischen Spiel, zur ästhetischen Freiheit. Wir sollen die Kunst und ihre Schöpfungen achten, ohne nach weiteren Zwecken zu fragen. Nur wenn ihr die Freiheit gelassen wird, kann die Schönheit befreiend wirken. Die ästhetische Bildung macht das Schöne an sich zum Gegenstand des Strebens, nimmt die freie Lust in die Zahl der Bedürfnisse auf. Wahrheit muß das wirklich Schöne in sich enthalten, und mit der Sittlichkeit stimmt es überein, wenn es auch keine strenge Moralität hervorruft, indem es alles Harte, Gewaltsame, Stürmische verwirft, Sinn für Anstand, Ordnung und Harmonie erweckt. Das Schöne wirkt der Härte wie der Erschlaffung und Verkehrtheit entgegen. Werden Willkür, Frivolität und Rohheit aus den Vergnügungen der Menschen verbannt, so weichen sie unvermerkt auch aus den Handlungen und den Gesinnungen. Von edlen, großen, geistreichen Formen, von Symbolen des Vortrefflichen umgeben, überwindet endlich der Schein die Wirklichkeit, die Kunst die Natur. Die Schönheit soll jedoch keineswegs mit der vollendeten Erziehung überflüssig werden; wie sie dem Guten und Wahren den Weg bereitet, so soll sie ihm auch die Vollendung geben. Denn auch die Wissenschaft bedarf der Darstellung, die Sittlichkeit der Erscheinung in der Welt. Wir fordern mit Recht auch

von dem Verdienste Schein, auch von dem Gehalte Form; die siegende Wahrheit soll sich in die Schönheit kleiden. Je mehr Jemand seines Wissens Herr ist, desto mehr wird er es in eine schöne, anschauliche Gestalt bringen können, und von dem sittlichen Menschen erwarten wir auch ein gefälliges Betragen, ästhetische Sitten. Wissenschaftlich kann man nicht mehr als erkennen, moralisch nicht mehr thun als seine Pflicht, aber der ästhetische Sinn verlangt darüber hinaus den Schmuck des Schönen, des Edeln, des Harmonischen, wie er schon das Sinnliche zu adeln, zu reinigen und zu verklären strebt. Beides geht Hand in Hand. Die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und das kunstsinnigste Volk der Erde entwickelte auch die schönsten und freiesten Staatsformen. Bei den meisten Völkern ging eine Blüthe der Kunst der Entwicklung der Wissenschaft voraus und der bei weitem größere Theil der Menschen gelangt niemals über die Kultur der Empfindung hinaus. Auf dem praktischen Gebiete handeln die Meisten nicht nach Grundsätzen, sondern nach Gefühl und Neigung; auf dem theoretischen ist die ungeheuere Mehrzahl wohl den Resultaten der Wahrheit, aber nicht der Wahrheit selbst zugänglich, die nur in der wissenschaftlichen Form gefunden, bewiesen und wirklich erkannt werden kann. Dies gilt namentlich von den Frauen, die Alles vor den Richterstuhl der Empfindung ziehen. — Kant hatte das schon in der Schrift über das Schöne und Erhabene ausführlich und mit einem Anflug von Humor erörtert. — Die populäre Darstellung muß in Anschauungen und die Poesie in Bildern überliefern, was die Wissenschaft in Begriffen entwickelt; die Materie muß dieselbe sein, nur die Form verschieden. Denn so wesentlich die ästhetische Kultur ist, so nothwendig ist es, daß sie ihre Schranken einhalte. Die Kunst, deren Gesetz es ist, der Phantasie gefällig zu sein und in der Betrachtung zu vergnügen, soll nur das Gemüth in eine der Erkenntniß günstige Stimmung versetzen, sich aber keine Autorität über die Sache selbst anmaßen. Wird nicht nur die Behandlung, sondern die Sache dem Schönheitsgefühl anvertraut, so wird die Wahrheit verfälscht, das innere Wesen dem äußeren Eindruck geopfert. Wenn der Inhalt sich nach der Form richten soll, wird die Darstellung leer; man wird gleichgültig gegen die Realität und setzt endlich allen Werth in die

Form und in die Erscheinung. Das führt zur Oberflächlichkeit und Frivolität, und darum ist es gefährlich, das ästhetische Gefühl zu früh und zu stark im Verhältniß zum Verstande und zu ernstem Studium zu entwickeln. Belletristische Willkür im Denken verfinstert die Erkenntniß der Wahrheit, auf die Grundsätze des Handelns angewendet wird sie zum Bösen und verdirbt den Charakter. Auch der verfeinerte und vergeistigte Trieb darf sich nicht mit dem Gesetze der Sittlichkeit messen. Die Harmonie der Kräfte ist nur da zulässig, wo ihr Bund ein rechtmäßiger ist, und darf sich niemals gegen die Wahrheit der Wissenschaft oder gegen die Pflichten der Sittlichkeit auflehnen. —

Aus der erhabenen Aufgabe der Kunst folgen die hohen Ansprüche Schiller's an den Dichter, der das Ideal über aller Zeit und für alle Zeit aufstellen, der Menschheit ihren vollständigsten Ausdruck geben soll. Wenn die Kunst nicht müssigem Genusse dienen, sondern reinigen und erheben soll, muß der Dichter, der immer nur seine Individualität geben kann, zuerst und vor allen Dingen diese veredeln, sich mit dem reichsten Inhalte erfüllen, seine Persönlichkeit zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufläutern. Durch die Anwendung dieses Maßstabes in seiner bekannten Rezension hat er den armen Bürger bitter gekränkt, den Mann, von dem man nicht mit Unrecht gesagt hat.

Seiner Palme Keime starben,
Eines beff'ren Lenzes werth.

Indessen wenn irgend Jemand berechtigt ist solche Forderungen zu stellen, so war es gewiß Schiller; denn wohl nie hat ein Dichter ernster an sich gearbeitet, mehr in die Tiefe zu dringen und aus der Tiefe zu schöpfen gesucht wie er, gründlicher nach Klarheit über die letzten Fragen der Kunst und des Lebens gestrebt, ehe er der Neigung seiner Natur zum künstlerischen Schaffen folgte.

Kuno Fischer ist der Meinung, Schiller habe den ästhetischen Gesichtspunkt zuerst unter, dann neben, zuletzt über den moralischen gestellt, und namentlich in den Briefen über die ästhetische Erziehung habe sich ihm der Standpunkt unter den Händen verrückt[1]).

1) Schiller als Philosoph, Abschnitt V. bis VII.

Ich finde für dieſe Anſicht in den Schriften Schiller's durchaus keinen Anhalt. Neben den moraliſchen Menſchen hat er den äſthetiſchen von Anfang an geſtellt, über denſelben nie. Er hebt bald die eine, bald die andere Seite ſchärfer hervor, aber ſeine Theorie über die Aufgabe und Stellung der Kunſt iſt am Ende ſeiner philoſophiſchen Epoche ganz dieſelbe, wie er ſie im Beginne dieſer Periode in dem Gedichte „die Künſtler" ausſprach; auf der einen Seite ſoll die Kunſt die letzte Weihe ertheilen, die Wiſſenſchaft der Schönheit zureifen; mit ihr

ſchließt die vollendete Natur;

auf der anderen ſoll ſie Stufe und Vorbereitung zum Höheren ſein:

Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegen gehn.

Und gerade in einer ſeiner letzten theoretiſchen Schriften, über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch ſchöner Formen, hat er am entſchiedenſten und eindringlichſten die Unterordnung der Kunſt unter das Wahre und Sittliche gelehrt, die Gefahren einer einſeitig äſthetiſchen Bildung geſchildert. Die Kunſt ergreift das innerſte Weſen des Menſchen, ſoll die ganze menſchliche Natur umfaſſen, aber das ſollen Moral und Wiſſenſchaft in ihrer Weiſe auch. Nur gemeinſchaftlich vollenden ſie den Menſchen. Intellektuelle, moraliſche und äſthetiſche Kultur müſſen zuſammentreffen, Geiſt, Charakter und Empfindung mit einander entwickelt werden. Daß Schiller das gewollt, kann nicht zweifelhaft ſein.

Erſt Schelling und die Romantiker ſetzten die Kunſt über die Wiſſenſchaft, die Schönheit über die Wahrheit, das äſthetiſche Schema an die Stelle des moraliſchen, und gingen dann weiter in der Abſtraktion, die abſolute Form in der Kunſt gegen jeden Inhalt geltend zu machen. Ihre Theorien ſind von Beſtimmungen Kant's und Schiller's ausgegangen, aber ſie haben ſich einſeitig an einzelne Aeußerungen und abſtrakte Unterſcheidungen gehalten, denen andere Sätze und der Sinn des Ganzen ſo entſchieden gegenüberſtehen, daß Jenen der Mißbrauch, der mit Kunſt und Form getrieben worden, in der That nicht zur Laſt gelegt werden kann. Auch Schiller hat nicht ſelten den Fehler begangen, den er an den Philoſophen rügt, nämlich die Gegen-

ſätze ſo ſchroff zu formuliren, als ob ſie nicht der Betrachtung, ſondern den Dingen ſelbſt angehörten; auch er hat die Kunſt zu ſehr vom Leben getrennt und die grundſätzliche Ausſchließlichkeit in dem geringen Erfolge gebüßt, den ſeine Zeitſchrift, die Horen, äußerlich hatten, obwohl ſie unter glänzenden Auſpizien ihre Laufbahn eröffneten, und obwohl vielleicht nie eine Zeitſchrift eine Reihenfolge von Abhandlungen, ſo ſchön in der Form und ſo reich im Inhalt, wie die Schiller'ſchen enthalten hat. Aber ſeine ausgeführte Theorie läßt kaum ein Mißverſtändniß zu. Kant und Schiller waren vollſtändig darin einig: ſo wenig der Menſch ausſchließlich nach dem formalen Moralgeſetz des reinen Geiſtes handeln kann, ſo wenig kann er dauernd und tief durch die bloße Form befriedigt werden, und wenn er es könnte, ſo ſoll er es nicht; die Kunſt ſoll nicht rein äſthetiſch wirken, es giebt keine Form ohne Inhalt. Der romantiſchen Schule dagegen war die Kunſtform das erſte, in welches Gedanken und Charaktere, willkürliche und unſtetige Ideale nach Belieben hineingeworfen wurden. Sie hat das Wort Schiller's, daß die inhaltloſe Form in das Leere hinabſinkt, thatſächlich beſtätigt. Die Scheu vor jedem beſtimmten Inhalt, der bloße Kultus der Empfindung führte einzelne tiefere Seelen, wie Novalis, zur Flucht aus der bewegten Welt, zur leeren Sehnſucht des Gemüths, die Meiſten zur Frivolität und Zerfahrenheit. Von den feingebildeten Mitgliedern der äſthetiſch konverſirenden Geſellſchaft im Phantaſus können wir daſſelbe ſagen, was Herodot von den rohen Maſſageten: ein Ziel des Lebens haben ſie nicht. Schiller's Ausruf, daß der Dichter der wahre Menſch ſei, traveſtirten ſie dahin, daß jeder wahre Menſch dichten müſſe, und zum Dichter ſollte endlich gar die Abſicht, das bloße Gefühl hinreichen. Ohne Zweifel iſt dieſe Verirrung großentheils aus dem Gefühl des Mangels an produktiver Kraft zu erklären, für den man eine theoretiſche Rechtfertigung bedurfte, um daneben die Anſprüche auf künſtleriſches Genie behaupten zu können. Die ganze Schule hat kein größeres Kunſtwerk von wirklicher Bedeutung hervorgebracht. Schiller erinnert[1]), daß bei den Griechen, den Römern und den neueren Italienern eine hohe Blüthe der Kunſt Tugend, Freiheit und

[1]) Im 10ten Briefe über die äſthetiſche Erziehung.

Energie des Charakters überlebt habe; er verweist dagegen von der Erfahrung auf den Vernunftbegriff der Schönheit. Ein geschichtliches Eingehen auf diese Erscheinung hätte ihm seine Theorie rechtfertigen können, wie sie die der Romantiker verdammt. Die Kunst darf das Leben nur verschönen, nicht leiten. Wird die ästhetische Bildung einseitig kultivirt, die Kunst das einzige ideale Interesse eines Volks, so wird sie Geist und Charakter nicht aufrecht halten, wissenschaftliches Zurückgehen und moralische Depravation nicht hemmen, und endlich wird ihr eigener Verfall dem der Wahrheit und Sittlichkeit folgen. Hegel, der in vielen Punkten die Umkehr von Schelling'scher Willkür und romantischer Phantasterei zu ernster Wahrheitsliebe und nüchterner Wissenschaftlichkeit bezeichnet, schließt sich in den Hauptsachen Schiller's Anschauungen von der Kunst als Vermittlerin zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, als Führerin zur Wahrheit an, die zur Form die sinnliche bildliche Gestaltung, zum Inhalt die Idee hat, die anscheinende Willkür der Einbildungskraft mit der Nothwendigkeit des Naturgesetzes vereinigt. Manche Völker haben in Kunstwerken ihre reichsten Vorstellungen, ihre Weisheit und Religion hinterlassen, aber die höchste Form des Geistes bleibt dem Philosophen die wissenschaftliche Erkenntniß. Es mag erwähnt werden, daß auch ein Mann, der sich in seiner Jugend zu den Romantikern hielt, Oehlenschläger, als Lehrer der Aesthetik vollständig zu Schiller's Grundsätzen von der Einheit des Ethischen und Aesthetischen zurückkehrte, von der Poesie die Vertretung geistiger Ordnung, Tugend und Sitte, nicht ein Spiel inhaltloser Ironie wollte.

Gervinus sagt von den ästhetischen Schriften Schiller's: „wie die Goethe'sche Lebensphilosophie, so sind die Ideen jener Aufsätze in die zartesten Gefäße des nationalen Bildungsorganismus eingeströmt; wir tragen sie in der Seele und wissen nicht woher". Wenn das in Wahrheit von einem großen Theile seiner Anschauungen gilt, wenn sie allmälig und unmerklich ein Bestandtheil der allgemeinen Bildung geworden sind, so hat dagegen eine seiner letzten theoretischen Schriften, die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, eine sehr unmittelbare und augenfällige Wirkung gehabt. Goethe hat mit Recht gesagt, die Unterscheidung des Klassischen und Romantischen rühre von

ihm und Schiller her. In dieſer Schrift iſt zum erſten Mal der Gegenſatz der beiden Prinzipien, der realen und ideellen Elemente, welche ſich in jeder Kunſt finden und deren Verhältniß für ihren Charakter ein entſcheidendes Moment bildet, zum klaren Bewußtſein gebracht. Schiller hat den Unterſchied, welcher für die Einſicht in die Geſchichte und Geſetze der Kunſt und Literatur von der durchgreifendſten Bedeutung geworden iſt und eine ganz neue Klaſſifizirung begründet hat, zuerſt ausführlich entwickelt, auf die Grundlage der menſchlichen Natur und ihrer Hauptrichtungen, der ſubjektiven und objektiven, zurückgeführt, das Prinzip hiſtoriſch und pſychologiſch zur Erkenntniß gebracht und das allgemeine Intereſſe dafür erregt, welches erſt eine Wiſſenſchaft der Literaturgeſchichte hervorgerufen hat.

Selbſtverſtändlich hat man ſpäter die verſchiedenen Momente, welche in den Gegenſätzen des Klaſſiſchen und Romantiſchen, des Antiken und Modernen enthalten ſind, vollſtändiger erkannt und präziſer gefaßt. Eine deutſche Literaturgeſchichte gab es, als Schiller ſchrieb, noch gar nicht, und erſt das geſchichtliche Studium konnte dem geſchichtlichen Entwickelungsgange völlig gerecht werden. Schiller knüpfte die Unterſcheidung und deren Bezeichnung zunächſt an das Verhältniß zur Natur. Man kann zugeben, daß der Ausdruck „ſentimentaliſch“ nicht glücklich gewählt iſt, einmal weil das Sentimentale eine andere Bedeutung hat, einen krankhaften, überſpannten Zuſtand und eine Epoche, in welcher dieſer Zuſtand vorwaltete, bezeichnet, ſo viel wie Empfindelei, womit Schiller das Sentimentaliſche nicht verwechſelt haben will, während doch der Sprachgebrauch den von ihm gemachten Unterſchied nicht rechtfertigt, und andererſeits weil der Punkt, den Schiller zum Ausgang ſeiner Betrachtung und als den vorzugsweiſe charakteriſtiſchen nimmt, nämlich die Stellung der Kunſt zur Natur, doch nur ein Moment des Unterſchiedes iſt, den er ſelbſt weit umfaſſender verfolgt. Der tiefſte Grund des Gegenſatzes liegt in dem Verhältniß, in welchem Idee und Bild, Gedanke und Erſcheinung in einem Kunſtwerk zu einander ſtehen. Das Naive iſt, wie Schiller ſagt, abſolute Darſtellung einer endlichen Größe, das Sentimentaliſche eine Darſtellung des Abſoluten, Unendlichen. Statt ſentimentaliſch können wir beſſer und verſtändlicher ſagen reflektirt, welchen Ausdruck Schiller

ebenfalls gebraucht. Insofern das Sentimentalische durch das Reflektirte nicht ganz gedeckt wird, geht es in das pathologisch Sentimentale über. Man hat wohl das Naive und Sentimentalische ohne weiteres dem Klassischen und Romantischen, oder Antiken und Modernen gleich gesetzt; zweimal identifizirt auch Schiller diese Ausdrücke mit dem Antiken und Modernen. Das ist nach seiner eigenen Ausführung nicht ganz richtig, da der Unterschied nicht blos ein geschichtlicher ist. Er betrachtet Shakespeare und Goethe so gut wie die Alten als naive Dichter, und stellt das Naive mit dem Realistischen, das Sentimentalische mit dem Idealistischen zusammen. Indessen überwiegt ohne Zweifel im Alterthum das naive, in der neueren Zeit das reflektirte Element, und mehr will Schiller auch nicht sagen, wie er das stark hervorhebt.

Jedes wahre Genie muß naiv sein, der Staatsmann und Feldherr wie der Künstler, und diese Naivität spricht sich, wie Schiller sehr schön bemerkt und mit geschichtlichen Beispielen belegt, in der Einfalt und Einfachheit des Lebens und der Erscheinung aus. Man hat hier eine wesentliche Verschiedenheit, oder gar einen Gegensatz zwischen Schiller und Kant finden wollen, den ich nicht anerkennen kann; es wird nämlich behauptet, Kant schränke den Begriff des Genies auf die Kunst ein, während Schiller es ebenso auf dem wissenschaftlichen und moralischen Gebiete annehme. Kant legt aber kein Gewicht auf das Wort, sondern wendet es ausdrücklich nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch an [1]), und wenn er das Genie der Kunst vindizirt, so ist zu beachten, daß er unter der Kunst nicht blos die Künste im Gegensatz zum Handwerk, sondern auch das Können oder die praktische Ausübung im Gegensatz zum Wissen oder zur Theorie versteht [2]). Nur die eigentlichste Sphäre des Genies, wie der Einbildungskraft, ist die Kunst im Sinne der Aesthetik. Anderswo bestimmt er das Genie als Talent zum Erfinden [3]); der unterscheidende Grundzug ist ihm die Originalität im Gegensatze des Nachgeahmten oder Erlernten [4]). Der naive Charakter oder das

1) Kritik der Urtheilskraft §. 46.
2) Daselbst §. 43.
3) Anthropologie §. 47.
4) Kritik der Urtheilskraft §. 47.

Genie wirkt nach Schiller's Ausführung mit der Kraft der Natur aus ſeiner Natur heraus, erſchaut, als ob es im Mittelpunkte der Dinge ſtände, mit inſtinktivem Blick das Richtige und Weſentliche, löſt mit anſpruchloſer, natürlicher Leichtigkeit ſchwierige und verwickelte Aufgaben. In jedem Dichter muß das angeborene, bewußtlos wirkende, naive Element vorhanden ſein; auch der reflektirte Dichter muß im Einzelnen durch naive Schönheiten rühren. Ebenſo darf auch der naiven Kunſt das reflektirende Element nie fehlen, ſonſt würde die blos realiſtiſche Nachahmung des Natürlichen in das Platte und Triviale, oder gar in das Niedrige verſinken. Der gemeinſame, dichteriſche Charakter muß vor einſeitigen Ausſchreitungen des Realismus wie des Idealismus bewahren. Der Dichter muß das Objektive und Subjektive vereinigen, in der Wirklichkeit bleiben und dieſelbe idealiſiren. Nur innig verbunden können beide Elemente das Ideal der Menſchheit erreichen, ihr den vollen Ausdruck geben. Uebertrieben verfallen beide Richtungen in verſchiedener Weiſe der Leerheit, der naive Künſtler, der nicht blos Maler, ſondern Geſchöpf und Karikatur ſeiner Zeit iſt, durch das Halten an den oft armſeligen und kläglichen Wirklichkeiten, der reflektirte, der ſchwärmend die Schranken der Natur und des Möglichen verläßt, durch Ueberſpannung und zügelloſe Phantaſterei, die ſich endlich nicht mehr ſcheut, ſogar ſich ſelbſt zu widerſprechen und damit in Unſinn überzugehen. Meiſterwerke in beiden Richtungen verführen häufig zu derartigen Uebertreibungen der Nachahmer. —

Wenn Schiller auf die klare Erkenntniß des Kontraſtes zum Theil dadurch geführt wurde, daß er ſich mit Goethe verglich, ſeine Stellung und ſeinen Beruf als Dichter neben dem größeren Genie rechtfertigen wollte, ſo wurden ihm im Zurückgehen auf Keim und Urſprung beider Richtungen die Griechen und die Modernen zu den eigentlichen Repräſentanten derſelben. — Der Dichter, inſofern die naive Empfindung in ihm lebendig ſein muß, iſt immer ein Bewahrer der Natur, ihr Darſteller, wo ſie harmoniſch lebt, ihr Wiederherſteller, wo ſie verloren gegangen iſt. Der naive Dichter giebt die Natur aus erſter Hand, reflektirt nicht darüber. Die Griechen empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche. Unter Natur wird hier ſowohl die lebloſe verſtanden, ihr ſtilles, ſchaffendes, ruhig nothwendiges Weſen, als

die menſchliche, wie ſie ſich im Gegenſatz zum Bewußten, Reflektirten als ungekünſtelte Lebendigkeit in der Einfalt der Kinder oder in der Einfachheit volksthümlicher Sitten offenbart. Die Betrachtung der Natur erfüllt den an unnatürliche, konventionelle Zuſtände Gewöhnten mit einer Art Wehmuth und Ehrfurcht. Es erſcheint darin etwas, das ſein ſollte und nicht mehr iſt, etwas Heiliges, Rührendes. Das iſt kein äſthetiſches, ſondern ein moraliſches Intereſſe, welches die Reflexion hineinlegt. Aus dieſem Gefühl entſteht die Sehnſucht nach der verlorenen Natur, die freilich oft mehr eine Sehnſucht nach Glückſeligkeit und phyſiſcher Ruhe, als nach Vollkommenheit und Harmonie iſt, wie das namentlich die krankhaften Ausſchreitungen der ſentimentalen Periode trifft. Werden dabei moraliſche Zwecke zu ernſt und zu praktiſch verfolgt, ſo leidet darunter der äſthetiſche, dichteriſche Charakter, wie bei Rouſſeau. Die Franzoſen, bei denen die Unnatur in Kunſt und Leben am höchſten geſtiegen war, haben dem Naiven im Gegenſatz des Konventionellen den Namen gegeben. Dies Gefühl der Naturmäßigkeit haben wir auch für die Alten. Bei ihnen finden wir eine von unſerer naturwidrigen Zerſplitterung abweichende, natürlich harmoniſche Bildung, ein glückliches Zuſammenſtimmen von Denken und Empfinden. Sie konnten das Ideal erreichen, indem ſie ſich nahe an das ſchöne Wirkliche hielten. Der Moderne legt ſeine Reflexionen hinein, gebraucht die Natur als Symbol.

Schiller verkennt allerdings nicht das Element des Sentimentaliſchen, welches auch in den Alten liegt, er findet es namentlich im Euripides, bei dem es ſchon zum Zwieſpalt der alten Sitte und des Lebens gekommen iſt, und bei den römiſchen Dichtern, am vollkommenſten entwickelt beim Horaz, den er als den eigentlichen Stifter der ſentimentaliſchen Dichtkunſt betrachtet. Deſſen ungeachtet idealiſirt er ohne Zweifel die Harmonie des Ideals und des Lebens und das Gefühl derſelben bei den Griechen zu ſehr. Der elegiſche Zug der Klage um den Verluſt des Ideals, welches in einer höheren, herrlicheren Vergangenheit geſehen wird, iſt allen alten Völkern und Dichtungen gemein. Es bildet dieſe Vorſtellung einen Grundzug im Homer, der ſeinen Helden, die freundlich und faſt ebenbürtig mit den Göttern verkehren, das geſunkene Geſchlecht gegenüberſtellt, „wie nun Sterbliche

sind“ [1]), und Hesiod sieht sich so entschieden wie Ossian in einer verfallenden, düsteren Welt, gegen deren Frevel die Götter bald vernichtend einschreiten müssen. In demselben Gefühl blieb den Tragikern das heroische Zeitalter die Fundgrube ihrer Typen. Der Grund des Unterschiedes zwischen Alterthum und Neuzeit liegt in der That noch tiefer in der erhöhten Geistigkeit des Ideals, als in der Harmonie des Künstlers mit der umgebenden Natur. Und von dieser Seite her hat Schiller die neuere Kunst klarer in ihrer Grundlage erfaßt und glänzender in ihrer Bedeutung dem klassischen Alterthum gegenüber gewürdigt, als es je vor ihm seit der einseitigen Ueberschätzung geschehen ist, die von der Restauration der Wissenschaften an bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein den Alten als unerreichbaren Mustern zu Theil geworden ist.

Nach ihm haben freilich die Griechen in ihrer Harmonie des Ideals und der Erscheinung herrliche Vorbilder der Kunst aufgestellt; es ist aber irrig, den Begriff der Poesie ausschließlich aus ihnen schöpfen zu wollen und dann durch die Konfrontation mit diesem einseitigen Begriff die moderne Kunst herabzusetzen. Die Neuzeit hat ihre eigensten und erhabensten Vorzüge in dem Ideenreiche; die Reflexion, welche ihre Gegenstände auf Ideen bezieht, kann eine ebenso große Macht üben wie die naive Kunst und Höhen erreichen, welche dem Alterthum völlig unzugänglich waren. Wie Schiller trotz seiner Begeisterung für die harmonische Bildung des Alterthums mit geschichtsphilosophischer Einsicht anerkennt [2]), daß die Griechen einen Kulminationspunkt erreichten, wo ein weiterer Fortschritt auf den Grundlagen ihrer Kultur und ihrer Organisation nicht möglich war, wo daher ein Bruch eintreten und in ausgebildeterer Theilung der Arbeit einseitige Entwickelungen erfolgen mußten, um das Ganze weiter zu führen, so hat er auch auf dem Gebiete der Kunst ihre Mängel keineswegs übersehen. — Nur wo die Natur, die sie vor Augen hatten, schön war, sind es auch ihre Kunstschöpfungen; in Darstellungen der Liebe und der Frauen stehen sie hinter den Neueren weit zurück. In der Plastik, wo die Ueberlegenheit in Ideen neben

---

1) οὐκέτι νῦν βροτοί εἰσ'.

2) Aesthetische Erziehung, Brief 6.

der nothwendigen, genauen Bestimmung im Raume dem Künstler wenig helfen kann, werden sie schwerlich zu übertreffen sein, aber in Werken der Poesie, wo das Unbegrenzte wirken kann, mag der Geist des Unendlichen, Unaussprechlichen sie trotz ihrer sinnlich vollendeten Formen hinter sich lassen. Auf Ideen beruht die höchste dichterische Kraft des modernen Dichters. Rein ästhetisch betrachtet wird daher der naive Dichter höher zu stellen sein, weil seine Gestalten immer mit harmonischer Leichtigkeit und Lust erfüllen, während der sentimentalische Dichter auf einen Augenblick für das wirkliche Leben verstimmt, indem er das Gemüth darüber hinausführt. Das ist ein Moment, in welchem das Sentimentalische sich mit dem Erhabenen berührt, und welches den modernen Dichter vorzugsweise auf die Tragödie hinweist. Die naive Kunst ist ein Kind des Lebens und der Bewegung, die sentimentalische ist mehr für die Stille und Kontemplation; jene hat Natur und Ideal in Uebereinstimmung, diese im Widerspruch. —

Die verschiedenartige Stellung, welche die Stimmung des reflektirten Dichters zwischen Ideal und Wirklichkeit einnehmen kann, führt zu einer Eintheilung der sentimentalischen Poesie, deren Werth allerdings nicht besonders hoch veranschlagt werden kann, und deren Nomenklatur wiederum das Bedenkliche hat, daß allgemein übliche und herkömmliche Benennungen in einer ganz anderen Bedeutung zur Bezeichnung der Empfindungsweise und einer darauf gegründeten Klassifizirung angewendet werden. Ueberwiegt nämlich in dem Kontrast die Abneigung gegen die Wirklichkeit, so entsteht die Satyre, in welche, je nachdem sie ernst und pathetisch, oder heiter und scherzend ist, die Tragödie und die Komödie fällt; überwiegt dagegen die Sehnsucht nach dem Ideal, so entsteht die Elegie, und zwar die Elegie im engeren Sinne, wenn Natur und Ideal als Gegenstände der Trauer, jene als verloren, dieses als unerreicht erscheinen, oder die Idylle, wenn die Anschauung sich freudig in einer idealen Welt befriedigt. Die letztere darf in ihrer höchsten Bedeutung nicht in den engen Grenzen beschränkter Kulturzustände stehen bleiben, wie die Hirtenidylle, sondern muß, um zu beleben und zu erheben, das erfüllte Ideal einer höheren, reicheren Harmonie darbieten, die Menschen, die nicht mehr nach Arkadien zurück

können, in das Elysium führen. Diese Eintheilung bezieht sich, wie Schiller zur Vermeidung von Mißverständnissen erinnert, in keiner Weise auf die Formen und Observanzen der verschiedenen Dichtungsarten, soll also auch nicht zu einer erschöpfenden Theorie der Dichtkunst führen, sondern gilt nur der Empfindungsweise, und wenn auch in der Regel in einer gewissen Gattung der Poesie eine gewisse Stimmung vorherrschen wird, so können doch alle Gedichtarten in verschiedenen Empfindungsweisen ausgeführt werden.

Die Kunst und Poesie des Mittelalters kannte Schiller nicht. Sie war damals noch fast ganz unbekannt und unzugänglich, und wurde erst nach ihm wieder lebendig, großentheils durch die Verdienste oder wenigstens in Folge der Anregungen der romantischen Schule, namentlich Friedrich Schlegels und seiner literaturgeschichtlichen Werke, so unvollkommen auch diese wieder im Vergleich mit dem späteren Fortschritt und dem jetzigen Zustande der Wissenschaft erscheinen müssen. Auf das Mittelalter konnte er daher seine Grundsätze nicht anwenden, auf dessen Gemüthsinnigkeit, dessen überirdische Idealität und dessen Ohnmacht, dem geistigen Ideal einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Dieses wichtige Zwischenglied für die Begründung und Durchführung einer komparativen Methode fehlte ihm fast gänzlich. Aber die Vergleichung der mittelalterlichen Kunst mit der klassischen kann Schiller's Anschauungen über das Verhältniß von Form und Inhalt nur bestätigen und rechtfertigt sein Dringen auf ein Kunstideal, in welchem sich der objektive Realismus, der plastische Formsinn des Alterthums mit dem subjektiven Idealismus, dem tiefen Gedankenreichthum der neueren Zeit vereinigen soll. Auf die Poesie des achtzehnten Jahrhunderts hat er glänzende Anwendungen seiner Theorie gemacht. Seine Bemerkungen über Klopstock sind unübertrefflich schön und wahr, ähnlich Manches, was er über Goethe gesagt hat. Wie für die Geschichte der Literatur hat er für die Kritik tiefgreifende Anregungen und leitende Gesichtspunkte gegeben, ein Fundament gelegt, auf welchem fortgebaut worden ist. Man kann wohl sagen, daß seine Kritik — nicht blos in den kritischen Bemerkungen der Schrift über naive und sentimentalische Dichtkunst, sondern auch in den größeren Rezensionen über Bürger und

Mathisson — weniger darauf ausging, den Sachen allseitig erschöpfend gerecht zu werden, als einzelne wichtige Punkte, auf die es ihm gerade ankam, durch anknüpfende Erläuterungen in das Licht seiner Begriffe zu stellen und diese selbst in der Anwendung auf konkrete Beispiele zu erhärten; aber sie bezeichnet den auf allen Gebieten erfolgenden Uebergang der damaligen Zeit von vagen Empfindungen und Stimmungen zu wissenschaftlicher Strenge. Herder, der die ältere Richtung am reichsten und glänzendsten vertritt, kritisirte aus der Empfänglichkeit seines Gefühls, sprach es auch aus, daß die Poesie nur durch Poesie kritisirt werden könne, Schiller aus bestimmten Begriffen und festen Gesichtspunkten, wie sie erst der Kunst-Kritik und Geschichte einen wissenschaftlichen Charakter gegeben haben. Friedrich Schlegel ging in seiner ersten Zeit ganz von Schiller's Bestimmungen aus, die er geschichtlich bereicherte und vertiefte; später hielt sich der Dogmatiker der Romantik ausschließlich an die Seite, aus welcher Schiller die neue Poesie gegen die antike rechtfertigt, an die Ideenwelt, und wollte nun den Griechen, für die er anfänglich nicht weniger begeistert war als Goethe und Schiller, die Harmonie höchstens noch in der Kunst, nicht mehr in der Wissenschaft und im Leben zugestehen. Auf diesem Wege verfielen die Romantiker, künstlerisch unproduktiv, in alle die Fehler, welche Schiller von der einseitigen Subjektivität befürchtete, die ihren Stoff ausschließlich aus der Gedankenwelt schöpfen will und darüber die Grenzen der Sinnenwelt nicht zu Rathe zieht. Naturloser Geist ist nicht mehr ästhetisch. Echte Kunst — sagt er in einem Briefe an Goethe [1]), ähnlich seinen Ausführungen über naive und sentimentalische Dichtung — ist nur möglich, wo der Künstler sich zwar über das Wirkliche erhebt, aber innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt; in ungünstiger, formloser Umgebung wird er, indem er mit dem Wirklichen auch das Sinnliche verläßt, idealistisch und bei schwachem Verstande phantastisch. Wir sehen das wörtlich erfüllt, wenn Tieck selbst den vergötterten Helden der Romantik, Novalis, zeichnet: „Ihm war es zur natürlichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder, und das Fremde, Uebernatürliche als

---

[1]) Vom 14. September 1797. III. 262.

etwas Gewöhnliches zu betrachten, und so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Mährchen, und jene Regionen, welche die meisten Menschen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnen oder bezweifeln wollen, waren ihm wie eine liebe Heimath". Hier wurde der krankhaften Subjektivität Alles symbolisch und mythisch; die reale Welt ward nur als ein Spielwerk der Phantasie behandelt. Nach langem Umhersuchen durch die Poesien und Mythen aller Völker und Zeiten fand man endlich seine Ideale in den Ideen, zum Theil den Bizarrerien des Mittelalters am besten realisirt, und während die Anregungen der Schule für die Erkenntniß dieser Periode, für die tieferen Forschungen über Kunst, Poesie und Volksleben, für das Zurückgehen auf deutsche Sitte und Bildung von der höchsten Bedeutung wurden, sahen wir sie in der Ausübung der Kunst mit bewußter Absichtlichkeit, um den Ausdruck der Gemüthsinnigkeit und Geistigkeit zu erreichen, zu den Mängeln und Härten der mittelalterlichen Technik zurückgreifen, sich von dem wirklichen Leben vollständig abwenden und dadurch schließlich die Wirkung und Grundlage aller Kunst untergraben. Zum Theil finden wir die Abwendung und den Widerspruch gegen das Leben der Gegenwart auch bei Goethe und Schiller; die Welt bot ihnen keine Form und kein Ideal, welches die Kunst mit der Wirklichkeit versöhnen konnte; aber Schiller empfand und beklagte das während die Romantiker die Kluft zwischen der Poesie und dem Leben künstlich erweiterten und befestigten. Für ihre Ausschreitungen, so sehr wir die Quelle derselben zu einseitig aufgefaßten und mißbräuchlich angewendeten Sätzen von ihm zurückverfolgen können, dürfen wir ihn eben so wenig verantwortlich machen, wie Goethe dafür, daß nach dem Götz von Berlichingen „ganze Arsenale hohler Rüstungen über die Bühne rasselten".

Für eine der wesentlichsten Seiten der kulturhistorischen Wissenschaft, für die Kritik und Geschichte der Literatur ist diese Schrift über die naive und sentimentalische Dichtung durch das viele Thatsächliche und unmittelbar Anwendbare, was sie enthält, besonders fruchtbar geworden. Die neuere Aesthetik und Literaturgeschichte ist nach einer bewegten, ideenvollen Vergangenheit unendlich viel reicher geworden an Thatsachen wie an Gedanken, aber Schiller hat in der That einen Grund gelegt, der trotz

vieler Anfeindungen und trotz des Schwankens der Meinungen unverrückt stehen geblieben ist. Sein Einfluß zeigt sich überall. Hegel zitirt ihn in seiner Aesthetik sehr häufig; Vischer berücksichtigt bei jedem wesentlichen Punkte seine Bestimmungen. Gervinus fand es nöthig an „die vergessene Quelle" zu erinnern, aus der die schönsten Empfindungen, Einsichten und Hoffnungen weit über die Grenzen der ästhetischen Wissenschaft hinaus abgeleitet worden. Seitdem ist in allgemeineren Werken und in Monographien, beiläufig und ausdrücklich viel über seine Aesthetik geschrieben. Ich habe die wesentlichsten Grundsätze aus dem außerordentlich reichen Inhalte der theoretischen Schriften in möglichst engem Anschlusse an Schiller's eigene Ausdrücke wiedergegeben. Von den phantastischen Doktrinen der Romantiker ist man zurückgekehrt; die Prätensionen der Metaphysiker verlieren mehr und mehr ihren Boden. Schiller hat die Aesthetik in genauester Verbindung mit dem Ganzen seiner Weltanschauung auf die gesammte Natur der Menschen und der Dinge gegründet. Die Hauptpunkte seiner Lehren werden kaum mehr bestritten.

V. Geschichte.

Die gewaltigen Fortschritte, welche das achtzehnte Jahrhundert in allen Zweigen des Wissens, der Literatur und des Lebens gemacht hat, offenbaren sich auch in der Auffassung und Bearbeitung der Geschichte. Im ersten Drittel des Jahrhunderts befand sich noch in allgemeinem Gebrauch die Chronik des Carion in der Gestalt, welche sie durch Melanchthon und Peucer erhalten hatte — weshalb Bayle bemerkt, Carion sei nicht eben berühmt durch die Bücher, welche er geschrieben, aber sehr berühmt durch ein Buch, welches er nicht geschrieben — ein Werk, welches die Geschichte der Welt nach Anleitung des Propheten Daniel in den Rahmen der vier Monarchien zwängt. Im zweiten Drittel wurden die zahlreichen Bände der allgemeinen Weltgeschichte aus dem Englischen übersetzt und Auszüge daraus in Deutschland verbreitet; im dritten wurden Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit geschrieben. Von einigen ganz vereinzelten Erscheinungen abgesehen, begann überhaupt in dem

modernen Europa eine Geschichtschreibung, die sich über Chroniken, Annalen, trockene Kompilationen und Sammlungen von Urkunden erhob, erst wieder im achtzehnten Jahrhundert. In Deutschland wurde die Geschichte bis in die Mitte des Jahrhunderts fast nur als Hülfswissenschaft der Theologie, Philologie und Jurisprudenz behandelt. Und eigentlich war es nur die Kirchengeschichte, welche bereits große, umfassende Werke hervorbrachte, in denen sich die Darstellung eines größeren Ganzen mit der Erforschung des Stoffs vereinigte. Für das Alterthum und für die politische Geschichte Deutschlands beschränkte man sich meistens auf einzelne Forschungen und auf die Sammlung von Materialien. Einen mächtigen Anstoß hat Voltaire gegeben, und zwar kommt für die allgemeine Behandlung der Geschichte vorzugsweise sein Werk über das Mittelalter in Betracht[1]). Man hat wohl gesagt, jede Zeit schreibe die Geschichte aus ihren Interessen und Gesichtspunkten, die Alten im Geiste des Staatsmannes und Kriegers, die Klosterchroniken mit den Augen der Kirche, so habe Voltaire mit den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts geschrieben, nicht eben in neuer Weise, sondern nur mit größerem Talent als Andere. Indessen hat er die Geschichte universeller aufgefaßt, vielseitigere Gesichtspunkte geltend gemacht, die verschiedenen Richtungen des Kulturlebens mannigfaltiger in Betracht gezogen, als es vor ihm geschehen, und dadurch hat er bei dem Glanze seiner Darstellung außerordentlich gewirkt. Freilich legt er überall das Maß seiner Zeit an, hat für die eigenthümlichen Gestaltungen anderer Zeiten und Völker keinen Sinn. Es fehlt ihm auch der ernste Forschungstrieb für die Wahrheit, er geht mit den Thatsachen oberflächlich und leichtfertig um. Als zuverlässigen Zeugen wird ihn Niemand betrachten. In welchen Abgrund von Flüchtigkeit und Unwissenheit läßt es blicken, wenn er[2]) den Babenberger Leopold von Oesterreich, der im zwölften Jahrhundert Richard Löwenherz gefangen nahm, und den Habsburger Leopold, der im vierzehnten bei Morgarten geschlagen wurde, für ein und dieselbe Person erklärt! Aber er hat auf eine wirkliche Gesammt-

[1]) Essay sur l'histoire générale et sur les moeurs et l'esprit des nations depuis Charlemagne jusqu'à nos jours.

[2]) Im allegirten Werke, Kap. 63.

anſchauung hingearbeitet, ein umfaſſendes Bild größerer Zeiträume gegeben, und das war den fragmentariſchen Detailforſchungen, den ausſchließlichen Bearbeitungen einzelner Zweige der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften gegenüber von der höchſten Bedeutung. Seinem Beiſpiel folgten die univerſalhiſtoriſchen Verſuche, welche — bald als kurzgefaßte Kompendien der wichtigſten Begebenheiten, bald mehr den Charakter einer Kulturgeſchichte, bald den einer Philoſophie der Geſchichte tragend — auf der einen Seite ein großes und allgemeines Intereſſe für geſchichtliche Studien anregten, auf der anderen den Blick der wirklichen Gelehrten mehr, als theoretiſche Spekulationen es vermochten, von den ſpeziellen Fächern auf den inneren Zuſammenhang, auf die philoſophiſche Totalität aller hiſtoriſchen, politiſchen und ſozialen Wiſſenſchaften hinwendeten, den Geiſt des Ganzen in den einzelnen Arbeiten gegenwärtig erhielten.

Unter den Werken dieſer Art ragen Herder's Ideen zur Philoſophie der Geſchichte an innerer und äußerer Bedeutung weit hervor, wenn auch bemerkt werden mag, daß Iſelin's Geſchichte der Menſchheit um zwanzig Jahre früher erſchien. Herder's Univerſalismus ging nicht nur mit reger Lebendigkeit auf alle Seiten menſchlicher Bildung ein, auf Religion und Poeſie, auf philoſophiſche und ſoziale Entwicklung, er ſuchte auch die Naturwiſſenſchaften mit der Geſchichte zu verbinden, war ſogar geneigt, das Phyſikaliſche und Phyſiologiſche zu ſehr vorwalten zu laſſen; ſeine Werke gingen nicht aus Zunftgelehrſamkeit und Sammlerfleiß hervor; ſondern Gemüth und Phantaſie und die ganze Natur des Schriftſtellers hatte Theil an ihnen. Er hat in der That die Geſchichtſchreibung in Deutſchland regenerirt. Aber mehr aphoriſtiſch und phantaſiereich als ſyſtematiſch ſprach er die Idee des Fortſchritts zu dem Ziele harmoniſch vollendeter, humaner Bildung nur vage und kosmopolitiſch aus. Poeſie und Natur überwogen ihm die eigentlich geſchichtlichen Mächte. Für das Politiſche und für die Männer der That hatte er keinen Sinn. Die ökonomiſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, die damals zuerſt theoretiſch angebaut wurden und die hiſtoriſchen Unterſuchungen vertieften, blieben ihm fremd. Seine Anſichten ſind überall zu unbeſtimmt, ſchwankend und unklar, um einer wirklichen Geſchichtsphiloſophie als Grundlage dienen zu können, für eine

poetiſche Geſammtanſchauung ausreichend, nicht für eine wiſſenſchaftliche. Kant hat in ſeiner klaſſiſchen Rezenſion des erſten Bandes der Herder'ſchen Ideen[1]) den Unterſchied deſſen, was er unter einer philoſophiſchen Betrachtung der Geſchichte verſteht, von Herder's Weiſe ſcharf gezeichnet. Bei aller Anerkennung der anziehenden und fruchtbaren Gedankenfülle findet er in den kühnen, bilderreichen Hypotheſen über individuelle und nationale Organiſationen und über die Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechts trotz der häufigen Ausfälle gegen die Metaphyſiker nur eine neue und ſehr dogmatiſche Metaphyſik. Für Herder ſei Philoſophie der Geſchichte „nicht eine logiſche Pünktlichkeit in Beſtimmung der Begriffe, oder ſorgfältige Unterſcheidung und Bewährung der Grundſätze, ſondern ein ſich nicht lange verweilender, viel umfaſſender Blick, eine in Auffindung von Analogien fertige Sagazität, im Gebrauche derſelben aber kühne Einbildungskraft, verbunden mit der Geſchicklichkeit, für ſeinen immer in dunkler Ferne gehaltenen Gegenſtand durch Gefühle und Empfindungen einzunehmen". Gegen dieſe poetiſche Behandlung, welche nicht blos den Ausdruck, ſondern auch die Gedanken umfaßt, gegen jede „es ſei durch Metaphyſik oder durch Gefühle beflügelte Einbildungskraft" bringt Kant auf hiſtoriſche Kritik, auf beſtimmte Begriffe, auf beobachtete Geſetze ſtatt Muthmaßungen, auf Behutſamkeit ſtatt Kühnheit in philoſophiſchen Konſtruktionen.

In ſeinen eigenen geſchichtsphiloſophiſchen Aufſätzen, dem muthmaßlichen Anfang der Menſchengeſchichte, dem Mißlingen aller philoſophiſchen Verſuche in der Theodicee, dem Ende aller Dinge, der Frage, ob das Menſchengeſchlecht im beſtändigen Fortſchreiten zum Beſſern ſei, und vor allem in der Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht, hat Kant unverrückbare Grundzüge für eine wahre Philoſophie der Geſchichte oder, was ihm daſſelbe iſt, für eine wiſſenſchaftliche Univerſalgeſchichte aufgeſtellt. Die erſte Aufgabe der Geſchichte iſt, die Thatſachen zu konſtatiren, dann aber ſoll ſie ſich von der bloßen Beſchreibung zur Auffaſſung des inneren Zuſammenhanges der Dinge, zu allgemeinen Geſetzen erheben, die in der geſchichtlichen Bewegung wie in den Naturwiſſenſchaften durch Induktion

[1]) Sämmtliche kleine Schriften, Bd. 3, S. 207—238.

festzustellen sind. Dazu ist es nothwendig, das Wichtige und Wesentliche in den thatsächlichen Erscheinungen auszusondern, wozu schon äußerlich die wachsende Masse des geschichtlichen Stoffes nöthigt. Welche Begriffe man sich auch von der Freiheit des Willens machen möge, so sind doch die Erscheinungen des Willens, die menschlichen Handlungen gleich jeder anderen Naturbegebenheit nach allgemeinen Gesetzen bestimmt. Mit tiefer Einsicht und umfassenden Kenntnissen weist er darauf hin, wie sehr sich alle Zweige materieller, intellektueller und moralischer Kultur in dem komplizirten Ganzen der menschlichen Gesellschaft gegenseitig bedingen, wie alle einzelnen Erscheinungen vergleichend gewürdigt werden müssen, wie erst die daraus hervorgehende Erkenntniß der menschlichen Natur nach ihren bleibenden Charakteren und nach den Veränderungen, deren sie unter physischen und geschichtlichen Einflüssen fähig ist, den moralischen und politischen Wissenschaften zur festen Grundlage dienen kann, und hofft, daß sich trotz der anscheinenden Willkür und Regellosigkeit in den einzelnen Begebenheiten und trotz der tiefen Verborgenheit ihres ursächlichen Zusammenhanges, im Großen betrachtet, ein regelmäßiger Gang der geschichtlichen Erscheinungen und eine stetig fortgehende, obgleich langsame Entwicklung der ursprünglichen Anlagen in der ganzen Gattung werde entdecken lassen.

Herder's allseitige Empfänglichkeit, Kant's streng wissenschaftliche Anforderungen und Winke, und zum dritten die durch Adam Smith in demselben Geiste exakter Forschung und in der engsten Verbindung mit dem Ganzen der gesellschaftlichen Zustände neu begründeten ökonomischen Wissenschaften müssen wir als die Fundamente betrachten, auf denen die Geschichtsbehandlung unserer Zeit im Gegensatze zu der älteren ruht, die sich im wesentlichen auf die Darstellung der einzelnen, äußerlich hervortretenden Begebenheiten und ihres pragmatischen Zusammenhanges beschränkte. Die Metaphysiker hielten sich an das Prinzip einer idealen Interpretation der Geschichte, nahmen die Thatsachen nicht nach dem, was sie an sich sind, sondern nach ihrer angeblichen inneren Nothwendigkeit, konstruirten die Geschichte nach spekulativen Ideen oder Kategorien mit größerer Willkür und größerer Prätension, als Herder es nach poetischen Stimmungen und Eingebungen gethan hatte. Fichte und Schelling nahmen

aus metaphyſiſchen und moraliſchen Gründen eine urſprüngliche Kultur, ein mit hohen Kräften und Einſichten ausgerüſtetes Urvolk an. Schelling's Anhang malte das bis zu Umgeſtaltungen der Natur und ihres Verhältniſſes zu den Menſchen aus. Stutzmann [1]) ging ſo weit, der Erde in jener vollkommenen Urzeit einen ganz anderen Stand zur Sonne anzuweiſen. Aehnliche Dinge finden ſich in den Schriften Schubert's. Eine wiſſenſchaftliche Bedeutung kommt dieſen Verkehrtheiten ſo wenig zu, wie den einſeitigen Geſchichtstheorien der theologiſchen und politiſchen Reſtaurations-Schriftſteller, deren Produkte nur als Parteipamphlete von Intereſſe ſind. Hegel kehrte zu dem Fortſchrittsprinzip zurück und erfüllte ſein formelles, metaphyſiſches Schema mit einem reichen Inhalte poſitiver Thatſachen und geiſtvoller Anſchauungen, obwohl auch bei ihm Kenntniſſe und Sorgfalt in den Einzelheiten nicht immer den Anforderungen ſtrenger Wiſſenſchaftlichkeit genügen. Schiller ſchließt ſich in ſeiner bekannten und vortrefflichen Antrittsrede über die Univerſalgeſchichte [2]) durchaus den Kantiſchen Ideen an. Nachdem er in der Einleitung die Philoſophie überhaupt als das einigende und vollendende Band der einzelnen Wiſſenſchaften bezeichnet — wobei er allerdings in dem getadelten Brodgelehrten zwei ſehr verſchiedene Dinge zuſammenwirft, die beſchränkte Fachgelehrſamkeit im Gegenſatz zu der univerſellen Philoſophie und das gewerbsmäßige Brodſtudium im Gegenſatz zur freien Wahrheitsforſchung — ſtellt er klar und präziſe die leitenden Grundſätze für eine philoſophiſch-wiſſenſchaftliche Behandlung der Geſchichte hin. Sie ſoll ihm ein zuſammenhängendes, anſchauliches Bild der geſellſchaftlichen Organismen, ihrer mannigfaltigen, nach Raum und Zeit verſchiedenen Kulturzuſtände gewähren, ihm die einzelnen Begebenheiten als Reſultate aller vorhergegangenen, als Momente in dem ganzen Verlaufe der Weltgeſchichte erklären, das iſolirt erſcheinende mit Vergangenheit und Zukunft verbinden. Die Univerſalgeſchichte ſoll aus der Summe der Ereigniſſe diejenigen herausheben, welche auf die Geſtaltung der Welt und den Zuſtand der jetzigen Generation einen weſentlichen,

---

1) Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, 1808.

2) Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?

unwiderſprechlichen, klar einzuſehenden Einfluß gehabt haben, die Hauptelemente der Entwicklung geben und aus ihnen die großen Naturgeſetze darthun, welche das Handeln der Menſchen und den Gang der Geſchichte beherrſchen. Die Gleichförmigkeit und Unveränderlichkeit dieſer Geſetze berechtigt, aus ähnlichen Erſcheinungen auf geſchichtloſe Zeiten zurückzuſchließen, oder Lücken der Ueberlieferung nach Analogien zu ergänzen, aber er mahnt zur Vorſicht bei der Anwendung dieſer Methode, warnt gegen einen vorſchnellen Gebrauch, welcher den Begebenheiten Gewalt anthut und die Geſchichte verfälſcht. Die Wahrheit ſoll immer höher ſtehen als das Syſtem. Die Unterordnung der Geſchichtsforſchung unter das Ganze der Philoſophie in ihrer intellektuellen und ſittlichen Bedeutung rechtfertigt den ſchönen Schluß: „die Erkenntniß der geſchichtlichen Kontinuität ſoll von übertriebener Bewunderung des Alterthums und kindiſcher Sehnſucht nach vergangenen Zeiten heilen, ſie ſoll antreiben, das Vermächtniß von Wahrheit und Sittlichkeit, das wir von der Vorwelt überkamen, reich vermehrt der Nachwelt zu hinterlaſſen, durch unſeren Beitrag dazu die wahre Unſterblichkeit zu verdienen, wo die That lebt und wirkt, wenn auch der Name ihres Urhebers vergeſſen wird.“

Einzelne Aeußerungen in ſeinen hiſtoriſchen Schriften und in ſeinen Briefen zeigen, daß er ſich den Begriff und die Aufgabe einer philoſophiſchen Geſchichtswiſſenſchaft ſtets gegenwärtig erhielt. Die Geſchichte ſoll in das innere Getriebe der wirkenden Kräfte eindringen, nicht blos erzählen, ſondern erklären, den Zuſammenhang der Begebenheiten verſtändlich machen, ihre innere, philoſophiſche Nothwendigkeit aufzeigen. Zu dem Ende ſoll ſie die Geſchichte der Kirche, der Philoſophie, der Kunſt, der Sitten und des Handels mit der politiſchen zuſammenfaſſen, überall das für die Entwicklung der bürgerlichen Geſellſchaft Wichtige feſtſetzen und ſich endlich zu dem Ideal erheben, alle einzelnen Begebenheiten und die Geſchicke der Nationen als Bedingungen für den Fortſchritt der Gattung zu faſſen [1]). Der Löſung einer ſolchen Aufgabe war Schiller ohne Zweifel nicht gewachſen; aber das war überhaupt Niemand. Auch hier mußten einzelne An-

[1]) Briefe an Körner vom 8. Januar 1788, 26. März. 13. Oktober 1789.

ſchauungen und Begriffe den ſyſtematiſchen, wiſſenſchaftlichen Ausführungen vorhergehen. Nach allgemeinen Andeutungen und Anregungen konnte erſt ein durchgeführter Verſuch im Großen für eine neue Behandlung der Geſchichte entſcheidend werden. Ein ſolcher war damals noch nicht vorhanden. Es bedurfte neben der zielweiſenden Theorie vieler vorbereitender Studien, der ökonomiſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, der kritiſchen Beherrſchung des Materials, um die Vollendung zu ermöglichen. Das bahnbrechende Werk wurde erſt mehrere Jahre nach Schiller's Tode Niebuhr's römiſche Geſchichte; hier wurden die nothwendigen allgemeinen Bedingungen des Staats, der bürgerlichen Geſellſchaft und ihrer Veränderungen entwickelt, beſtimmte Regeln und große politiſche Maximen in den Thatſachen nachgewieſen, und damit die Ueberzeugung lebendig, daß die Naturgeſetze des geſchichtlichen Lebens zu allen Zeiten dieſelben bleiben. Aehnlich lenkte Eichhorn die deutſche Geſchichte von den Königen und Höfen, den zuſammenhangsloſen Staatsaktionen und Kriegen auf die Wirkungen und Gegenwirkungen der nationalen Verhältniſſe, Sitten und Zuſtände, auf die Kontinuität des geſetzmäßigen Naturprozeſſes in der Rechts- und Staatsbildung. Nur aus ſolchen Werken und aus den genaueſten Detailſtudien, welche die alltäglichen Erſcheinungen und Aeußerungen des Volkslebens nicht minder, als die großen Ereigniſſe welthiſtoriſcher Schickſalswechſel umfaſſen müſſen, kann eine wahre Philoſophie der Geſchichte im Kantiſch-Schiller'ſchen Geiſte hervorgehen. Schiller brachte den poetiſch-philoſophiſchen Sinn für den einheitlichen Zuſammenhang aller Beziehungen des Wiſſens und Lebens hinzu, um die Aufgabe zu erkennen und mit Begeiſterung zu erfaſſen, und dieſen Geiſt hat er auch in Anderen geweckt, aber die Löſung erforderte ſelbſt in einem beſchränkten Umfange die Arbeit eines Lebens und neben genialem Blick für das Einzelne und Allgemeine eine Gelehrſamkeit, wie ſie ihm nicht entfernt zu Gebote ſtand. Er hatte für die Geſchichte hauptſächlich das moraliſche und pſychologiſche Intereſſe, für andere Dinge fehlte ihm das Verſtändniß; die Staatswiſſenſchaften waren ihm gänzlich fremd; auch für die äußeren Ereigniſſe der politiſchen Geſchichte hielt er ſich meiſtens an Abriſſe und Kompilationen. Den Mangel der Vorkenntniſſe empfand er ſehr wohl und räumte ihn unumwunden ein. Mancher

Student weiß vielleicht mehr Geſchichte als der Profeſſor, ſchrieb er ſeiner Braut. Gegen Körner beklagt er wiederholt die Nothwendigkeit, lehren zu müſſen, was er eben erſt ſelbſt gelernt. Für die Ausführung der Univerſalgeſchichte konnte er daher unmöglich etwas bleibend Bedeutendes leiſten. Dieſer Mangel erklärt auch hinlänglich den geringen Erfolg ſeiner geſchichtlichen Vorleſungen, die nach dem erſten Zulauf bald ziemlich leer wurden, und die er im dritten Jahre aufgab. Viel geleſen wurde dagegen das 1789 von ihm begonnene Sammelwerk der hiſtoriſchen Memoiren, welches von Paulus und Woltmann lange fortgeſetzt wurde. In den eigenen Schriften wirkte die Unvollkommenheit des Inhalts auf die Darſtellung zurück. Er erkannte das auch wohl; „Simplizität iſt das Reſultat der Reife", ſchrieb er an Körner; aber die Reife erfordert tiefe und volle Kenntniß, welche das treffende Wort giebt; Schiller mußte ſie häufig durch rhetoriſche Wendungen erſetzen. In den kleinen univerſalhiſtoriſchen Schriften, welche theils aus Ueberarbeitungen ſeiner Vorleſungen, theils aus einleitenden Ueberſichten zu der Memoirenſammlung hervorgingen, malte er nicht ſelten Menſchen und Dinge ohne individuelle Anſchauung, ohne charakteriſtiſches Gepräge nach allgemeinen Abſtraktionen und willkürlichen Einbildungen aus. Die Abhandlungen über die erſte Menſchengeſellſchaft, über die Sendung des Moſes, über die Geſetzgebung des Lykurg und Solon ſind weder nach dem thatſächlichen Inhalt, noch nach den daran geknüpften Gedanken von Bedeutung. Das „Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft" enthält vage, hypothetiſche Spekulationen über menſchliche Urzuſtände, inſtinktive Natur, Regungen des ſelbſtthätigen Geiſtes und ſoziale Anfänge, wie ſie damals beliebt und üblich waren, ohne beſondere Eigenthümlichkeit.

Einen noch weniger erfreulichen Eindruck macht „die Sendung Moſes". Die Ideen und Daten des Aufſatzes ſind, wie Schiller am Schluſſe angiebt, im Weſentlichen aus der urſprünglich im Wiener Maurerjournal gedruckten, damals eben unter dem Pſeudonym Decius herausgegebenen Schrift Reinhold's „die hebräiſchen Myſterien oder die älteſte religiöſe Freimaurerei" entnommen. (Ein Biograph Schiller's macht aus ſeinem Citat einen früheren Gelehrten Decius.) Da wird auf Grund der dürftigſten thatſächlichen Unterlagen über ägyptiſche Ceremonien, Hiero-

glyphen, Mysterien, über deren angebliche Lehre und Geschichte, über einen monotheistischen Geheimbund gefabelt, dann von der Einweihung des Moses in diesen Orden, von seinem Bildungsgang und seinen Plänen erzählt mit den willkürlichen Ausschmückungen, die sich bei Voltaire und Anderen finden, und die keine Basis haben als die zwei Zeilen, in denen Josephus[1]) die Erzählung des Manetho berichtet, daß Moses ein ägyptischer Priester aus Heliopolis gewesen sei, der ursprünglich Osarsiph geheißen. Dazu tritt im Gegensatz mit Schiller's sonst ausgesprochener Theorie die unhistorische, rationalistische Auffassung, welche einen großen, hervorragenden Mann gänzlich von seiner Umgebung isolirt, ihm die Anschauungen und Gefühle unserer Zeit unterlegt und ihn nach deren Maaße beurtheilt. Moses soll nicht von dem Geiste seines Volkes und seiner Religion erfüllt gewesen sein, sondern wie ein Deist des achtzehnten Jahrhunderts gedacht, sich nur der Fassungskraft der Israeliten akkommodirt, deshalb Fabeln ausgeklügelt, den einigen Jehovah zum Nationalgott der Hebräer gemacht, seine Gesetze mit nichtigen Formen und Gebräuchen versetzt haben, an die er selbst nicht glaubte. In ähnlicher Weise wird in der Abhandlung „Lykurgus und Solon" über die griechischen Gesetzgeber moralisirt. Doch werden hier Ereignisse und Einrichtungen nach der Darstellung Plutarch's klar und lebendig wiedergegeben. Nur die Spekulation darüber wird von derselben irrigen Anschauung getragen, als gingen große nationale Gestaltungen lediglich von individueller Willkür aus, als könnte der Gesetzgeber, unabhängig von den Einflüssen und Verhältnissen seiner Zeit, nach seinen Absichten und Berechnungen mit alleiniger Initiative und unbeschränkter Machtvollkommenheit auf die inerte, aller spontanen Regungen beraubte Masse des Volkes wirken. Diese Ansicht, deren Spuren sich schon beim Herodot und sonst im Alterthum finden, ward in der Zeit des aufgeklärten Despotismus besonders ausgebildet, nicht blos von Voltaire, sondern auch von dem weit tieferen Montesquieu vertreten. In der Folge hat die spekulative Konstruktion nicht selten nach der entgegengesetzten Richtung übertrieben, gegen allgemeine Tendenzen und angebliche Nothwendigkeiten Plan und Charakter

[1]) Contra Apionem II. cap. 28 u. 31.

der Individuen allzu sehr zurücktreten lassen, und damit gewissermaßen eine Art philosophischer Blasirtheit gerechtfertigt, als ob sich die Dinge von selbst machten, ohne individueller Anstrengungen zu bedürfen. Eine unbefangene, positive Geschichtsforschung wird sich über Verhältniß und Wechselwirkung einzelner Persönlichkeiten und allgemeiner Zustände, über ihre gegenseitigen Förderungen und Hemmungen nicht täuschen, und Schiller hat in seinen größeren historischen Arbeiten die Stellung der geschichtlichen Personen in ihrer Zeit sehr richtig gewürdigt. In diesen kleinen Aufsätzen hat er sich offenbar in Ermangelung positiver Thatsachen viel zu sehr einseitigen und abstrakten Betrachtungen überlassen, und von ihnen geleitet, durch ausmalende Erdichtungen der Wahrheit Gewalt angethan.

Für viel erheblicher nach Inhalt und Wirkung halte ich die Abhandlungen, welche das Mittelalter betreffen, den Aufsatz über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, die Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs, die Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I. und die Vorrede zur Geschichte des Maltheserordens. Hier drängt die Erkenntniß, daß Sitten, Ueberzeugungen und Interessen in großen Kreisen, Völkern, Ständen oder Gesellschaftsklassen, sowohl die allgemeinen Einrichtungen wie die einzelnen geschichtlichen Erscheinungen beherrschen, den Irrthum von dem übertriebenen oder ausschließlichen Einfluß berechnend wirkender Individuen zurück. Er sieht, daß die Kirche, so ungleich ihre Häupter in Temperament, Denkart und Fähigkeit sein mochten, standhaft, gleichförmig, unveränderlich ihre Politik verfolgte, daß der Geist, der sie belebte, unsterblich war, daß ebenso die weltlichen Barone, das Ritterthum, die Bauern und die Städte in allen europäischen Ländern dieselben, ihre Verhältnisse, ihre Kämpfe und ihre allmäligen Veränderungen überall analog waren. Er sieht die Kreuzzüge aus dem Zusammenhange der Jahrhunderte so natürlich hervorgehen, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die historischen Prämissen ausführlich vor Augen gelegt hätte, von selbst darauf verfallen müßte. Er erkennt, daß die großen Epochen der Geschichte, wenig berührt von individueller Willkür, genau verbunden und nur aus einander zu erklären sind. Dabei zeigt sich eine richtige Auffassung und

Beurtheilung wesentlicher Unterschiede in geschichtlichen Perioden. Er hebt die Hauptmomente in der Entwicklung des Mittelalters gegen das klassische Alterthum treffend hervor und charakterisirt seine Eigenthümlichkeiten in ihrer Erscheinung, wie in ihren Ursachen. Er findet hier ein ganz neues System gesellschaftlicher Verfassung, begründet durch die gewaltsamen Niederlassungen der Barbaren in der alcivilisirten römischen Welt, schildert ihre Bodenvertheilung, ihre Heeresfolge und das daraus hervorgegangene Lehnswesen in den allgemeinen Grundzügen und Entwicklungsstufen. Die Angaben über diese schwierigen Gegenstände sind nur rudimentär, aber klar und bestimmt zusammengestellt, und damals waren solche Dinge außer dem Kreise der Juristen, die sich mit der deutschen Rechtsgeschichte beschäftigten, noch wenig bekannt, ja dem nicht gelehrten Publikum fast unzugänglich. Robertson's Abriß der mittelalterlichen Gesellschaftszustände vor seiner Geschichte Carl's V. und Pütter's Geschichte der deutschen Staatsverfassung gaben ihm die Thatsachen an die Hand, aus denen er das Resultat hinstellt, daß das Mittelalter den Uebergang aus dem abgeschlossenen Bürgerrecht und der Sklaverei, welche im Alterthum die Grundlagen der sozialen Organisation waren, zur persönlichen Freiheit und Geltung der menschlichen Individualität bildet, daß in ihm die allmälige Emanzipation der Bauern und der Kommunen erfolgte, daß unter den Kämpfen des Königthums, der Aristokratie und der Kirche, und großentheils unter dem Schutze der letzteren das Bürgerthum, der dritte Stand, als der Hauptträger der modernen Civilisation erwuchs. Während außer Europa die Freiheit nur mit der Wildheit, die Kultur nur mit stabiler Knechtschaft zu bestehen scheint, hat das Mittelalter die Versöhnung der widerstreitenden Elemente begonnen, der Vereinigung von Ordnung und Fortschritt, Kultur und Freiheit, Mannigfaltigkeit der Bildung und Zusammenwirken der Kräfte, Energie des Willens und Licht des Verstandes zugestrebt. Ohne die Barbarei des Mittelalters, seinen Aberglauben und seinen Fanatismus, die Verwilderung antiker Kunst und Wissenschaft zu verkennen, gleich weit entfernt von Voltaireſcher Verachtung und romantischer Ueberschätzung dieser Periode, hat Schiller darin die Vorstufe und nothwendige Vorbereitung der neueren Bildung erkannt, und zugleich mit empfänglichem Sinn

für die reiche Mannigfaltigkeit und Bewegtheit des mittelalterlichen Lebens ſeine eigenthümlichen Geſtaltungen, ſeinen heroiſchen Geiſt, ſeine hohe Idealität gewürdigt; ſelbſt die abenteuerlichen Kontraſte des mönchiſch-ritterlichen Ordensſtaates ſind ihm ein Fingerzeig, wie ſehr verſchiedene politiſche Formen und Organiſationen zu den Zielen fortſchreitender Kultur zuſammenwirken können. Dieſe Ideen, die jetzt allerdings der hiſtoriſchen Anſchauung ſehr geläufig ſind, waren damals in der That neu. Schiller hatte ganz Recht, in Briefen an ſeine Schwägerin und an Körner mit einigem Stolz davon zu ſprechen, und bezeugt gewiß nur die Wahrheit, wenn er ſchreibt [1]), daß ſeine Ueberſicht von Herder ſehr bewundert werde und bei Vielen Senſation mache. Gerade auf dieſem Gebiete haben Dichter und Philoſophen nicht blos im Ganzen Stimmungen und Intereſſe wach gerufen, ſondern auch die wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen im Einzelnen auf neue Geſichtspunkte und unbeachtete Erſcheinungen gelenkt. Ich erinnere an das berühmte Beiſpiel des tiefſten franzöſiſchen Geſchichtsforſchers Auguſtin Thierry; er erzählt, wie er nach gründlichem Studium der engliſchen Geſchichtſchreiber erſt aus Walter Scott's Ivanhoe habe lernen müſſen, daß es zu Richard Löwenherz' Zeit in England zwei ſcharf getrennte Nationalitäten, die Sachſen und die Normannen, gab; da habe er eingeſehen, daß eine Geſchichtsforſchung reformirt werden müſſe, welche ſolche Thatſachen entweder nicht ſah, oder nicht der Erwähnung werth hielt. Können wir gleich keine Einzelheit der Art nachweiſen, ſo dürfen wir doch annehmen, daß auch Schiller's Anregungen in der Literatur und der Wiſſenſchaft nicht einflußlos geblieben ſind. Seine Schriften gehören zu den erſten Symptomen und Vorläufern des großen Umſchwungs in der öffentlichen Meinung, welche bald nach jener Zeit in und außer Deutſchland von geringſchätziger Antipathie zur höchſten Bewunderung des mittelalterlichen Lebens überging. Wie unter allen deutſchen Dichtungen, die ihren Inhalt aus der Geſchichte und dem Geiſte des Mittelalters geſchöpft haben, neben dem Götz von Berlichingen Wilhelm Tell und die Jungfrau von Orleans die hervorragendſten und wirkungsvollſten geblieben ſind, ſo hat ſich

[1]) Brief an Körner vom 16. Mai 1790.

in der wissenschaftlichen Betrachtung nach unendlich reicherer Erforschung der Thatsachen aus einseitigen Uebertreibungen der Abneigung und der Verehrung im Ganzen eine Anschauung wieder hergestellt, welche den Grundzügen des richtigen Urtheils entspricht, das von Schiller als einem der Früheſten über diese Kulturperiode gefällt worden ist.

Die beiden größeren Geschichtswerke Schiller's, der Abfall der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung und der dreißigjährige Krieg haben sehr verschiedene Beurtheilungen erfahren. Niebuhr hat geringschätzig von ihnen gesprochen. Diesem großen Gelehrten war gründliche selbstständige Forschung und historische Kritik so sehr die Hauptsache, daß die Rücksicht auf die Form dagegen gänzlich zurücktrat; ihm waren Schiller's thatsächliche Kenntnisse zu gering, des Rhetorischen zu viel; er fürchtete von derartigen Schriften das Eindringen belletristischer Oberflächlichkeit in die Wissenschaft. Carlyle überschüttet sie mit dem höchsten Lobe, zählt sie zu den besten Geschichtswerken. Dabei bewundert er allerdings hauptsächlich die formelle Seite, die Kompositionskunst, welche ein großes Material in leitende Massen zu ordnen, von ihnen aus die Umgebungen zu beleuchten und die geringeren Thatsachen darum zu gruppiren weiß, die lebendigen Schilderungen, die deutliche Erzählung, indessen hebt er auch die philosophische Würdigung der näheren und entfernteren Umstände, die scharfsinnigen Reflexionen, die eindringenden Charakterstudien hervor. Wenn die ächte historische Kunst beides umfaßt, zuerst die Erforschung der Wahrheit und dann die Darstellung des Stoffs, so fällt Schiller's Verdienst ohne Zweifel vorzugsweise auf die Seite der Darstellung. Aber da der Stoff gegeben sein muß, nicht aus der Einbildungskraft geschöpft werden darf, erfordert die Darstellung, welche ein Kunstwerk hervorbringen, eine ästhetische sein soll, auch nothwendig, daß der Künstler des Stoffes mächtig sei. Nur dadurch wird ihm Klarheit, Kürze, Lebendigkeit, anschauliche Gestaltung möglich. Schiller hatte in hohem Maaße die intellektuelle Kraft, welche der Geschichtschreiber mit dem Dichter und Philosophen theilen muß, eine Menge von Thatsachen auf einmal zu übersehen, die richtige Stellung der Betrachtung zu wählen, die einzelnen Züge in einem lebendigen Zusammenhange aufzufassen und sie aus sich heraus

zu einem Ganzen zu konstruiren. Ich finde es daher nicht gerechtfertigt, wenn Gervinus seinen historischen Arbeiten nur ein stylistisches Verdienst zugestehen will. Jedenfalls müßte man den Styl in der ausgedehntesten Bedeutung nehmen. Käme indessen wirklich seinen Schriften nur ein Verdienst der Darstellung zu, so dürften wir das bei dem damaligen Zustande der deutschen Geschichtschreibung keineswegs gering anschlagen. Den englischen Historikern gewährte das öffentliche Leben ihres Vaterlandes eine praktische Anschauung großer politischer Verhältnisse. In Deutschland, wo eine praktische Bildung nur in Bezug auf eng begrenzte Kreise möglich war, mußte die Behandlung der Geschichte in größerem Styl erst durch theoretische Spekulation gewonnen, philosophisch und wissenschaftlich begründet, oder den Vorbildern des Auslandes entlehnt werden. Die ältere deutsche Geschichtschreibung war fast ausschließlich eine juristische, nach Form und Inhalt gar nicht auf weitere Kreise berechnet. Zehn Jahre vor Schiller's Abfall der Niederlande gab es auf dem Gebiete der politischen Geschichte kaum ein einziges Werk, welches einen Stoff von größerem Umfang oder allgemeinerem Interesse in guter Form dargestellt hätte. Ein Paar treffliche Spezialgeschichten, die Werke von Hontheim über Trier, von Schöpflin über Baden und Elsaß, und vor allem Möser's osnabrückische Geschichte, konnten nach ihrem Inhalte keine große Verbreitung finden. Ein viel älteres und wahrhaft klassisches Werk, Theobald's Hussitenkrieg, würde ich daneben stellen, wenn dieses nicht zum größten Theil der Kirchengeschichte angehörte. Erst wenige Jahre vorher oder in denselben Jahren erschienen die Werke von Spittler und Heeren, Schmidt's Geschichte der Deutschen und Müller's Schweizer Geschichte. In Schiller's Schriften fand ein größeres Publikum fast zuerst die Vorzüge, die es an den berühmten Briten, Hume, Robertson und Gibbon, bewunderte, große und interessante Stoffe anschaulich und anziehend erzählt. Darum sind sie in einer Zeit, als geschichtliche Kenntnisse noch sehr wenig verbreitet waren, viel gelesen worden. Schiller selbst sagt in seiner Vorrede zur niederländischen Revolution, er habe die Geschichte nicht ganz aus ihren ersten Quellen und gleichzeitigen Dokumenten studiren können, er hoffe nur das lesende Publikum zu überzeugen, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben sein

könne, ohne eine Geduldprobe für den Leſer zu ſein, und daß ſie von einer verwandten Kunſt etwas borgen könne, ohne deswegen zum Roman zu werden. Und ähnlich ſchreibt er an Körner[1]), er wiſſe recht wohl, daß er mit ſeiner Arbeit mehr dem Publikum einen angenehmen, als dem Gelehrten einen gründlichen Dienſt leiſten werde. Er war mehr Publiziſt und Literat, als Forſcher und Gelehrter.

Tiefe ſelbſtſtändige Studien dürfen wir nicht bei ihm vorausſetzen; die zahlreichen Citate, durch welche er ſeiner Schrift einen gelehrteren Anſtrich gab, ſcheint er lediglich aus zweiter Hand entlehnt zu haben. Aber mag er auch von den älteren Schriftſtellern nicht viel geleſen haben, ſo hatte er dennoch für den Abfall der Niederlande ein reiches und genaues Material. Watſon freilich, der damals die Geſchichte Philipp's II. durch klaren Styl, geſundes Urtheil und geſchicktes Arrangement populär gemacht hatte, und dem Schiller zunächſt folgte, war nach Prescott's Urtheil auch für die Hülfsmittel ſeiner Zeit nicht ſorgfältig genug und wenig wähleriſch in Betreff ſeiner Quellen. Daneben aber benutzte er eine ſehr reichhaltige und zuverläſſige Kompilation, die allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande, die ihm Quellenauszüge, Aktenſtücke und Dokumente der Zeit darbot, mit deren Hülfe es ihm gelang, die allgemeinen Zuſtände, den Geiſt der Zeit, die bewegenden Kräfte, die Beſtrebungen der Parteien und die hervortretenden Individuen treffend und anſchaulich zu zeichnen. Seitdem iſt das geſchichtliche Material ungemein vermehrt worden und hat die neueren Geſchichtsforſcher in den Stand geſetzt, viele einzelne Punkte in ein klareres Licht zu ſtellen und richtiger zu beurtheilen, als es damals möglich war. Kein Groen van Prinſterer hatte die Archive des Hauſes Oranien, kein Gachard die Korreſpondenz Philipp's II. herausgegeben, kein Gayangos die Schätze des Archivs von Simancas zugänglich gemacht, vielleicht war ihre Exiſtenz keinem einzigen Gelehrten in Deutſchland bekannt. Auch ein ſo gründlicher Forſcher wie Robertſon konnte ſich für viele Dinge, die jetzt urkundlich zu Tage liegen, wie für die letzten Zeiten Carl's V. nur an allgemeine Ueberlieferungen und an Autoritäten von ſehr

[1]) Brief vom 17. März 1788.

zweideutigem Werthe halten. Es soll keineswegs geläugnet werden, daß auch nach dem damaligen Zustande der vorhandenen Materialien durch größere Detailkenntniß, durch Angabe von Spezialitäten und durch bestimmte Charakterzüge Vieles lebendiger und belehrender hätte werden können; namentlich in den einleitenden Stücken, in den Uebersichten der früheren Geschichte und in den Andeutungen über volkswirthschaftliche Zustände verrathen leere und unbestimmte Wendungen den Mangel positiver Kenntnisse. Aber im Ganzen hat Schiller unstreitig von dem zugänglichen Material einen sorgfältigen und umsichtigen Gebrauch gemacht, seinen Gegenstand allseitig und gründlich durchdacht, über die maaßgebenden Ideen, Ereignisse und Personen einsichtig, unparteiisch in einer Weise geurtheilt, die auch der späteren, umfassenderen Prüfung Stand gehalten hat, ein geistvolles und lehrreiches Werk hergestellt. Die gelehrten Kenner des speziellen Gegenstandes lassen ihm auch volle Gerechtigkeit widerfahren. Die neueren niederländischen Geschichtschreiber, Groen van Prinsterer und Altmeyer, haben, wie in einem Aufsatze des deutschen Museums [1]) von Carl Grün gezeigt ist, sein hervorragendes Talent und seinen historischen Takt anerkannt; und der berühmte amerikanische Historiker Prescott, der in seinem Werke über Philipp II. die gewaltige Masse des urkundlichen Stoffes auf das gründlichste durchforscht und verarbeitet hat, behandelt ihn mit großer Achtung, beruft sich in den Abschnitten, welche die niederländische Revolution betreffen, nicht blos für allgemeine Auffassungen und Urtheile auf Schiller's Vorgang, sondern berücksichtigt auch in zweifelhaften Einzelheiten, zustimmend oder widerlegend, seine Annahmen [2]). In den großen und wesentlichen Dingen stimmt auch der neueste Geschichtschreiber der niederländischen Revolution Motley fast durchgängig mit dem gesunden Urtheil Schiller's überein. In den Einzelheiten werden wir freilich seiner Kritik und der Gründlichkeit seiner Untersuchung kein großes Vertrauen schenken, er meint selbst, daß er eine schlechte Quelle für künftige Forscher sein würde [3]); aber die

---

[1]) Jahrgang 1853, S. 547 ff.

[2]) History of the reign of Philip II., book II., ch. 1. u. 2., III. ch. 5.

[3]) Brief an Körner vom 27. November 1788.

Thatsachen, welche den großen Gang der politischen Geschichte und den historischen Charakter der entscheidenden Persönlichkeiten bezeichnen, stehen in der neueren Geschichte meistens fest, und bedürfen mehr der richtigen Auffassung und Beurtheilung, als der kritischen Ergründung. So bedenklich das Gelingen einer römischen Geschichte erschienen sein würde, an welche Schiller nach Humboldt's Aufzeichnung zu Zeiten ernstlich und mit Vorliebe dachte, so ausreichend waren Art und Umfang seiner Studien, um auf dem Felde der neueren Geschichte einen bedeutenden Erfolg zu erringen. Sie genügten seinem historischen und philosophischen Sinn, den sittlichen Ideen und den handelnden Personen der Zeit völlig gerecht zu werden. Philipp II., Wilhelm von Oranien, Granvella und manche Persönlichkeiten zweiten Ranges hat er tief und glänzend charakterisirt, ebenso die Formen, in denen damals die großen geschichtlichen Gegensätze des Fortschritts und der Ordnung auf den Kampfplatz traten, klar und scharfsinnig gezeichnet, auf der einen Seite die religiöse und bürgerliche Freiheit, unter deren Banner die bestehenden Gewalten und die überkommenen Satzungen angegriffen wurden, auf der anderen der weltliche und geistliche Despotismus, welcher den Gefahren der Auflösung gegenüber, bedroht und bestritten, in Staat und Kirche immer rücksichtsloser die Einförmigkeit und Unveränderlichkeit seiner Normen geltend macht. Schiller erkennt vollkommen an, daß dem bigotten Absolutismus eine geschichtliche Berechtigung zur Seite stand, und daß Philipp II. glaubte handeln zu müssen, wie er handelte, aber gerade das zeigte ihm, daß das unbedingte Prinzip der Stabilität und der gleichförmigen Ordnung ohne Beachtung der Mannigfaltigkeit in Zeiten, Nationalitäten und Individuen ebensowohl eine Ideologie ist, wie die unreifen Entwürfe voreiliger Neuerer, eine Ideologie, welche in einem halben Jahrhundert die spanische Monarchie von der Höhe gefürchteter Ueberlegenheit so weit herunter brachte, daß sie kaum mehr unter den Mächten Europa's zählte. Neben dem idealen Inhalte des Konfliktes, als der bewegenden Grundkraft, werden überall die mitwirkenden Umstände entwickelt, die Verschiedenheit des Nationalcharakters, die frühere Gestaltung der Niederlande, ihre Gewöhnung an Freiheit der Personen, an Selbstverwaltung der Kommunen, an Mitregierung der Stände,

endlich die Charaktere, Pläne, Lagen und Verbindungen der hervorragenden Persönlichkeiten. Aus ihrem Zusammentreffen ergeben sich sowohl die endlichen Resultate, als auch die charakteristischen Züge, welche entweder jeder großen Revolution, oder der niederländischen nach ihrer Eigenthümlichkeit zukommen. Die wachsende Opposition, vorsichtig, berechnet, nicht selten unter heuchlerischer Ergebenheit versteckt bei den Großen, tumultuarisch und anarchisch bei den Massen, allmälig zunehmend in Kühnheit und Gewaltthätigkeit, auf der anderen Seite den Herausforderungen und Angriffen gegenüber die gesteigerte Härte, der vermehrte geistige und materielle Druck, daneben Schwankungen in Maßregeln der Strenge und der Furcht, wie sie dem Sturz zusammenbrechender Regierungen vorherzugehen pflegen — das Alles giebt ein lebendiges Bild von dem Anschwellen der Revolution, welches bei der sich vorbereitenden französischen Umwälzung einen wahrhaft divinatorischen Blick bekundet.

Die Analogie der Bewegungen, der unmittelbare Zusammenhang mit der niederländischen Reformation und die Beschäftigung mit der Memoiren-Literatur veranlaßten die Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen. Diese Schrift ist nur beiläufig verfaßt; indessen enthält sie eine übersichtliche, lebendige Darstellung der wichtigsten Ereignisse. Die psychologische Auffassung der Hauptpersonen, ihres Handelns und ihrer Motive ist klar und fein durchdacht. Besonders zeigt Schiller auch hier einen scharfen politischen Blick für den inneren Zusammenhang der religiösen Bewegung und der staatlichen Entwicklung. Die sinkende Feudalaristokratie, für sich allein bereits zu schwach geworden, um der neuen Form der Centralgewalt Trotz zu bieten, erschien im Bunde mit der idealen Macht des Protestantismus zum letzten Mal in bewaffneter Opposition gegen das moderne Königthum, welches, centralisirend und nivellirend, unterstützt von den Massen, namentlich von dem Bürgerthum der großen Städte, den Absolutismus und den Katholizismus — damals gleich populäre Gewalten in Frankreich — als Grundpfeiler der neuen Ordnung nach der Zertrümmerung des Lehnsstaates konstituirte. Ohne die treibende Aufrichtigkeit religiöser Ueberzeugungen und Leidenschaften in der blutigen Tragödie zu verkennen, hebt Schiller mit Recht hervor, wie auf

beiden Seiten die Religion als politischer Hebel benutzt ward, wie persönliche Rücksichten, politische und Privat-Interessen nicht selten sogar bei hervorragenden Führern über ihre Stellung zu den Religionsparteien entschieden. Selbst Katharina von Medici fand in den Protestanten ein heilsames Gegengewicht gegen die Vertreter des Königthums, so lange diese sie zurückdrängten; erst als die Regierung sicher in ihren Händen ruhte, ward sie die unerbittliche Verfolgerin derer, die zugleich die Feinde ihres Glaubens und der königlichen Allgewalt waren.

Beide Werke sind Fragmente geblieben. Die Geschichte der französischen Unruhen wurde durch Schiller's Krankheit unterbrochen; die Forsetzung der niederländischen Revolution in der Weise, wie sie begonnen, hätte mehr Zeit und Mühe erfordert, als er auf eine historische Arbeit blos um ihrer selbst willen verwenden mochte.

Bei weitem am populärsten von allen seinen prosaischen Schriften ist die Geschichte des dreißigjährigen Krieges geworden. Gleich beim Erscheinen des ersten Theils wurden 7000 Exemplare abgesetzt, gewiß ein bis dahin unerhörter Erfolg, und es ist ohne Zweifel bis auf den heutigen Tag das gelesenste deutsche Geschichtswerk geblieben.

Bereits 1786 erregte der dreißigjährige Krieg sein lebhaftes Interesse und den Wunsch die Geschichte gründlicher zu studiren; „mein Kopf ist mir ganz warm davon", schrieb er an Körner [1]), „daß doch die Epoche des höchsten Nationalelends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist! wie viele große Männer gingen aus dieser Nacht hervor!" Das deutet zugleich bezeichnend an, wie ihn das psychologische Interesse, die Entwicklung großer Charaktere, von Anbeginn vorzugsweise in der Geschichte anzog. Entwürfe zu einem epischen Gedicht, dessen Zentrum Gustav Adolph werden sollte, und zu einem Drama, dessen Held Wallenstein wurde, beschäftigten ihn lange Jahre, ehe er die Hand an die Ausführung des letzteren legte. Die Vorarbeit zu seiner Dichtung, die Studien über die Reformationsgeschichte, welche in dem großen Kriege ihren Abschluß fand, und die äußere Aufforderung ein populäres Werk für Göschen's

[1]) Brief vom 15. April 1786.

historischen Kalender zu schreiben, veranlaßten die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Das Studium der Materialien ist hier ein ungleich geringeres als in der niederländischen Revolution. Positive Verstöße hat dieser Fehler nicht in bedeutendem Grade zur Folge gehabt; denn einige wenige unkritische Aufnahmen zweifelhafter oder irriger Angaben, einzelne Unrichtigkeiten, oder vielmehr Ungenauigkeiten, welche eine scharfe Kritik ihm nachgewiesen hat, sind in der That so geringfügig, daß sie den Werth des Werkes nicht in irgend erheblichem Maße beeinträchtigen können. Aber negativ tritt der Mangel der Detailkenntniß und individueller Züge sehr hervor. Viel Interessantes und Charakteristisches der Begebenheiten und der Volkszustände ist dadurch verloren gegangen, und durch vage, abstrakte Generalisationen schlecht ersetzt. Von Sitten und Lebensweise, von der Organisation der Heere, von der Handhabung der Verwaltung, von den materiellen Verhältnissen erfährt man so gut wie nichts. Ueber die Verwüstungen des Krieges werden weder statistische Zusammenstellungen oder Resultate, noch anschauliche Einzelheiten mitgetheilt. Ein Paar Erzählungen im Simplizissimus von den haarsträubenden Grausamkeiten in dem beständigen kleinen Krieg zwischen Bauern und Soldaten, oder von den Abenteuern des Kriegslebens und einige Blätter Philander Sittewald's geben ein weit lebendigeres Bild der Verwilderung, Entsittlichung und Verödung jener Zeit, als Schiller's allgemeine Deklamationen. Ueber Theuerungen, Hungersnoth, verheerende Krankheiten fehlt alles Speziellere. Das Elend, welches schon in den Jahren 1621 bis 1623 die Fälschung und Verschlechterung der Münzen, die sogenannte Kipper- und Wipper-Zeit, über Deutschland brachte — ähnlich der englischen Geldnoth unter Wilhelm III., von welcher Macaulay eine so glänzende Schilderung entworfen hat[1]) — wird gar nicht erwähnt. Allerdings war die Kenntniß solcher Dinge damals noch sehr wenig verbreitet; doch giebt der gelehrte und gründliche Schmidt, in dessen neuerer Geschichte der Deutschen der dreißigjährige Krieg ungefähr gleichzeitig mit Schiller's Arbeit erschien, bereits umständliche Kunde davon. Auch die Behandlung der eigentlich politischen und kriegerischen

[1]) History of England ch. 21.

Begebenheiten ist nicht gleichmäßig; Manches wird nur in allgemeinen Umrissen mitgetheilt, und nach dem Ende der großen Helden, deren Charakter und Schicksal Schiller's dramatisches Interesse in Anspruch nahmen, werden die letzten Theile des Kriegs nur skizzenhaft erzählt. Dagegen stellt sich der schwierige und verwickelte Stoff mit ungemeiner Leichtigkeit dar; die Erzählung und Gruppirung ist von lichtvoller Klarheit, die Anordnung vortrefflich; einzelne Scenen, wie die Lützener Schlacht, sind meisterhaft geschildert. Wäre die Form das Entscheidende, so hätte Schiller allerdings wie er einst an Körner schrieb [1]), bei ernstem Willen hoffen dürfen, der erste Geschichtschreiber Deutschlands zu werden. Daneben zeigt sich aber auch ein klarer Blick für die großen Veränderungen in dem europäischen Staatensystem, für die komplizirten Verhältnisse, an denen zum ersten Male fast alle civilisirte Nationen betheiligt waren, in welche die verschiedenartigsten einzelnen Fragen und Interessen hineinspielten, eine gute Schätzung der Kräfte, ein sicheres und unparteiliches Urtheil über Personen, Motive und Mittel. Manche Charakteristiken sind tief und genial, so von Bernhard von Weimar, Oxenstierna, Ferdinand II., Maximilian von Baiern, vor allem von Gustav Adolph und Wallenstein. Wenn Johannes Müller in seiner Rezension des Schiller'schen Werkes [2]) auch „viele Kenntniß des vaterländischen Staatsrechts in den Beurtheilungen der verwickelten Scenen" findet, so zeugt das freilich von bescheidenen Ansprüchen; denn kaum an vier oder fünf Stellen wird ziemlich obenhin erinnert, daß Entwürfe, Verträge oder Maßregeln nicht mit Verfassung und Reichsgesetzen in Uebereinstimmung standen; von einem tieferen Eingehen auf Fragen des öffentlichen Rechts ist nirgends die Rede.

Am bedeutendsten in dem Inhalte des Werkes, sowohl nach seiner Eigenthümlichkeit im Vergleich mit früheren Erscheinungen, als nach durchgreifender Wirkung ist die unbefangene historische Auffassung der religiösen Streitigkeiten in ihren politischen Verwicklungen und Folgen. Wie das religiöse Element überall ein Haupttriebwerk in dem Gange der Civilisation ausgemacht hat,

---

1) Brief vom 26. November 1790.

2) J. v. Müller's sämmtliche Werke, Th. 26, S. 170 ff.

wenn auch bei weitem nicht ſo ausſchließlich wie es ſpäter Friedrich Schlegel in ſeiner Philoſophie der Geſchichte erſcheinen ließ, ſo ward es namentlich im Zeitalter der Kirchentrennung die vorzugsweiſe bewegende Macht. Die Reformation gab Berührungspunkte, Sympathien und Antipathien durch ganz Europa, welches ſich hier wieder als eine zuſammenhängende, ſolidariſch verbundene Staatengeſellſchaft erkannte. Schiller macht gleich in der Einleitung aufmerkſam, daß, wenn die Religion auch wirkte und erregte, doch keineswegs überwiegend für ſie und ihretwegen gehandelt wurde; Privatvortheile und Staatsintereſſen miſchten ſich nicht blos ein, ſondern wurden im Fortgange der Bewegung und bei den leitenden Perſönlichkeiten immer mehr das Entſcheidende. In der deutſchen Centralgewalt verband ſich, wie in Frankreich und Spanien, der Abſolutismus mit der Hierarchie. Das öſterreichiſche Haus, die Säule der Kirche, ſtrebte zugleich, nach dem Vorbilde der anderen Länder eine kräftige einheitliche Regierungsgewalt in Deutſchland zu gründen, und bedrohte dadurch die centrifugalen Kräfte, die Reichsſtände, in der von ihnen gewonnenen, die Immunitäten der alten Feudalariſtokratie bereits weit überragenden Stellung. Wenn Schiller gegen das flüchtiger gearbeitete Ende ſeines Werkes dieſen Beſtrebungen gegenüber gelegentlich von deutſcher Freiheit mit einem Anflug von Pathos ſpricht, hat er ſich durch das Wort Freiheit verleiten laſſen. In den juriſtiſch-politiſchen Deduktionen und den Staatsſchriften von den Zeiten des weſtphäliſchen Friedens bis zum baieriſchen Erbfolgekrieg ſpielt die deutſche Freiheit eine große Rolle, bedeutet aber nur die unbeſchränkte Autonomie der Landesherren gegen die zerbröckelnde kaiſerliche Centralgewalt. Und aus Pütter's Aeußerungen in ſeiner Geſchichte der deutſchen Staatsverfaſſung mögen wir erſehen, daß zwar die ſtaatsgelehrten Juriſten die erbärmliche Reichsverfaſſung, welche Deutſchland zum Tummelplatz fremder Intriguen und Gewaltthätigkeiten und zum Spott aller Völker machte, noch als ein Werk hoher Weisheit und Schönheit bewunderten; aber ſonſt hatte man eben keinen Grund, für dieſe deutſche Freiheit zu ſchwärmen, und auch Schiller ſchwärmte keineswegs dafür, betrachtete vielmehr die Zerriſſenheit Deutſchlands als ein Unheil, gegen welches er wiederholt an die Einheit der Nationalität und des Nationalgefühls erinnert. Im

ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert handelte es ſich lediglich darum, ob der Deſpotismus, welcher damals den Fortſchritt aus dem Staatsweſen der mittelalterlichen Geſellſchaft darſtellte, das ganze Reich umfaſſen, oder nur in den einzelnen Territorien zur Herrſchaft gelangen ſollte. Schiller bemerkt auch, nicht der Abſolutismus, ſondern der ſtarre Katholizismus des kaiſerlichen Hauſes habe in jener Zeit von den Beſitzungen des öſterreichiſchen und böhmiſchen Adels bis zu den Küſten des Meers den tiefen Haß der Bevölkerungen aufgeregt, welcher der dynaſtiſchen Oppoſition die Kraft gab, das Reich zu zertrümmern. Gegen die eigentlich religiöſen Streitfragen, gegen alles Dogmatiſche verhielt er ſich völlig indifferent. Aber er ſah, nachdem es einmal zu dem großen Bruch gekommen war, in dem damaligen Proteſtantismus den Fortſchritt der Bildung, Humanität und Geiſtesfreiheit, den Widerſtand gegen das aggreſſive Beſtreben die Kultur zurückzuſchrauben. Der unbedingte Sieg der alten Ordnung unter der Leitung ihrer ſchroffſten und rückſichtsloſeſten Vorkämpfer hätte damals nicht den alten Geiſt der Kirche, wie ſie im Glanze des Mittelalters die höchſten Blüthen des menſchlichen Geiſtes in ſich aufnahm, wiederhergeſtellt, ſondern wie es nach allen gewaltſamen Reſtaurationen der Fall iſt, eine retrograde Unterdrückung, eine Stagnation aller geiſtigen Bewegung herbeigeführt, ähnlich der Verdumpfung, welche in Spanien eintrat. Dies zog Schiller auf die proteſtantiſche Seite. Dabei war er jedoch völlig gerecht in der ſittlichen Beurtheilung der Handlungen und Perſonen auf beiden Seiten. Er ſtellte die Ausſchreitungen ungeſchminkt dar, wo ſie ſtattfanden, war ſo wenig blind gegen den finſteren, fanatiſchen Geiſt der franzöſiſchen Calviniſten, wie gegen den grauſamen Verfolgungseifer der liguiſtiſchen Führer. Gegenüber dem elenden, verächtlichen Benehmen der meiſten proteſtantiſchen Fürſten in der Zeit des dreißigjährigen Kriegs würdigte er vollkommen die überlegene Tüchtigkeit, Standhaftigkeit und Energie Ferdinand's II. und Maximilian's von Baiern. Sehr verſchieden von der früheren Geſchichtſchreibung der Proteſtanten, welche die Ihrigen als reine Glaubenshelden, die Gegner als blutgierige Wüthriche zu betrachten pflegten, erkannte er an, daß der Kaiſer gerecht, menſchlich und achtungswerth war, daß ſeine Lage und Grundſätze, nicht grauſame Neigungen den

verheerenden Krieg enzündeten und weiter trugen; und nicht weniger hebt er bei Gustav Adolph den kriegerischen und politischen Ehrgeiz hervor und die Gefahren, welche seine Entwürfe bargen; ja bei aller Vorliebe für den glänzenden und liebenswürdigen Helden geht er so weit zu erklären, es sei vielleicht das größte Verdienst gewesen, welches er sich noch um Deutschland erwerben konnte, zu sterben. Ebenso verschieden im Prinzip von der katholischen Auffassung, welche in der Reformation und ihren Folgen nur revolutionäres Verderben, nur den willkürlichen Abfall persönlicher Leidenschaften erkennen wollte, sah er in dem gewaltigen Ringen dieses Zeitalters die Begründung einer neuen, entwicklungsfähigen Ordnung, welche nach dem unheilbar gewordenen Zwiespalt der neuen Bedürfnisse und der alten Formen nothwendig war, wenn nicht bereits gewonnene und künftig zu hoffende Fortschritte für lange Zeiten verloren gegeben werden sollten. Wie er es in den ästhetischen Briefen mit Bezug auf die französische Revolution aussprach, so entschied auch am Ende der deutschen Revolution im dreißigjährigen Kriege die brutale Gewalt den Streit der Prinzipien. In beiden Fällen setzten Ehrgeiz und Herrschsucht fast ein Menschenalter hindurch die Kämpfe fort, welche über Ideen entbrannt waren. Auch der deutsche Krieg des siebzehnten Jahrhunderts endete mit einem großen Kompromiß; Niemand erreichte, was er eigentlich gewollt hatte. Aber das Resultat unsäglicher Anstrengungen und Leiden war die endliche Feststellung einer neuen und dauernden Ordnung, in welcher bald auf allen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens ungeahnt rasche Fortschritte gemacht wurden. Die harten Gegensätze schliffen sich allmälig ab. Genöthigt sich mit den neuen Ideen einzurichten, erkannte man, daß die Welt mit ihnen bestehen konnte, und was in ihnen groß, nothwendig und fruchtbar war, das wirkte auf die alten Gegner fast nicht minder, wie auf ihre Verfechter.

Die publizistische Wirkung dieses Geschichtswerks ist außerordentlich groß und nachhaltig gewesen. Schiller's Auffassungen und Urtheile sind einem großen Theile des deutschen Volkes in Fleisch und Blut übergegangen, bilden ein unvertilgbares Element in seinem sittlich-politischen Bewußtsein, und wenn wir ihn auch keineswegs als den alleinigen Urheber ähnlicher Anschauungen

betrachten dürfen, die uns überall in der hiſtoriſchen Literatur, der wiſſenſchaftlichen wie der populären, entgegentreten, ſo haben doch ohne Zweifel ſeine beredten Darſtellungen einen mächtigen Einfluß geübt. Seine umfaſſenden Geſichtspunkte, ſeine geſunde Auffaſſung des geſchichtlichen Lebens, ſeine vielſeitige, kulturhiſtoriſche Würdigung der politiſchen Begebenheiten rechtfertigen das Urtheil Johannes Müller's in der Rezenſion des dreißigjährigen Kriegs, daß darin auch dem Sachkundigen Manches geſagt werde, was die gelehrte Detailforſchung leicht überſehe. Eine in das Einzelne gehende Kritik würde weder durch den Werth der Schiller'ſchen Studien an ſich gerechtfertigt, noch bei dem jetzigen Stande der hiſtoriſchen und politiſchen Wiſſenſchaften von irgend einer Bedeutung ſein. Durch Anregung geſchichtlichen Intereſſes und politiſchen Sinnes in weiteren Kreiſen ſind Schiller's hiſtoriſche Schriften mittelbar auch für die deutſche Geſchichtſchreibung folgenreich geworden. Eine ſolche mittelbare Einwirkung können wir ebenfalls ſeinem Styl und ſeiner Darſtellungsweiſe in bedeutendem Grade zuſchreiben. Indeſſen kommt dieſe nicht ſowohl ſpeziell ſeinen Geſchichtswerken, als ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit überhaupt zu, und ſteht übrigens in zu engem Zuſammenhange mit allgemeineren Urſachen, mit der ganzen literariſchen Entwicklung jener Zeit, als daß ſie ſich mit einiger Beſtimmtheit und im Einzelnen nachweiſen ließe. Die Litteratur iſt eben ſo ſehr Ausdruck und Wirkung der in der Geſellſchaft vorwaltenden Richtungen und Bedürfniſſe, als deren Urſache und Förderungsmittel. Die äſthetiſche Periode des deutſchen Kulturlebens hat auf die Wiſſenſchaften den doppelten und doch innig zuſammenhängenden Einfluß gehabt, daß ſie auf der einen Seite ein zahlreiches Publikum in literariſche Intereſſen hineingezogen, unvergleichlich weitere Kreiſe für eine gründlichere, wiſſenſchaftliche Bildung eröffnet, und auf der anderen den Wiſſenſchaften einen univerſelleren Charakter und eine mehr künſtleriſche Behandlung verliehen hat. Wiſſenſchaft und Leben wurden in innigere Berührung gebracht. Gelehrter Inhalt und anſprechende Form ſchloſſen ſich nicht mehr aus. Es wurde Werth gelegt auf Vortrag und Darſtellung. Man hat geſagt, daß man es jedem deutſchen Buche auf den erſten Blick anſehen könne, ob es vor oder nach den zwanzig Jahren von 1760 bis

1780 geschrieben worden. Schiller gehört zu denen, bei welchen die neue Richtung zum Durchbruch gekommen und welche sie zugleich mächtig gefördert haben. Den hervorragenden Antheil, welchen seine journalistische Thätigkeit, namentlich die in formaler Beziehung epochemachende Erscheinung der von ihm redigirten Horen, sowie seine historischen und ästhetischen Schriften an dieser Veränderung hatten, hat Gervinus in erschöpfender Weise geltend gemacht [1]), und neuerdings hat besonders auch der berühmte Kenner deutscher Sprache und Literatur, Jacob Grimm [2]), an seine hohe Bedeutung für Styl und Sprache erinnert. Der große Fortschritt der wissenschaftlichen Darstellung ist im vorzüglichen Maaße der Geschichtschreibung zu Statten gekommen, welche auf jeder Stufe der Ausbildung zu künstlerischer Gestaltung drängt und ohne eine gewisse Vollendung der Form kaum ihren Namen verdient. Erst seitdem haben die deutschen Historiker sich denen anderer Länder in der Darstellung ebenbürtig zur Seite gestellt und in der Forschung neue Bahnen eröffnet. Unter denen, die nach Schiller geschrieben haben, ist schwerlich einer, der nicht seine historischen Schriften gelesen hätte, und viele von ihnen haben gelegentlich ein Urtheil über sie abgegeben. Dessenungeachtet dürfen wir denselben eine erhebliche direkte Einwirkung auf die Geschichtswissenschaft nicht zuschreiben. In eigentlich gelehrten Kreisen war der Erfolg seiner ästhetischen Schriften ungleich größer. Bei diesen entsprach Tiefe und Reichthum des Inhalts ebenso wie die Schönheit der Form den höchsten Ansprüchen; in ihnen deckten sich Gedanken und Ausdruck, wissenschaftliche Behandlung und glänzende Schreibart in mustergültiger Weise; sie machten überall einen nachhaltigen Eindruck. Dagegen gaben seine Geschichtswerke hinsichtlich der Fülle des Stoffs und der Gründlichkeit der Forschung gerechten Ausstellungen Raum. Man wollte sie sogar häufig weniger, als es billig ist, gelten lassen und sie gänzlich zur leichten Lektüre für das größere Publikum verweisen. Außerdem aber haben sich gerade die historischen Studien unmittelbar neben und nach der Zeit Schiller's so sehr

---

1) Neuere Geschichte der Literatur II. S. 370 ff., 433 u. a. a. O. m.

2) Rede auf Schiller, am 10. November 1859 in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehalten.

vertieft und erweitert, daß bei dem engen Zuſammenhange zwiſchen Inhalt und Form ſeine Darſtellungsweiſe der veränderten Methode unmöglich genügen konnte.

Diejenige Seite der neueren Geſchichtswiſſenſchaft, welche ſie am meiſten von der älteren unterſcheidet und erſt geeignet iſt, von der bloßen Beſchreibung der Thatſachen zur wiſſenſchaftlichen Konſtatirung von Geſetzen geſchichtlicher Entwickelung zu führen, nämlich die Unterſuchungen über die allgemeinen Grundlagen des Volkslebens, über Recht, Sitte und Bildung, materielle und und geiſtige Kultur, wirthſchaftliche Zuſtände und Organiſation der Geſellſchaft, erfordern ſelbſtverſtändlich eine eigene Methode der Beobachtung und Darſtellung, für welche frühere Geſchichtswerke kaum einen Anhalt gewähren können. Aber auch die Geſchichtſchreibung, welche ſich ſpezieller auf die eigentlich politiſche Geſchichte beſchränkt, iſt in urkundlichen Studien, in der Kritik der Quellen, in ſtrenger Rechenſchaft über Stand und Gründe ihres Wiſſens, in dem Streben nach genauen und belehrenden Aufſchlüſſen über das innere Getriebe, die Mittel und Wege der politiſchen Begebenheiten ſo weſentlich über die ältere hinausgegangen, daß ſie gleichfalls nothwendig eine andere Darſtellungsweiſe bedingt. Wohl nur von den zum allgemeineren Gebrauch beſtimmten Handbüchern und Lehrbüchern der äußeren, politiſchen Geſchichte könnte man ſagen, daß ihnen, ſo weit ſie nach guten Formen ſtreben, Schiller's Werke, namentlich der dreißigjährige Krieg, in Styl und Anordnung einigermaßen als Muſter gedient; doch kann es ſich auch hier nicht ſowohl um beſondere Eigenthümlichkeiten, als um ſolche Vorzüge handeln, die ſeine Schriften mit jeder tüchtigen, gut geſchriebenen, populären Geſchichte theilen. Auf die gelehrte Geſchichtſchreibung iſt Schiller's Weiſe gewiß nicht von großem Einfluß geweſen. Jedenfalls wird ſich bei keinem einzigen unſerer bedeutenderen Hiſtoriker eine beſondere Einwirkung ſeiner Methode annehmen laſſen.

VI. Wiſſenſchaft und Dichtung.

Dasjenige, worauf Jemand eine ernſte und dauernde Thätigkeit wendet, hat unvermeidlich Einfluß auf ſein ganzes Weſen und auf Alles, was hinfort aus dieſem hervorgeht. Die Be-

ſchäftigung mit Philoſophie und Wiſſenſchaft war bei Schiller nicht etwas Oberflächliches und Aeußerliches, ſondern aus dem innerſten Bedürfniß ſeines Geiſtes hervorgegangen, und war eine hinlänglich tiefe, um ſein ganzes geiſtiges Weſen zu geſtalten. Wenn daher die Poeſie die höchſte Kraft und der reinſte Ausfluß ſeiner Seele war, ſo verſteht ſich eine Wechſelwirkung zwiſchen ſeiner wiſſenſchaftlichen und ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit von ſelbſt, um ſo mehr, da alle ſeine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen von dem philoſophiſchen Geiſte getragen waren, der in der Betrachtung aller einzelnen Erſcheinungen die Totalität einer vollendeten Weltanſchauung ſucht. Die Philoſophie ſteht gleich der Poeſie ihrer Natur nach im Mittelpunkte aller geiſtigen Beſtrebungen, ſtellt mehr als jede ſpezielle Wiſſenſchaft dar, was der Menſch eigentlich iſt, läßt ihre ideale Einheit und Begeiſterung in alles Einzelne überſtrömen, wirkt auf alle Kräfte des Gemüths und macht die vereinzelten Reſultate erſt zum nährenden Blut des Geiſtes, zur Quelle des Handelns. Die Philoſophie eines Dichters läßt ſich daher am wenigſten von ſeiner Poeſie getrennt denken. Schiller ſtrebte Alles, was er von Wiſſenſchaften berührte, von den mediziniſch-phyſiologiſchen Studien ſeiner Jugend bis zu ſeiner Moralphiloſophie, Aeſthetik und Geſchichte in ein einheitliches Weltbild aufzunehmen. „Die hohe Einheit ſeiner Natur“, welche Wilhelm von Humboldt ſo ſchön hervorhebt, zog jeden neuen Stoff des Denkens in die Totalität ſeiner Weltanſchauung und machte jede ſeiner Ideen zum treuen Abdruck ſeines ganzen geiſtigen Daſeins. Jeder wirklich hervorragende, mächtig wirkende Künſtler bedarf zu dem ſicheren Standpunkte einer klaren Lebensanſchauung, ein eigenes, originelles Abbild der Welt in ſich tragend, einer wahrhaften, tiefen Bildung des Geiſtes und Gemüths. Das lehren die großen Künſtler aller Zeiten, die Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Raphael ſo gut wie Sophokles und Euripides, wie Goethe und Schiller. Ungeblendet durch den frühen Ruhm ſeiner Jugendwerke, erkannte Schiller, daß er Vieles nachzuholen, ſtark an ſich zu arbeiten habe. Und das that er mit außerordentlicher Energie. In dieſem Sinne ſtellte er ſeine hohen Anſprüche an die geiſtige und ſittliche Kultur des Dichters und errang ſich ſelbſt einen hohen Stand univerſeller Bildung. Die künſtleriſche Reinigung

und Klärung ging bei ihm von der intellektuellen und moralischen aus. Diese gestaltete ihn zu dem ganzen, geschlossenen, starken Charakter

— fortis et in se ipso totus teres atque rotundus —

als der er seitdem erscheint. Er war in der That ein anderer Mensch geworden. In späteren Jahren schrieb er an Körner: Das Gewaltige, Hastige kann zur Klarheit gelangen, rohe Kraft kann sich bilden, aber der Weg zum Vortrefflichen geht nie durch das Leere und Hohle. Das bezeichnet seinen eigenen Lebensgang und vielleicht den normalen jeder großen Natur, unter deren Gemüthskräften die Phantasie die hervorragendste Stelle einnimmt. Die ursprüngliche, instinktive Kraft des Genies wirkte in seinen ersten Tragödien; die beginnende Bildung führte einen Bruch herbei, machte ihn an sich selber zweifeln, lähmte die Produktion. Die Unsicherheit des Denkens mußte durch vertieftes Denken überwunden werden. Die vollendete Bildung stellte die jugendliche Unbefangenheit und Sicherheit wieder her und gab ihm die lebensvolle Heiterkeit, mit der er sich, ähnlich Goethe, in der von ihm dargestellten Welt bewegte, eine freie, besonnene, selbstbewußte Nothwendigkeit des Schaffens. Diese durchgearbeitete einheitliche Natur und die daraus hervorgehende innere Verbindung von Wissenschaft und Kunst haben Alle erkannt, die über Schiller's Leben, Wirken und Dichten geschrieben haben. Besonders eingehend und erschöpfend ist sowohl diese Einheitlichkeit in dem Ganzen seines Wesens, als das gegenseitige Verhältniß zwischen seinen Theorien und seiner Kunst in dem Einzelnen seiner Werke dargestellt worden von Humboldt[1]), Gervinus[2]) und Julian Schmidt[3]), so daß kaum irgend etwas Neues von Erheblichkeit darüber gesagt werden kann. Im Wesentlichen läßt sich nur auf diese verweisen und wiederholen, was von ihnen in dieser Beziehung gesagt worden ist.

In der hyperkritischen Periode der ästhetischen und romantischen Geistreichigkeit, welche Schiller's Lorbeern zerpflückte, ohne ihn aus den Herzen des Volkes reißen zu können, und zum Theil

---

1) In der Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller.
2) In der Litteraturgeschichte an vielen Stellen.
3) Schiller und seine Zeitgenossen.

verleitet durch einzelne mißachtende Aeußerungen von ihm ſelbſt und Goethe über den Werth ſeiner theoretiſchen Spekulationen, iſt man auf den wunderlichen Einfall gekommen, zu behaupten, daß die wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Beſtrebungen ſeine poetiſche Kraft geſchmälert, ſeinen Dichtungen geſchadet hätten. Es ſcheint freilich, als müßte gegen eine ſolche Anſicht die Erinnerung genügen, daß er alle die Werke, die ihn unbedingt, man mag den Kreis auch ſehr eng ziehen, zu den erſten Dichtern der Welt ſtellen, erſt in und nach dieſer Zeit geſchrieben hat. Indeſſen wenn auch das Urtheil über die Erfolge und Einflüſſe der theoretiſchen Beſchäftigungen vorläufig dahin geſtellt bleibt, läßt ſich doch jedenfalls nicht verkennen, daß dieſelbe an ſich nach Schiller's Anlage und Eigenthümlichkeit eine unvermeidliche Nothwendigkeit war. Im Vergleich mit Goethe war er eben ein reflektirter Dichter, ſeine Poeſie war innigſt an die Kraft des Gedankens gebunden. Dies tritt vorzüglich in der Lyrik hervor, welche die Subjektivität des Dichters am treueſten abſpiegelt. Goethe's lyriſche Poeſie iſt der unmittelbare Ausfluß einer mächtigen, fortreißenden Empfindung, deren Gegenſtände er wie kein Anderer plaſtiſch zu geſtalten weiß. In Schiller's Lyrik iſt das überwiegende nicht die ſubjektive Stimmung und Empfindung; was in ſeinen Jugendgedichten wirklich aus dieſer hervorgeht, iſt größtentheils unbedeutend; was den Anſchein tief bewegten Gefühls tragen ſoll, iſt meiſtens geſucht, unſchön und unnatürlich; ſelten zeigen ſich zarte, urſprüngliche Züge, welche eine wahre menſchliche Empfindung verrathen. Das Meiſte ging ſchon damals aus der Spekulation hervor, die ſich zu jener Zeit mit allgemeinen Betrachtungen über Natur und Geiſt, Leben und Tod, Welt, Liebe, Gott beſchäftigte. Das Bedürfniß zu philoſophiren erfüllte und begleitete von Anfang an ſeine Lyrik. Die Gedichte der Anthologie, von denen er nur einen kleinen Theil in die ſpätere Sammlung aufnahm, mit ihren grellen phantaſtiſchen Bildern, ihren unzuſammenhängenden, widerſpruchsvollen, wüſten Gedanken, ihrer künſtlichen Exaltation ſtehen neben dem ſchwankenden Pantheismus, den unbeſtimmten, naturphiloſophiſchen Spekulationen ſeiner mediziniſchen Abhandlung und des Geſprächs zwiſchen Wollmar und Edwin, wie die nachfolgenden neben den Briefen von Julius und Raphael. Und ſo entſprechen die ſpäteren

philoſophiſchen Gedichte von den Göttern Griechenlands und den Künſtlern bis zum Reich der Schatten, der Elegie und der Glocke den vertieften philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien. Nur hin und wieder zeigt ſich ſchon in den älteren, formloſen Gedichten die Gabe einer mächtigen, hinreißenden Diktion und die Macht der Phantaſie, allgemeine, unbeſtimmte Vorſtellungen in lebendige, anſchauliche Gegenwart umzuſetzen, wodurch ſeine ſpäteren Dichtungen glänzen. Zu dem klaren, beſtimmten, prachtvollen Ausdruck ſeiner beſten Zeit gelangte er erſt durch ausdauernde Arbeit. Auf die Vollendung ſeines Styls und ſeiner Darſtellung übte die Einfachheit der antiken Poeſie, die lange und ernſte Beſchäftigung mit dem Homer und den griechiſchen Tragikern die glücklichſte Wirkung. Auch für ſeine Kunſtanſchauungen, für ſeine theoretiſche Bildung und für den Inhalt ſeiner Dichtungen ward das Alterthum hinfort ein weſentlicher Beſtandtheil. Hier treten indeſſen ſeine weiteren philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien in den Vordergrund.

Ohne Zweifel war es die erkannte Nothwendigkeit einer tieferen Ausbildung für ſeinen dichteriſchen Beruf, was Schiller trieb, nicht bei unbeſtimmten Begriffen einer allgemeinen Weltanſchauung ſtehen zu bleiben, ſondern in gründlicher, wiſſenſchaftlicher Forſchung zuſammenhängende Aufſchlüſſe über die höchſten Angelegenheiten der Menſchen zu ſuchen. So lebhaft ihn dann Philoſophie und Geſchichte ergriffen, ſo ernſtlich er ſich um ihrer ſelbſt willen in ſie vertiefte, ſo raſtlos er ſtrebte, auch auf ihren Gebieten etwas an ſich Bedeutendes zu leiſten, ſo zeigen doch viele direkte Aeußerungen nicht minder als der ganze Gang ſeines Lebens, daß er mit vollem Rechte die Kunſt als ſeinen wahren und höchſten Beruf, die Wiſſenſchaften für ſeine Perſon nur als nothwendiges Mittel betrachtete. Er fühlte ſich in den wiſſenſchaftlichen Arbeiten „doch nur als Dilettant“, er ſah ſich „vom dichteriſchen Geiſte überraſcht, wo er philoſophiren wollte.“ Es zog ihn in den Jahren der theoretiſchen Arbeiten nicht weniger ſehnlich zum künſtleriſchen Schaffen zurück, als die Freunde Körner und Humboldt dazu mahnten. Außer den Antrieben und Anregungen, welche die Rückſicht auf ſeine menſchliche und künſtleriſche Vollendung ihm zur wiſſenſchaftlichen Anſtrengung überhaupt gab, laſſen ſich die Einwirkungen ſeiner poetiſchen

Anlagen und Bedürfnisse auch in den Richtungen und Gegenständen seiner Thätigkeit erkennen. Durch sie veranlaßt, suchte er in den philosophischen Disziplinen vor allen Dingen die Begründung einer wahren Kunsttheorie, in der Geschichte vornehmlich nach Begebenheiten und Charakteren, welche Gefühl und Einbildungskraft in Anspruch nehmen. Das Gemeinsame der Poesie und Philosophie leitete ihn, in den einzelnen Bestrebungen stets das Ganze im Auge zu behalten, ohne voreilige Systematik nach einer Gesammtanschauung zu streben und in ihr alles Einzelne zusammenzufassen. Dabei hatte ihn die Zucht der Kantischen Philosophie zur Einsicht in eine wahrhaft wissenschaftliche Methode geführt und lehrte ihn, nicht ein poetisches Bild und eine wissenschaftlich begründete Erkenntniß, eine allgemeine Vorstellung und einen bestimmten Begriff zu verwechseln. Wir sehen dieselben Kräfte des Gemüths, den auf die Totalität der menschlichen Natur gerichteten Geist, die Gabe, umfassend zu kombiniren und große Entwürfe zu konzipiren, in seinen wissenschaftlichen Leistungen, wie in seinen Dichtungen wirken, aber er verstattete der dichtenden Einbildungskraft nicht leicht einen trübenden Einfluß auf die Ergebnisse seines theoretischen Denkens. Dagegen wirkte die wissenschaftliche Strenge in der heilsamsten Weise auf die Klarheit und Bestimmtheit seiner Anschauungen zurück. Die Sicherheit in den Grundlagen und Gesetzen der Kunst machte ihn der Form völlig Herr, und der Reichthum der gewonnenen Anschauungen erfüllte den Inhalt seiner Werke. Philosophie und Geschichte gaben seiner Dichtung Halt und Festigkeit. Die Philosophie wies der Kunst Zwecke und Ziele, die Geschichte bot ihr Stoffe dar.

Am unmittelbarsten zeigt sich der Zusammenhang seiner Wissenschaft und Kunst in den philosophischen Gedichten, der kulturhistorischen Lyrik, wie man sie treffend genannt hat. In dem Cyklus dieser Gedichte — den Göttern Griechenlands, den Künstlern, Ideal und Leben, dem Spaziergang, dem eleusischen Fest — wird in engem Anschluß an seine theoretischen Schriften eine philosophische, moralische und ästhetische Weltanschauung entwickelt, so klar, umfassend, auf die letzten Grundlagen eingehend, wie es nach dem Werke des Lucrez selten in einer Dichtung geschehen ist. Hier wird der Kunst und dem Schönen die

hohe Stellung in der Vorbereitung und Vollendung menſchlicher Bildung gewieſen, hier werden Geſittung, geiſtige und ethiſche Kraft und Harmonie von Freiheit und Geſetz in den edelſten Geſtaltungen gefeiert, die in anderen, populäreren Gedichten, vor allem in der Glocke, durch eine Reihe ſchöner, ſittlich-geſellſchaftlicher Bilder ganz im Sinne einer poſitiven Ausführung der Kantiſchen Ethik ergänzt wurden; und Alles iſt an eine großartige, allgemeine Anſchauung der menſchlichen Natur und ihrer Entwicklung geknüpft, wie ſie der philoſophiſchen und geſchichtlichen Lehre Schiller's entſpricht. Reflektirt iſt dieſe ideenvolle Poeſie ohne Zweifel, aber dennoch ſtrömt ſie frei aus Anſchauung und Gefühl hervor. Gedanke und Bild, Idee und Empfindung erſcheinen in ſteter Wechſelwirkung. Schiller wußte die Begriffe der Philoſophie und die Bilder der Kunſt wohl zu unterſcheiden. Der Dichter wendet ſich nicht an den ſcheidenden, das Einzelne verfolgenden Verſtand, ſondern an das nachſchaffende, überall Totalität erblickende Gefühl, und muß dieſem die innere Nothwendigkeit ſeiner Schöpfungen zur Evidenz bringen, wie es die wiſſenſchaftliche Beweisführung dem Verſtande gegenüber thut. Er muß das Nothwendige und Allgemeine in die individuelle Erſcheinung verwandeln. Wir mögen Schiller's eigene Worte aus der Rezenſion über Bürger auf dieſe Dichtungen anwenden: nur ein großes Talent kann mit den Reſultaten des Tiefſinns ſpielen, den Gedanken von der urſprünglichen Form losmachen, die Geheimniſſe des Denkens, als Vorläufer der hellen Erkenntniß, in eine leicht zu entziffernde Bilderſprache kleiden und die Ergebniſſe mühſamen Forſchens der Einbildungskraft überliefern. Körner und Humboldt fanden hier ſein tiefſtes Weſen ausgeſprochen, die Totalität ſeiner Poeſie und Philoſophie. „Man ſchaut in das Reich der Ideen, aber aus dem beweglichen Meere der Dichtung.“ Schiller's Biograph Hoffmeiſter erklärt dieſe Gattung von Gedichten für verfehlte Aufgaben, die vortrefflich gelöſt ſeien. Nach Viſcher iſt er in derſelben Regel und höchſtes Muſter. „Es iſt die Andacht des Schönen, des Ideals darin.“ An Schlegel's Rezenſion über die Künſtler, an den vielen Beſprechungen der Gedichte, an den Briefen Humboldt's und Körner's können wir uns den mächtigen Eindruck vergegenwärtigen, den dieſe Dichtungen zu jener Zeit hervorriefen, da

man noch gewöhnt war, die höchsten Wahrheiten und ihre Einheit vorzugsweise in der Poesie zu suchen. Auch Goethe fand in ihnen „Anschauung und Abstraktion in vollkommenem Gleichgewicht und alle übrigen poetischen Tugenden in schönster Ordnung." Uebrigens waren Schiller und seine Freunde vollkommen darüber einverstanden, daß diese Gedichte, wenn sie auch nicht eines philosophischen Systems zur Erklärung bedürften, doch nicht für ein großes Publikum wären, sondern nur für „die Wenigen von gutem Verstand und empfänglicher Einbildungskraft". Es verhält sich mit ihnen ähnlich wie mit seinen philosophischen Schriften; das Einzelne erscheint klar und faßlich, aber es erfordert einige Uebung und Aufmerksamkeit, in den Sinn und Zusammenhang des Ganzen einzudringen. Viele Stellen sind von leuchtender Schönheit und ergreifender Wirkung. Seit den Tagen, in welchen Sophokles den sterbenden Helden besang, wie er vor den Flammen des Scheiterhaufens den Bruder des Zeus, den süßen Tod anfleht, ihn einzuwiegen zum Schlummer [1]) und dann die eigene starke Seele aufruft, ein stählernes Gebiß anzulegen, um jeden Schmerzenslaut zu unterdrücken und wie ein Fest zu begehen das entsetzliche Werk [2]), seitdem ist wohl das Vorbild des Heroenthums, das Symbol der ringenden, zum Göttlichen aufstrebenden Menschenkraft nicht schöner gefeiert worden, als in den Versen Schiller's:

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Herakles des Lebens schwere Bahn,
Kämpft mit Hydern und umarmt den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.

Bei der hohen Bewunderung, die er für die Trachienierinnen ausspricht, ist es nicht unwahrscheinlich, daß er durch die

1) *ὦ Λιὸς αὐθαίμων,*
ὦ γλυκὺς ᾽Αΐδας,
εὔνασόν μ᾽ εὔνασον
ὠκυπέτᾳ μόρῳ
τὸν μέλεον φθίσας.

2) *ὦ ψυχὴ σκληρὰ· χάλυβος*
λιθοκόλλητον στόμιον παρέχουσ᾽
ἀνάπαυς βοὴν, ὡς ἐπίχαρτον,
τελέως ἀκούσιον ἔργον.

Sophokleiſche Tragödie auf den ethiſchen Sinn der Herakles-Sage geleitet iſt. Dem Spruche eines anderen Helden dieſes Dichters iſt er durch ein raſtloſes Leben gefolgt: nimmer zu ermüden! [1])

Eine große wiſſenſchaftliche Anſchauung endlich, die in dieſen Gedichten niedergelegt iſt, darf nicht übergangen werden. In der Vergleichung der griechiſchen und der modernen Weltbetrachtung iſt Schiller die Einſicht in den kulturgeſchichtlichen Gegenſatz aufgegangen, welcher die Erklärungsverſuche älterer und neuerer Theorien trennt. Das frühere, mythologiſche Phantaſiedenken ſieht in allen Erſcheinungen, in den Bewegungen der Himmelskörper und dem Kreislauf der Natur, wie in den Einrichtungen und Geſchicken der Menſchen die unmittelbaren Offenbarungen göttlichen Wirkens, erfüllt die Welt mit lebendigen, beſeelten Mächten; die ſpätere, poſitive Wiſſenſchaft erkennt ſolche Erklärungen nicht an, ſtreicht das Eingreifen der Götter und die perſonifizirten Kräfte aus ihren Formeln und geht einzig darauf aus, die Geſetze zu erkennen, von denen die Thatſachen der Natur und des Geiſtes beherrſcht werden. Dieſes allgemeine Entwickelungsgeſetz, welches ſich in den einzelnen Wiſſenſchaften wie in ganzen Kulturperioden als ein fundamentales nachweiſen läßt, iſt kaum irgendwo vor Schiller ſo klar und rein ausgeſprochen worden, wie in den Göttern Griechenlands und in der Elegie, wenn es auch den ſchottiſchen Philoſophen, namentlich Adam Smith, nicht entgangen iſt und in dem Gegenſatz der Kantiſchen Philoſophie gegen theologiſche und metaphyſiſche Vorausſetzungen ausgedrückt liegt. Schiller erkennt jene ältere Philoſophie, die Allbeſeelung der Natur, als günſtiger für die Poeſie und Kunſt; die Welt iſt entgöttert, ſeit ſie ſtatt dem lebendigen Helios dem todten Geſetz der Schwere gehorcht; darum wird das Scheiden der alten Götter beklagt,

und alles Schöne,
alles Hohe nahmen ſie mit fort.

Aber nicht weniger erkennt er die großen und edeln Seiten der neueren Zeit, die Fortſchritte der Geſittung und des geſellſchaft-

---

[1]) *οὐ γὰρ δεῖ μ' ἀποκάμνειν.*
Theſeus im Oedipus.

lichen Lebens, den Glanz der Kultur und Wiſſenſchaft; er weiß, daß der höchſte Genuß des Lebens nur im Ideal, im Bilde zu gewinnen iſt; er ſieht die idealen Faktoren der Geſchichte auch in unſeren Tagen lebendig,

Und die Sonne Homer's, ſiehe! ſie lächelt auch uns.

Wenn dieſe Gedichte die unmittelbaren, in die Empfindung und Sprache der Poeſie übertragenen Ausflüſſe ſeiner Philoſophie waren, ſo bildeten ſeine ethiſchen, politiſchen und hiſtoriſchen Anſchauungen die weſentlichſten Grundlagen ſeiner dramatiſchen Dichtung. Dieſe war ohne Zweifel die eigentliche Sphäre Schiller's, ſeiner Individualität am meiſten entſprechend. Weil er hier den Trieb auf Ideen, die tiefe Auffaſſung großer Begebenheiten, den idealen Schwung ſeines Geiſtes am glänzendſten entfalten konnte, trieb ihn Humboldt zum Drama, als er ſelbſt an ſeinem Beruf zu zweifeln ſchien. Der Zuſammenhang des Sittlichen und des Erhabenen, das Bewußtſein, hier durch die Gedankentiefe die poetiſchen Vorzüge des Alterthums wet machen zu können, zog ihn ſelbſt vorzüglich zur Tragödie. Dazu bedurfte er der philoſophiſchen Vertiefung und der feſten ethiſchen Grundlage, welche ihm ſeine Kantiſchen Studien gewährten. Die Beſchäftigung mit der Geſchichte aber, die Uebung des hiſtoriſchen Blicks, die Gewöhnung, ein weites Feld der Thatſachen aufzufaſſen und zu beherrſchen, gaben ihm den Takt und das Geſchick in der Wahl und Behandlung geſchichtlicher Stoffe, welche auch diejenigen als muſtergültig anzuerkennen pflegten, die in ſeiner Kompoſition und in ſeinen Charakteren alle möglichen Fehler erblickten. Gegebene Objekte und geſchichtliche Beſtimmtheit waren ihm um ſo nothwendiger, als er nicht die unmittelbare Anſchaulichkeit und die Fülle der Empfindung beſaß, um Geſchöpfen der eigenen Einbildungskraft das volle Leben und die Farbe der Natur zu verleihen. Merck hat in frühen Jahren Goethe gemahnt: „die Anderen ſuchen das Poetiſche, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nur dummes Zeug; dein Beruf iſt es, dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben.“ Auch Hegel hält den idealiſtiſchen Anfang in der Kunſt für bedenklich. Aehnlich ſpricht Schiller es in Briefen an Goethe und Körner aus, daß es eine ganz andere Operation ſei, das Realiſtiſche zu idealiſiren, als das Ideale zu realiſiren, und erklärt

wiederholt seinen Entschluß, nur geschichtliche Stoffe wählen zu wollen. Man hat häufig behauptet, und noch neuerdings hat Hettner in seiner Schrift über die romantische Schule und ihren Zusammenhang mit Goethe und Schiller an den einzelnen Stücken nachzuweisen gesucht, daß Schiller seine Dramen seit dem Wallenstein „lediglich aus rein formellen Rücksichten und Gesichtspunkten geschrieben, daß nur die Form, nie der Inhalt die Wahl des Stoffs bedingt" habe. Ich meine, man hat sich in Schiller's Praxis, wie in seiner Aesthetik durch einzelne Aeußerungen über die rein formale, die rein ästhetische Wirkung der Kunst irre führen lassen. Daß der Dramatiker jeden Stoff auf die Möglichkeit ansehen muß, ihn in die poetische Form zu bringen, versteht sich von selbst; daß ein so scharfsinniger Aesthetiker wie Schiller in der Behandlung seiner Stoffe zugleich ästhetische Probleme zu lösen trachtete, kann ebenso wenig befremden; daß in der Korrespondenz mit Goethe und Körner die formellen Gesichtspunkte am meisten in den Vordergrund treten, erklärt sich nicht blos aus der Individualität der Freunde, sondern auch daraus, daß nur für das Formelle, das Einzelne und Aeußere die Besprechung mit Anderen von erheblicher Bedeutung sein kann, während der von Schiller selbst hervorgehobene, bewußtlose Anfang der Kunst, die dunkle Totalidee nur in der eigenen Seele des Dichters reifen kann. Aber ebenso stark und häufig spricht er in seinen Briefen das Bedürfniß aus, einen Stoff zu haben, der sein ganzes Interesse errege, an den sich Herz und Phantasie mit Innigkeit und Feuer anschließe. Bisweilen fürchtet er sogar eine allzu große Theilnahme des Gemüths an seinen Schöpfungen. Das Wort, welches er an eine seiner Lieblingsgestalten richtet,

Dich schuf das Herz, Du wirst unsterblich leben,

oder die Verse im Prolog zum Wallenstein:

Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen,

könnten wohl allein genügen, um den Gedanken an ein blos formelles Streben auszuschließen. In der That hat kaum irgend ein Dichter so bewußt und ausschließlich nach großen, imposanten Stoffen gegriffen wie Schiller. Einzig die Braut von Messina ist rein aus formellen Rücksichten hervorgegangen, ein Versuch,

die Formen der antiken Tragödie wiederherzustellen, und nach der theatralischen Kunst muß sie wohl als Schiller's Meisterstück betrachtet werden. Hier ist der Inhalt zu der Form gedichtet worden, und die Pracht des Gewandes hat dem kalten Stoff eine solche Wirkung verliehen, daß ihr die Periode der Schicksalstragödien folgte. Eine mikroskopische Kritik, die über scharfsinnigen Deutungen der Einzelheiten den klaren und verständlichen Sinn des Ganzen vergißt, hat dann auch aus den übrigen Dramen Schiller's formelle Kunststücke und Schicksalstragödien gemacht. Ein Anfang dieser Auffassung findet sich schon in Eichhorn's Geschichte der Literatur bei der Beurtheilung des Wallenstein, den doch nur eine Verwechslung zwischen dem Glauben des Helden und der Vorstellung des Dichters zu einer Schicksalstragödie stempeln kann, da der Untergang Wallenstein's durch das unmittelbarste eigene Verschulden in seinem Thun und Unterlassen herbeigeführt wird.

Am treffendsten und überzeugendsten hat Julian Schmidt in dem Buch „Schiller und seine Zeitgenossen" dargethan, daß Schiller's größte dichterische Kraft in dem geschichtlichen Realismus seiner Dramen liegt. Um die lebendige Anschaulichkeit zu erreichen, machte er zum Wallenstein über Geschichte und Kultur der Zeit von der großen und kleinen Politik bis zur Astrologie und Alchymie, über militärische Dinge und die Lokalitäten der Handlung Studien, die weit über seine Vorbereitungen zum dreißigjährigen Krieg hinausgingen. Und es gelang ihm, von dem Waffengetöse, dem Kriegsleben, dem Geist und der Stimmung des Lagers ein so lebensvolles Bild zu entwerfen, daß von dem Stücke gesagt worden ist, es rieche ganz nach Pulver. Diesen glänzenden Realismus hat auch Tieck in seiner trefflichen Rezension des Wallenstein vollkommen gewürdigt. Und in demselben, wenig befreundeten Berliner Kreise erkannte die Rahel zur Zeit der späteren Napoleonischen Kriege, wie ergreifend Schiller die gährende Welt, die Leidenschaften der Politik und des ewigen Kriegs dargestellt, wie großartig er ihn gefaßt,

Den Mächtigen in seines Heeres Mitte.

In den bewegten Zeiten wurden seine Schöpfungen erst verständlich. Dieselbe realistische Kraft offenbart sich in der vollendeten Kunst seiner Balladen, der gedrängten Kontinuität der

Handlung, der klaren und tiefen Charakteristik, dem Zusammenstimmen von Ton und Zeichnung. Sie hat in seinem letzten Drama, dem Tell, ein bewunderungswürdig treues, lebendiges Bild der Schweizer Natur, des Volkes und der geschichtlichen Bewegung hervorgebracht. Seine Schweizer sind weder arkadische Schäfer, noch spekulative Philosophen, sie sprechen nicht nach den Grundsätzen des Contrat social oder von allgemeinen Menschenrechten; sie sind von echter, ungekünstelter Vaterlandsliebe, von dem einfachen Sinn alten Rechts und alter Sitte erfüllt, und aus diesem Geiste schöpfen sie den hingebenden Muth zu patriotischem Handeln. Es war nach Schiller's eigener Aeußerung zuerst „der treuherzige, Herodotische, ja fast Homerische Geist in Tschudi's schweizerischer Geschichte", was ihn zu diesem Stoffe zog; dann reizte ihn der schlichte, typenhafte Zuschnitt der Charaktere, welche hier ganz natürlich Stände und Gattungen repräsentiren. Man hat mit Recht gesagt, daß keine der einzelnen Personen sehr interessant, das Ganze aber ein vollendet wahres, historisches und poetisches Gemälde ist. Man könnte sogar gerade hierin einen treuen Zug der Schweizer Geschichte erblicken; denn diese ist reich an großen, außerordentlichen Thaten, aber sie gehen so demokratisch aus dem Geist des Ganzen, aus dem einmüthigen Zusammenstehen der Vielen hervor, daß die Einzelnen fast ganz dagegen verschwinden; in ihrer politischen und kriegerischen Geschichte tritt kaum ein Mann von entscheidender Größe auf, und nur sehr Wenige nehmen ein hervorragendes persönliches Interesse in Anspruch.

Schiller schreibt über den Tell an Körner, es solle hier ein „ganzes lokalbedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter und ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen mit dem Charakter der höchsten Nothwendigkeit und Wahrheit zur Anschauung gebracht werden". Diese Worte drücken den inneren Zusammenhang seiner poetischen und seiner historischen Auffassungsweise treffend aus. Die dichterische Darstellung großer Begebenheiten in diesem Sinne entspricht völlig seiner Geschichtsphilosophie. Wenn die Poesie sich nicht mit einem abgezogenen Spiritualismus oder mit den Abstraktionen der Metaphysik verträgt, so erscheint ihr dagegen eine positive Philosophie, die das Ideal nur im einheitlichen Zusammenhange des Wirk-

lichen und Natürlichen ſucht, in hohem Grade günſtig, weil ſich in dieſer Empfinden und Denken, Anſchauung und Begriff nicht feindlich entgegenſtehen. Auf dem Boden einer ſolchen Philoſophie, welche nicht das natürliche Gefühl und die ſinnliche Wahrnehmung unterdrückt, ſondern beide zu den einzigen Ausgangspunkten ihrer Spekulationen nimmt, kann ſich die Dichtkunſt ungehemmt entfalten und mit gleicher Energie zum individuellen Leben wenden, wie Goethe, oder zum öffentlichen, wie Schiller gethan. Um hier große Erfolge zu erreichen, war ſowohl die feſte ethiſche Weltanſchauung, als eine umfaſſende Einſicht in die Geſchichte nothwendig. Nur mit ihrer Hülfe war die hiſtoriſche Wahrheit in den poetiſchen Gebilden möglich. Dante läßt die Seligen, nachdem in der Lethe das Andenken des Irdiſchen ausgelöſcht worden, aus der Eunoe trinken, wodurch die Erinnerung des Guten und Schönen wieder auflebt. So tilgt die Poeſie an ihren Helden die Flecken des Alltäglichen und Kleinen und bringt dadurch die idealen Seiten zu voller Erſcheinung. Der große Styl liegt, wie Schiller in der Bürger'ſchen Rezenſion ſagt, in der Wegwerfung des Zufälligen und im reinen Ausdruck des Nothwendigen. Hier kommt es indeſſen vor allen Dingen auf das richtige Maaß und Verhältniß an. Von dieſer Seite ſind Schiller's Dichtungen am härteſten und mit dem größten Recht angegriffen worden. Die Behandlung des Individuellen, die ſich im Tell rechtfertigen läßt, wird in anderen Stücken zum offenbaren Fehler. Er charakteriſirt zu plan und allgemein, zeichnet nicht volle konkrete Menſchen, ſondern nur einzelne Charakterſeiten, miſcht zu viel Abſtraktes und Moraliſirendes ein, was nicht den handelnden Perſonen, ſondern dem reflektirenden Dichter angehört, und ruft dadurch zuweilen den Eindruck der Monotonie und des Deklamatoriſchen hervor. Wenn auch auf dieſe Mängel die Vorliebe für das Impoſante der antiken Kunſt und gewiſſe Uebertreibungen der Theorie von der Erhebung des Individuellen und Lokalen zum Allgemeinen nicht ohne Einfluß geblieben ſind, ſo meine ich doch, daß man hier zu ſehr dem theoretiſirenden Aeſthetiker zur Laſt gelegt hat, was aus der Natur des Dichters ſtammt. Er hat ſich in ſeinen Schriften und nach ſeinen Briefen viel mit dem Problem beſchäftigt, „was die Kunſt von der Wirklichkeit annehmen oder

fallen lassen muß". Er zeichnet sehr scharf den Unterschied der antiken Tragödie, welche mehr ideale Masken, als eigentliche Charaktere giebt, und des Reichthums Shakespeare'scher und Goethe'scher Gestalten. Aber ich finde nicht, daß er in seiner Theorie zu einseitigen oder übertriebenen Resultaten kommt. Wenn er die Anforderung stellt, daß die poetischen Personen symbolisch das Allgemeine der Menschheit darstellen und aussprechen sollen, wenn er die typische Größe in der Poesie der Alten bewundert und es gelegentlich beklagt, daß der neuere Dichter sich zu sehr mit den Zufälligkeiten und Nebendingen der unbedeutenden Wirklichkeit beschäftigen müsse, so erkennt er doch vollkommen an, daß wir einen mannigfaltigeren Stoff, eine individuellere Charakteristik nicht entbehren können, und Niemand bewunderte mehr als er die Fülle und Naturwahrheit in der Dichtung Goethe's. Ueberhaupt ließ er sich durch die ästhetische Spekulation in der Praxis der Kunst nicht gegen sein Talent und gegen die Natur der Sache verleiten. Obwohl er theoretisch der Komödie wegen ihrer rein ästhetischen Wirkung den Vorzug beilegte, blieb er wegen des größeren Stoffes und seiner Anlage getreu bei der Tragödie stehen; und trotz der rührenden Begeisterung, mit welcher er in einem Briefe an Humboldt von der Idylle im Olymp spricht, als dem höchsten Vorwurf der Poesie, wo lauter Licht, kein Schatten, keine Schranke mehr, unternahm er nicht die Ausführung, weil er wohl fühlte, daß jeder Versuch scheitern muß, eine schattenlose Seligkeit ohne Bewegung, ohne Zwecke des Handelns in bestimmten Umrissen zu gestalten. Auch Dante's Paradies giebt im Vergleich mit der bewegten Leidenschaft der Hölle ein leeres und eintöniges Bild. Was man der Aesthetik Schiller's und ihrem Einflusse vorzuwerfen pflegt, ist in der That mehr ein Maaß seines Talents als ein Mangel seiner Theorie. Er hatte nicht die volle, geniale Anschauung Goethe's und vor allen Shakespeare's, der menschliche Charaktere, Handlungen und Leidenschaften mit so lebendigen, individuellen, schlagenden Zügen vor die Augen zu stellen weiß, als hätte er das Alles selbst durchlebt. Ihm mußte die feine und scharfe Beobachtung gegebener Stoffe zu konkreter Bestimmtheit verhelfen. Goethe machte Eckermann aufmerksam, „wie Schiller ein großer Künstler war und wie er auch das Objektive zu fassen wußte,

wenn es ihm als Ueberlieferung vor Augen kam". Dies war aber auch nothwendig für die Gediegenheit seines Schaffens. Subjektive Mängel treten überall hervor, wo er allein aus der eigenen Phantasie schöpfte, in der visionären, von jeder menschlichen Regung befleckten Vollkommenheit der Jungfrau und in der geistreich ausgedachten Fabel der Braut nicht minder, wie einst in der Aufopferung des Posa. Max und Tekla, an denen er mit höchster Begeisterung arbeitete, haben „nur eine logische Realität", sind Abstraktionen eines moralischen Idealismus ohne natürliches Leben. In der realistischen, naturwahren Umgebung erscheint ein Max Piccolomini an der Spitze Wallenstein'scher Regimenter wie eine Unmöglichkeit, und dabei sieht es fast wie eine Ironie aus, wenn der Vertreter des kategorischen Imperativs, der die tiefste Neigung seines Herzens, die Neigung, ohne welche er das Leben selbst nicht tragen kann, seiner Pflicht zum Opfer bringt, in demselben Augenblick tausend brave Männer, die seiner Ehre anvertraut sind, nutzlos in den sicheren Tod führt, blos um ein glanzvolles Ende zu nehmen. Das abstrakte und reflektirte Element seiner Kunst spricht sich auch in der Neigung zu allgemeinen Wahrheiten oder Sentenzen aus, die er in dem Aufsatz über die tragische Kunst als Stützen der Vernunft gegen zu heftige Gemüthserschütterungen ästhetisch rechtfertigt. Seine Virtuosität darin erinnert an den Euripides. Hoffmeister bezeichnet ihn deshalb als unseren größten Epigrammatiker. Er hatte im hervorragendsten Maaße die Gabe, bedeutungsvolle Gedanken in mächtige Worte oder Bilder zusammenzudrängen, die sich unauslöschlich dem Gedächtniß einprägen. Dadurch macht er, als ein wahrer Dichter, Reihen von Ideen schwingen, unendlich länger, als sie vor seiner eigenen Seele standen.

Vermissen wir an den einzelnen Personen und ihrem Reden häufig die konkrete Individualisirung, so tritt dagegen der Charakter des Ganzen, Lage, Ideen und Stimmungen der Zeiten meistentheils in anschaulicher Wahrheit und lebendiger Färbung hervor. Selbst wenn er in der Braut von Messina christliche und heidnische Ideenkreise willkürlich zu vermischen scheint, sehen wir ihn dies realistisch motiviren, indem er in der Vorrede zum Stück und ähnlich in einem Briefe an Körner erinnert, er habe

den Schauplatz der Handlung nach Sizilien verlegt, wo sich in der That antike und christliche und sogar mahomedanische Anschauungen neben einander behauptet und durchdrungen hätten. Der Geist des öffentlichen Lebens, der in seinen Dramen weht, die kräftige Bewegung in der geschichtlichen Welt zeichnen Schiller so hoch aus, daß in dem Fache der historischen Tragödie, den einzigen Shakespeare ausgenommen, unter den Dichtern aller Nationen keiner über ihn gestellt werden kann. Dessenungeachtet hat man längere Zeit hindurch sein außerordentliches realistisches Talent fast gänzlich mißachtet. Gervinus hat die Gründe hierfür in seiner Literaturgeschichte und schon in der früheren kleinen Schrift über den Goethe'schen Briefwechsel klar hervorgehoben. Einmal lesen die Meisten Schiller's Dichtungen in früher Jugend, wo der Klang der Verse und die sentimentalen Episoden vorzüglich anziehen; diese Eindrücke haften und lassen den eigentlichen Kern der Werke übersehen. Und dann trat nach dem patriotischen Enthusiasmus der Freiheitskriege eine Abspannung ein, welche sich von allem Historischen und Politischen in der Kunst wie im Leben abwendete, und Schiller ward in den tonangebenden Kreisen der Kritik und Aesthetik um so geringer geachtet, als man längst angefangen hatte, unmittelbare Tendenzen und politische Gemeinplätze in seinen Dramen zu suchen. Wie die geschichtliche Tragödie nur unter den Eindrücken großer geschichtlicher Begebenheiten gedeiht, so wird sie auch in bewegteren Zeiten mit vollerer Sympathie aufgenommen und gewürdigt. Eine politisch strebende, zum Handeln aufgelegte Generation wird sich mehr von Schiller's Werken angeregt fühlen als die Periode der ästhetischen Beschaulichkeit. Ein vorurtheilsfreier politischer Sinn wird seiner tiefen, positiven Auffassung der Zeiten und Zustände und ihres eigenthümlichen Lebens stets Gerechtigkeit widerfahren lassen. Schon in der Zeit, als er sich mit dem Entwurf eines epischen Gedichtes trug, erkannte Schiller, wie er in einem Briefe an Körner ausführt, daß bei vaterländischen Stoffen Inhalt und Form in einer natürlicheren Verwandtschaft stehen, und daß sich in historischen Gegenständen das poetische Interesse am meisten mit nationalem und politischem vereinigt; und wenn er in theoretischen Aeußerungen bisweilen die formelle Wirkung der reinen Kunst zu einseitig betont,

wenn er fürchtet, dem Inhalte zu viel einzuräumen, wenn er es faſt bedauernd ausſpricht, daß der Dichter ſich ſeiner Zeit und ſeinem Volke nicht entziehen könne, ſo war in der Ausübung die echte Künſtlernatur zu ſehr in ihm lebendig, als daß ſie durch ausſchließliche Formintereſſen gefeſſelt werden konnte. Was die Gemüther der Menſchen tief erregen ſoll, das muß aus dem Gemüthe kommen. Der Dichter, der ſich von ſeiner Zeit und ſeinem Volke abwendet, bringt nur Schatten hervor. Je größer ein Künſtler iſt, deſto tiefer wurzelt er im nationalen Leben. Nur der treue Repräſentant des Volkes und ſeiner Ideen vermag daſſelbe innerlich zu ergreifen, und in der Kunſt beſtätigt die Nachwelt faſt immer das Urtheil des Zeitalters. Ein Kunſtwerk, welches auf die eigene Zeit nicht wirkt, das iſt verworfen von aller Zeit. Schiller's Poeſie verkörperte Ideen, welche ſeine Zeit bewegten, und die Werke, die aus dieſem Geiſte hervorgingen, nahm das oft geſchmähte Zeitalter mit Enthuſiasmus auf. In dem Prolog zum Wallenſtein ſpricht er es ſelber aus, daß die düſtere Zeit, das Zerfallen der alten Formen mahnen ſoll, in die Wirklichkeit zu ſchauen, wo abermals gewaltige Naturen um große Ziele der Menſchheit, um Herrſchaft und um Freiheit ringen,

und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne.

Wie die Revolutionen im Fiesco und Don Carlos, ſo malten die Kriegsſcenen des Wallenſtein, die nationalen Befreiungen in der Jungfrau von Orleans und im Wilhelm Tell mit poetiſcher Intuition die großen Ereigniſſe voraus, die ſich in den Geiſtern vorbereiteten. Die Stürme der Zeit wehten in dieſen Dichtungen, darum haben ſie eine unermeßliche Wirkung gethan. In ihren Geſtalten, in ihren Stimmungen ſpiegelten ſich die kriegeriſche Begeiſterung und die Völkererhebung von 1813; und das Wallenſtein'ſche Reiterlied hallte in den Kriegs- und Freiheitsliedern der deutſchen Jugend wieder.

Goethe hatte geäußert, das Wahre und Schöne könne ihn zu Thränen rühren, und Schiller antwortete: dem Vortrefflichen gegenüber giebt es keine Freiheit als die Liebe. Vor einer großen und edlen Geſtalt ziemt ſich wohl ein ſolches Gefühl. Die wiſſenſchaftliche Betrachtung darf ſich ihm aber nicht überlaſſen; ſie ſoll die Wahrheit geben, nicht ein Ideal. Und man

mag die Wahrheit mit Begeisterung suchen, aber Begeisterung allein findet nicht die Wahrheit. Biographen hervorragender Männer vergessen das leicht und verwechseln, was ihr Gegenstand ihnen subjektiv und was er objektiv in der Geschichte ist. Solche Idealisirungen, welche die Flecken auslöschen und die Verdienste vergrößern, fälschen nicht nur die Wahrheit, sondern schaden auch dem allzu laut verkündeten Ruhme, indem die Uebertreibung des Lobes Widerspruch und Verkleinerung herausfordert. Diese naturgemäße Reaktion gleicht der antiken Nemesis oder dem Neide der Götter, welche die zu hoch Gestiegenen — *τὰ γὰρ περισσὰ σώματα* — in das Verderben stürzen, und trifft unverschuldet, wenn die Ueberhebung nicht den Helden, sondern ihren unberufenen Vergötterern zur Last fällt. Wir dürfen Schiller in Philosophie und Wissenschaft nicht auf die Stelle erheben wollen, die ihm als Dichter gebührt, wir dürfen ihn hier nicht zu den schöpferischen oder epochemachenden Geistern ersten Ranges zählen; aber eine hohe Bedeutung können wir nach dem, was er erkannt, gelehrt und gewirkt hat, auch in den philosophischen und historischen Wissenschaften mit vollem Rechte für ihn in Anspruch nehmen.

Der letztgeborene Dichter von unbedingter Größe und einer der ersten thätigen Jünger der neuen Philosophie, stand Schiller in der Epoche der deutschen Literatur, welche nach dem langen fragmentarischen Treiben in allen Zweigen des Wissens die Einheit nicht mehr ausschließlich in der Kunst suchte, sondern den Uebergang von der ästhetischen und poetischen zur eigentlich wissenschaftlichen Behandlung der Geschichte und Philosophie bezeichnet, die populäre und dichterische Darstellung streng von der wissenschaftlichen Forschung scheidend. An diesem Uebergange hat er selbst einen erheblichen Antheil genommen. Seine richtige Auffassung und Vertretung der Kantischen Lehren hat entschieden mitgewirkt, wissenschaftliche Grundsätze und Methoden lebendig zu erhalten und zu verbreiten, welche auf ernste Wissenschaftlichkeit nachhaltig den größten Einfluß üben, welche für ihr Fortschreiten und Gedeihen die wesentlichsten sind, zu denen sie immer zurückkehrt. Unter dem Einfluß dieser Philosophie haben sich die Wissenschaften nach allen Richtungen unabsehbar erweitert und gehoben. Man hat auch später in wechselnden

Systemen eine leichtere Einheit gesucht, als die strenge, exakte Forschung sie in Aussicht stellen kann, und ist enttäuscht von ihnen zurückgekommen. Die großen Gedanken Kant's über menschliches Wissen und Handeln, mit dem sittlichen Ernst und dem warmen Gefühl aufgefaßt, wie es durch Schiller geschehen, bilden den Grund einer Weltanschauung, der kein Zeitinteresse und kein ephemerer Götzendienst auf die Dauer zu widerstehen vermag. Von ihr geleitet hat Schiller eine Philosophie der Geschichte gelehrt, welche ein geordnetes, allseitiges Bild der Menschheit erstrebt, wie sie sich in den verschiedenen Völkern und Zeitaltern, in einzelnen Personen und Begebenheiten und in dauernden Richtungen ausprägt, und welche über die Entwickelung menschlicher Fähigkeiten, über das Wachsthum materieller Kultur, wie geistiger und sittlicher Bildung Rechnung halten soll. Diese Gedanken des Fortschritts und der Entwickelung hat er auch in bedeutenden Werken der Spezialgeschichte festgehalten. In diesem Sinne bearbeitet sollen Geschichte und Anthropologie die erfahrungsmäßigen Grundlagen der moralischen und politischen Wissenschaften werden. Namentlich die Geschichte der Kunst, welche eine der wichtigsten Bestandtheile in der Gesammtsumme nationaler Bildungselemente ist, und deren Entwickelung daher eine große Bedeutung in der Kulturgeschichte beansprucht, hat er durch seine kritischen und literarhistorischen Anregungen, durch seine klaren und bestimmten Theorien mächtig gefördert. Anknüpfend an die Totalität der menschlichen Natur, an das Zusammenstimmen ihrer getrennten Kräfte, hat er der Kunst die hohe und ernste Stellung vindizirt, in der sie nicht bloß eine tändelnde Verzierung des Lebens ist, sondern Geist und Gemüth reinigen, stärken, erheben, die durch eine falsche oder einseitige Kultur gestörte Harmonie wiederherstellen soll. So hat er in seiner Theorie wie in seiner Dichtung gestrebt, die Poesie zu einer Bildnerin der Menschheit, zu einer Bibel der Laien zu erheben.

Die Anschauungsweise, welche überall vom Thatsächlichen und Gegebenen ausgeht, nur von der Erfahrung zum Gesetz, vom Einzelnen zum Allgemeinen strebt, ward bis auf Kant meistentheils nur in den physikalischen Wissenschaften und in den Detailforschungen als maaßgebend anerkannt. Man glaubte

nicht, daß sie konsequent durchgeführt, auf die moralischen Wissenschaften ausgedehnt, zu einer das Ganze umfassenden Philosophie erhoben werden könnte. Schiller gehört zu den Ersten und zu den Wenigen, welche das Bewußtsein hatten, daß dies eine Philosophie und die Auffassung der Wissenschaften aus ihr heraus und nach ihrer Methode eine philosophische sein kann. Er hat sie in ihrer Totalität geltend gemacht, aus ihrem Standpunkte die positive Methode der Wissenschaft, die Moral, die Aesthetik und die Geschichte tiefsinnig und erfolgreich behandelt. Und in diesem Geiste hat er nach vielen Richtungen und in reichem Maaße ausgestreut eine

Saat von Gott gesä't, zum Tage der Ernte zu reifen.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei in Berlin, Adlerstraße 9.

38

SCHILLER

Schiller

IN SEINEM VERHÄLTNISS ZUR

in seinem Verhältniß zur Wissenschaft

WISSENSCHAFT

dargestellt

von

Carl Twesten.

TWESTEN

Berlin.

Verlag von J. Guttentag.

1863.

EP 976 A. 2